[J[ohann] G[ottfried] Pahl]

Lesebuch

für

das schöne Geschlecht

in

angenehmen und lehrreichen

Unterhaltungen.

Erster Band.

Nördlingen,

bey Karl Gottlob Beck 1800.

Stadtbibliothek
Augsburg

1965, 1138

Kurzer Vorbericht.

Diese Schrift ist dieselbe, welche in den Jahren 1796 und 1797 in zweyen Bänden, unter dem Titel: Handbibliothek für meine Tochter, in meinem Verlage erschien. Alle sachkundigen Leser derselben stimmten in dem Urtheile überein, daß sie ihrem Zweck, durch angenehme Unterhaltung nützlich zu belehren, vollkommen entspreche; und dieses Urtheil wurde auch von allen kritischen Journalen bestätigt, in denen sie bis itzt angezeigt worden ist.

Demungeachtet fand sie, aus Ursachen, die in der bekannten itzigen Lage des Buchhandels aufgesucht werden müssen, bey weitem denjenigen Absatz nicht, auf den ich gerechnet hatte; und wenn sie auch viel gelesen wurde, so wurde sie doch desto weniger gekauft.

Kurzer Vorbericht.

Man weiß, wie viel oft der Name einer Sache zu ihrer Empfehlung beyträgt. Ich lasse deshalb jenes Werk unter einem neuen Titel erscheinen; ich vermeide aber dabey zugleich jedes Ansehen von Unredlichkeit, indem ich diese Buchhändlerische Operation hiermit selbst anzeige. Mögen befugte Richter entscheiden, ob dieser Versuch, ein Produkt von anerkanntem Werthe in größern Umlauf zu setzen, verwerflich ist, oder nicht?

Nördlingen,
den 1. May 1800.

Der Verleger.

Ueber
die Lektüre der Frauenzimmer.

Fragmente.

Der unbekannte Mann, der das erste Buch geschrieben hat, wollte für ein großes gemischtes Publikum das nämliche seyn, was ein Lehrer für seine Schule, oder ein Erzähler für die Gesellschaft ist, die sich um ihn versammlet. Was dieser oder jener seinem kleinern Zirkel mündlich vorträgt, schrieb jeder auf Stein, oder Baumrinde, oder Schilf, — und so gieng sein Werk von Hand zu Hand, wurde durch neue Abschriften vervielfältiget, trug den Namen und die Gedanken seines Urhebers unter Menschen, die im Raume und in der Zeit von ihm entfernet waren, und stellte ihnen die letztern eben so genau und deutlich dar, als wenn er sich in Person unter sie gemischt, und ihnen seine Vorstellungen

durch Hülfe der Sprache mitgetheilt hätte. — Die Leute aber, die sein Produkt zur Hand nahmen, thaten es in derselben Absicht, die die Schüler eines Lehrers, oder die Zuhörer eines erzählenden oder räsonnirenden Gesellschafters bezielen, sie suchten aus denselben neue Ideen zu schöpfen, durch die entweder der Gesichtskreis ihres Geistes erweitert, oder wenigstens die Kraft desselben in eine angenehme Thätigkeit gesetzt werden sollte.

Diesen gedoppelten Zweck beabsichtigen noch bis diese Stunde alle Leser. Sie wollen durch Lektüre entweder belehrt, oder unterhalten, oder beydes zugleich seyn; — belehrt, indem sie solche Wahrheiten kennen zu lernen suchen, die sie entweder gar nicht, oder doch nicht in ihrem ganzen, vollen Lichte einsehen; — unterhalten, indem diese Wahrheiten entweder an sich, oder auch nur die Einkleidung derselben, den Witz und die Phantasie interessiren, uud beyde mit angenehmen und ergötzenden Verbindungen und Bildern nähren sollen. — Wo das letztre mit dem erstern vereiniget ist, wo neue Wahrheiten auf eine anziehende und gefällige Art vorgetragen werden, findet sich

der

der Leser am meisten befriediget, weil aus der Verbindung des Wahren und des Schönen eine Vollkommenheit resultirt, deren Anschauung allen Kräften unsres Geistes Vergnügen macht.

Was der eine in der Schule des Weisen, der andere in dem Unterrichte des Religionslehrers, der dritte im Umgang mit einem Freunde von Einsicht und Talent, der vierte an der Seite des freundlichen, erfahrungsreichen Greisen — erwartet, das nämliche erwarten wir von der Lektüre; und was alle diese aus dem Munde ihrer Lehrer, durch den Sinn des Gehörs auffassen, das nämliche soll aus den Büchern, durch den Sinn des Auges in unsre Seele kommen.

Es ist, dünkt mich, nicht mehr Zeit, die Frage aufzuwerfen: ob Lektüre auch eine Beschäftigung für Frauenzimmer seyn dürfe? — Scheint es nicht, als ob diese Frage, in andre Ausdrücke übersetzt, etwa so lauten müßte: ob unsre Weiber und unsre Töchter auch nach Wahrheit und Erkenntniß, und nach Bildung ihrer Verstandeskräfte streben dürfen? — Zwar

bestimmen die letztern Ausdrücke den Zweck, und die erstern ein Mittel zu demselben. Aber worauf getraut ihr euch die Behauptung zu bauen, daß jenes Mittel nur für Männer, nicht aber für Weiber tauglich sey? Die Fähigkeiten ihres Verstandes entwicklen sich eben so, wie die eurigen, und sie fassen ihren Stoff mit diesen auf einem Wege, und nach denselben Gesetzen auf. — Wie könnte also das Mittel, dessen ihr euch bedient, um diese Fähigkeiten zu nähren und zu bilden, unbedingt für sie als zweckwidrig oder gefährlich erklärt werden?

Ich habe einige gelehrte Frauenzimmer bewundert; aber ich habe nie gewünscht, daß unsre Töchter sie nachahmen möchten. Denn ich fürchtete, sie möchten das, was sie an Gelehrsamkeit gewönnen, an den zu ihrer Bestimmung erforderlichen Eigenschaften verlieren. Das Weib, das mit Marie von Schurmann vierzehn verschiedne Sprachen schriebe, oder mit Eleonore Petersen über die Apokalypse kommentirte, oder mit Antoinette Baurignon auf dem theologischen Kampfplatze

platze erschiene, oder mit der Frau Dacier kritische und grammatische Untersuchungen über die Alten anstellte, — wäre sicher keine gefühlvolle Gattinn, keine sorgfältige Mutter, keine geschäftige Hauswirthinn, und kein Muster der sanften, stillen, bescheidenen Tugend, die ihres Geschlechtes größte Zierde ist.

Glaubet nicht, daß eure Töchter durch Lektüre gelehrte Weiber werden. Sie soll für sie ein Werkzeug zur Bildung ihres Verstandes seyn. Aber ein gebildetes und ein gelehrtes Frauenzimmer dürft ihr nicht miteinander verwechseln. Es finden sich zwischen beyden sehr wichtige Unterscheidungspunkte.

Das gebildete Frauenzimmer übt ihre Geisteskräfte an realen Gegenständen, die für die Menschheit ein hohes Interesse haben; das gelehrte aber hängt sich an Möglichkeiten und Ideale, und behandelt den unerheblichsten Stoff mit einer Wichtigkeit, als hänge das Wohl ganzer Generationen von ihm ab. Jene sieht bey all ihrer Geistesthätigkeit unverwandt auf den Zweck der Vervollkommung und Veredlung, diese blos auf den des Wissens und Erkennens.

Jene beruhiget sich mit Gründen, die ihrer eigenen Vernunft genug thun; jene sucht bis zu den allgemeinen gültigen Urgründen der Dinge hinauf zu steigen. Jene fragt sich immer nur: was? — diese: wie viel? sie weiß. Jene berechnet den Werth ihrer Kenntnisse nach ihrem Einflusse auf ihr äuseres und inneres Wohl; diese nach ihrer Ausbreitung und nach ihrer Schwere. Jene strebt nach Weisheit; diese nach Erudition. Jene verachtet den Buchstaben; diese den Geist. Jene horcht bescheiden auf die Stimme der Weisen und Guten im Volke; diese dringt sich in den Reihen der Lehrer, und buhlt mit ihnen um den Preis. Jene ist prätentionslos, sanft und wirklich; diese eitel, stolz, zänkisch, und oben drein, ein moralischer Zwitter.

Ihr habt recht, wenn ihr behauptet, daß die Familie zu Grunde gehe, wo das Weib, statt des Mannes und der Kinder zu pflegen, und das Gesinde und die Hausgeschäfte zu leiten, chymische Versuche anstellt, oder den Text alter Schriftsteller berichtiget, oder über der Rechnung des Unendlichen brütet; aber niemand wird euer Urtheil billigen, wenn ihr das nämliche Prädikat auch dem Weibe beyleget, die auf

dem

dem Pfade der Wahrheit und der Schönheit zur Sittlichkeit zu wandeln, ihren Geist durch gemeinnützige Kenntnisse anzubauen, die höchsten Angelegenheiten des Menschen aus Gründen kennen zu lernen, und die Vernunft ihrem Zwecke gemäß, zu gebrauchen sucht. — Kann dasjenige verdammlich seyn, wozu uns die Natur selbst, durch die Anlagen, die sie uns gegeben hat, auffordert, und das so gar allgemein, als nothwendiges Hülfsmittel zu unsrer Bestimmung anerkannt wird?

Man lernt die Wahrheit nicht allein aus Büchern.

Die erste und natürlichste Art der Uebung unsres Erkenntnißvermögens ist — Beobachtung. Wir sollten von Jugend auf daran gewöhnt werden, alle Dinge, die uns aufstoßen, als vernünftige Wesen zu betrachten, d. h. wir sollten uns nicht mit dem Eindrucke begnügen, den sie auf uns machen, sondern immer sogleich auf ihre Ursachen und Folgen Rücksicht nehmen, den Zusammenhang untersuchen, worinn sie mit andern Dingen stehen, und die

allgemeinen Begriffe und Grundsätze ableiten, die in ihnen liegen. Dadurch bereiteten wir unsrer Vernunft einen unendlichen Stoff, und zugleich einen weit größern Gewinn, als ihr Lektüre nie verschaffen kann. Jeder natürliche Gegenstand, jede Erscheinung, jede Veränderung in der belebten und unbelebten Welt, jede menschliche Handlung reizte unsern Geist zur Thätigkeit. Dadurch erweiterte sich aber auch sein Horizont um so schneller; er sähe alles viel richtiger und unbefangener, er gienge durchaus seinen eigenen Gang, er gewöhnte sich überall sogleich die Anwendung von seinen Beobachtungen zu machen; — wir würden praktische Philosophen, die all' das nützen, und alle dem gemäß denken und handeln, was sie erkennen.

Es ist um so besser, wenn wir mit der eigenen Beobachtung die Lektüre verbinden, weil sie uns auch mit den Bemerkungen und Urtheilen anderer bekannt macht, und den Reichthum der Materialien, womit sich unser Geist beschäftiget, vermehrt. Aber wir sind gewohnt, über dem steten Gebrauche des letztern Mittels, das erstre hinwegzuwerfen, und über dem ewigen Lesen,

auf

auf alles eigene Beobachten Verzicht zu thun. Deßhalb trennen wir die wirkliche Welt von der möglichen, die in den Büchern dargestellt ist, dergestalt los, daß wir in jener von all' unsern durch Lektüre aufgefaßten Grundsätzen gar keinen Gebrauch machen, und gerade so handeln, als kennten wir diese gar nicht. Unser Verstand scheinet keine selbst thätige Kraft, sondern ein bewegungsloser Behälter zu seyn, in den Materialien aller Art hineingeworfen werden, und in einander verfaulen.

Wir sind dem thörichten Manne vollkommen ähnlich, der sich bey dem klarsten, gesundesten Auge, gleich einem Blinden, von seinem Knaben am Stocke führen läßt.

Beobachtet, höret, und betastet selbst, in eurem Kreise alles, was sich eurer Empfindung darbeut. Leget eure Wahrnehmungen vor dem Richterstuhle eurer Vernunft nieder, und sehet zu, welches Urtheil sie darüber fälle. — Höret aber auch, was andere empfunden, beobachtet und geurtheilet haben, daß sich durch die Darstellung ihrer Ideen das Gebiet eures Geistes erweitere, und die in euch urtheilende Kraft geleitet und berichtiget werde.

Unter unsern Weibern und Töchtern ist seit einiger Zeit eine neue, zuvor in Deutschland nie beobachtete Krankheit entstanden, die man mit einem, in der That sehr treffenden Ausdrucke — die Lesewuth — bezeichnet hat. Sie äusert sich durch einen unmäßigen, nie zu befriedigenden Hang, immer und alles durch einander zu lesen, und dieser gemisbrauchten Art von Thätigkeit, jede andere Beschäftigung, selbst diejenigen, zu denen der Beruf eines jeden am dringendsten auffordert, aufzuopfern. Sie widmen jede Stnnde, die nicht dem rauschenden Vergnügen, und den Angelegenheiten des Putzes gehört, der Lektüre. Mit dem Buche in der Hand stehen sie auf, mit ihm erscheinen sie bey der Tafel, mit ihm wandeln sie durchs Feld, auf Reisen ist es ihr Gefährte, und wenn sie schlafen, ziert es die Toilette. In der Wahl ihrer Lektüre verhalten sie sich, wie die verworfensten ihres Geschlechtes in der Wahl ihrer Liebhaber; sie streben bloß nach Mannigfaltigkeit. Ob dieser Roman die Einbildungskraft verrückt, ob jenes Journal den Charakter vergiftet, ob jene Sammlung von Gedichten Zucht und Schamhaftigkeit beleidiget, ob jenes Drama

ver=

verwerfliche Leidenschaften erregt, ob jenes Allerley die heiligsten Wahrheiten verhöhnt — darüber ist man ganz unbekümmert. Man sucht nur Abwechslung, hüpft sorglos von der Blume auf den Stengel, und saugt gleichgültig aus diesem das Gift, wie aus jener den Honig.

„So sprechen nur die Verächter des weib„lichen Geschlechtes, die uns gern zu Thieren „und Avtamaden herabwürdigen möchten, da„mit sie ihren Despotismus desto ungehinder„ter an uns ausüben könnten!"

Nein, meine Schönen! so sprechen ihre Freunde, und ihre Verehrer, die gerne jede gute Gabe geweckt sehen, die in ihnen ist. Sie eifern nicht gegen den Gebrauch eines Bildungsmittels, dessen Werth sie anerkennen, und das sie ihnen selbst aufs dringendste empfehlen; sondern nur gegen den Misbrauch desselben. — Verdienet derjenige ein Verächter der Arzney und der Aerzte genannt zu werden, der seinen Freunden räth, die erstre mit Maaß und Vorsicht zu gebrauchen, und von den letztern nur den erfahrensten und scharfsinnigsten auszuwählen?

Wer

Wer zu viel liest, versäumet darüber das eigene Beobachten und Denken. Er sammlet sich vielleicht eine Menge Kenntnisse, aber sie liegen in einer chaotischen Unordnung durcheinander, und sind ihm zu keinem nützlichen Gebrauche dienlich. Er beschäftigt die Einbildungskraft und das Gedächtniß, und lähmt die Vernunft. Er macht das Mittel zum Zwecke. — Es geht ihm, wie dem unmäßigen Esser. Statt daß die Speisen seinen Körper nähren und stärken, schwächt er durch das Uebermaaß derselben die Werkzeuge der Verdauung, und erschlafft alle seine Kräfte. — Und sind wir denn blos um des Lesens willen in der Welt? Eure Männer, eure Kinder, eure Familien, der Staat — haben Ansprüche an euch, die ihr nicht unerfüllt hinwegweisen dürfet. Lektüre soll euch tüchtig machen, diesen Ansprüchen ein volles Genüge zu thun. Aber wie wenn ihr die letztern über der erstern vergesset? Werden sich die besagten Menschen und Gesellschaften wohl damit beruhigen, wenn ihr ihnen sagen könnt, in welchen Umschlag das Modenjournal geheftet, welches der unterhaltendste Roman der letzten Messe, und welches das launigste Gedicht im neuesten Damenalmanach sey? — Für

Für euch aber, die ihr so sorglos von Buch zu Buch flattert, unbekümmert, ob's euch nütze oder schade, ob's euch weiser oder unweiser, stärker oder schwächer mache, was ihr leset, hat ein weiser Mann des Alterthums ein wahres Wort gesagt: „Eine planmäßige Lektüre, sagt er, nützt; eine mannigfaltige ergötzt. Aber jedermann gehet, um sein Ziel zu erreichen, den geraden Weg; — nur die Thoren zerstreuen sich auf Nebenwegen!“

Aus dem Zwecke der Lektüre solche Kenntnisse und Grundsätze zu sammeln, die uns zur Erfüllung unsrer Bestimmung tüchtiger, und bereitwilliger machen, ergeben sich für dieselbe folgende drey Hauptgesetze:

Nur diejenigen Stunden gehören der Lektüre, die du dir abbrechen kannst, ohne daß deine Bestimmung selbst darunter leidet.

Nur das sollst du lesen, was dem Zwecke der Lektüre entspricht.

Du sollst mit der Aufmerksamkeit und Anwendung lesen, die jener Zweck erheischet.

Möch-

Möchten doch unsre Töchter in der Wahl der Schriften, die sie lesen, vorsichtig seyn, und sich nicht durch die Stimme des großen Haufens, die, wie man weiß, so selten die wahre ist, sondern durch den prüfenden Scharfsinn eines gut denkenden und weisen Freundes leiten lassen. Sie ergreifen nur allzu oft solche Produkte, die, so sehr sie sich auch durch Titel, Darstellung und Gewand empfehlen, und so laut die öffentliche Meynung für sie spricht, doch dem Zwecke der Lektüre geradezu entgegen wirken, und statt der Wahrheit — Irrthum, statt des Lichtes — Finsterniß, statt reiner moralischer Begriffe — unsittliche Maximen verbreiten.

Zwar hält man größtentheils Lektüre nicht so wohl für einen Pfad zur Bildung des Verstandes und Herzens, als für ein Unterhaltungsmittel, wodurch man keinen bleibenden Gewinn, sondern blos eine vorüber gehende Ergötzung zu erlangen sucht. Aber sind denn die Dinge, mit denen wir uns um unsres Vergnügens willen beschäftigen, für unser wahres Wohl so gleichgültig, daß wir ohne Gefahr, eines wie das andere ergreifen dürfen? — Wir versäumen

men offenbar unsre wichtigsten Angelegenheiten, und bringen die Vollkommenheit und die Ruhe unsrer Seele unsern sinnlichen Neigungen zum Opfer dar, wenn wir bey unsern Vergnügungen blos auf den Grad des daraus entspringenden Wohlbehagens, und nicht zugleich auf den Zusammenhang derselben mit unserm sittlichen Interesse sehen. Jedes Vergnügen ist verwerflich, so bald es dem letztern entgegen stehet; und dieser Fall tritt bey mancher Art von Lektüre nur gar zu oft ein. Wir handeln deßhalb dem Zwecke unsers Daseyns, und allen Forderungen der Vernunft zuwider, wenn wir bey ihr den Grad der Ergötzung, dem Grade des Nutzens vorziehen; oder durchaus nur auf den ersten achten, und den letztern sorglos versäumen.

Der Umgang mit einem witzigen, vielwissenden, gesprächreichen Gesellschafter hat viel Ergötzendes. Aber würdet ihr einer Freundin, deren wahres Beste euch am Herzen läge, nicht rathen, sich von ihm zurück zu ziehen, wenn ihr wüßtet, daß er ihrer Tugend nachstelle, ihre beruhigendsten Ueberzeugungen erschüttere, und

ihr solche Begriffe einflöse, die sie für ihren Beruf allmählich unbrauchbar machten? —

Deßwegen wünsche ich, daß unsre Töchter, aus der unermeßlichen Menge von Büchern, womit unser Vaterland überschwemmt ist, und selbst aus denen, welche ausdrücklich für sie geschrieben sind, nur diejenigen auswählten, die sie über den Zweck des Menschen, über seine Natur und seine Pflichten überhaupt unterrichten; die sie mit der Welt im Grossen, ihrer Einrichtung, und ihren Gesetzen bekannt machen; die zur Bildung und Vervollkommung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte Anweisung geben; die sie Klugheit im Umgange mit Menschen, und in ihren Geschäften lehren; die eine aufgeklärte Religion und eine reine Moral vortragen; die insbesondere die Bestimmung des Weibes, ihren Charakter, uud ihre Pflichten schildern, und sie anleiten, wie sie überall die Forderungen erfüllen können, die die Gesellschaft und ihre einzelne Glieder an sie zu machen haben; die den Kräften der Seele eine gleichförmige Nahrung geben, ohne daß die eine auf Kosten der andern erhöhet und verfeinert werde; — Schriften, die ihren Stoff auf eine

gründ-

gründliche und anziehende Weise bearbeiten, für Wahrheit und Tugend das höchste Interesse erregen, den Verstand überzeugen, die Einbildungskraft mit treffenden und natürlichen Bildern erfüllen, den Geschmack an das wahrhaft Schöne gewöhnen, und den Willen bestimmen, jede deutlich erkannte Wahrheit durch Gesinnungen und Handlungen auszudrücken.

Wir haben in Deutschland an Schriften dieser Art keinen Mangel mehr, nnd unsre Töchter werden, wenn sie anders nicht von der obenbesagten Seuche ergriffen sind, die Quellen von Weisheit und Erkenntniß nicht erschöpfen, die ihnen so viele edle Menschen unsers Zeitalters geöfnet haben, z. B. Gellert, Geßner, Klopstock, Uz, Weiße, Dusch, Rammler, Wieland, Claudius, Niemeyer, Schiller, Hermes, Campe, Sander, Salzmann, Schmerler, Sintenis, Kosegarten, Feddersen, Spalding, Zollikofer, Marezoll, Knigge, la Roche, Marianne Ehrmann rc. rc.

So viel Vortrefliches zur Geistesnahrung für das schöne Geschlecht vorhanden ist, so verschwindet es doch beynahe vor dem Blicke, neben der unübersehlichen Menge unnützer und verderblicher Produkte, die so viele unberufene Hände in unserm Vaterlande mit jeder Messe für die Weiberwelt liefern. Der Pöbel unserer Schriftsteller unterscheidet sich hier sehr von den gebildeten Männern im bürgerlichen Leben. Diese behandeln das schöne Geschlecht mit Schonung, Delikatesse und Verehrung, und suchen alles sorgfältig zu vermeiden, was das feinere, weibliche Gefühl auf eine widrige Art affiziren könnte. Jene hingegen behaupten laut und dreiste, mit Worten und — noch mehr — mit der That: „für Weiber ist alles gut genug!" — Sobald ihr die Blößen ihrer Geburten aufdecket, und ihnen beweiset, welche Fehler sie in Sprache und Styl gemacht, welche Trivialitäten sie vorgetragen, wie sie durchaus auf der Oberfläche geschwebt, wie sie alles übertrieben und verzeichnet, welche Widersprüche sie zusammen gehäuft, wie fade sie geurtheilt, wie schief sie bemerkt, wie geschmacklos sie erzählt haben; — so geben sie euch wohl stillschweigend all' eure

Aus-

Ausstellungen zu, und werfen sich insgesamt in ihre armselige Schutzwehr: „wer wird auch in „einer Schrift für Mädchen und Weiber solche „Kleinigkeiten rügen!“

Kindische Tändeley, seichte Philosophie, abentheuerliche Dichtung, ein Witz, der die guten Sitten eben so oft beleidigt, als den guten Geschmack, verschrobene Phantasie und schwärmende Empfindeley — sind die Hauptzüge im Gemählde des großen Haufens unsrer Frauenzimmerschriften; — und das Resultat ihrer Lektüre, Tödtung der Vernunft, Ueberspannung der Einbildungskraft, Schwächung oder Verstimmung des moralischen Gefühls, Mißmuth, Misanthropie und Unbrauchbarkeit in allen Verhältnissen des weiblichen Berufes.

Ich glaube nicht, daß diejenigen Recht haben, die die Lektüre der Romane unbedingt verwerfen, und schlechterdings darauf bestehen, daß sie keinem Jünglinge und keinem Mädchen gestattet werden dürfe. — Es ist bemerkenswerth, daß seit einiger Zeit sogar solche Männer zu dieser Parthey übergetreten sind, die ehe-

mals selbst Romane geschrieben, und zum Theil sehr viel dazu beygetragen haben, den Geschmack in Ansehung derselben zu verderben. Sie sehen diese ihre frühern Produkte als Jugendsünden an, für die man im Mannesalter nicht mehr verantwortlich seyn kann.

Man muß gute und schlechte Romane unterscheiden. — Ich räume es auch gerne ein, daß die erstern vielleicht nie das Böse zu vergüten vermögen, das die letztern gestiftet haben. Aber es ist unbillig, wenn man um der letztern willen auch die erstern verdammen will.

Eine Dichtung, in der die Begebenheiten so eingeleitet, zusammengeordnet und vorgetragen sind, daß durch sie die Kenntniß des menschlichen Herzens befördert, schöne und große Grundsätze in Umlauf gebracht, das moralische Gefühl genährt und erwärmt, und der Geist an Beobachtung und Nachdenken gewöhnt werden kann, — sollte sie etwas schädliches und verwerfliches seyn? — Man hat auch von jeher unter den meisten gebildeten Nationeu Dichtungen dieser Art geschrieben und gelesen, und sie immer für ein nützliches Mittel angesehen, interessante

Wahr-

Wahrheiten auszubreiten, und liebenswürdige Empfindungen zu erwecken.

Man kann, vermittelst der wirklichen Geschichte, eine so vortrefliche Lehrmeisterin der Weisheit und der Tugend sie auch ist, und so wenig es geläugnet werden darf, daß das wahre Beyspiel einen weit haltbarern Eindruck auf das Herz mache, als das erdichtete, — nicht alle Zwecke erreichen, die durch den Roman zu erreichen stehen. Das erste Gesetz des Geschichtschreibers ist Wahrheit, und Treue in der Benuzung seiner Quellen. Wie selten dringt aber die erstere bis zu den letzten Triebfedern der menschlichen Handlungen, und dem geheimen Spiele der Leidenschaften hindurch? und wie oft stellen uns die letztern nichts weiter als gerade diejenigen Thatsachen dar, die in die Sinne fallen, ohne ihre Bestimmungsgründe, Veranlassungen und Folgen zu bemerken. Aber gerade diese Dinge sind für uns, die wir den Menschen kennen zu lernen suchen, am wichtigsten, und es scheint, daß uns hierinn der philosophische Dichter am meisten Genüge leisten könne, indem er aus den geprüften Resultaten, umfassender und sorgfältiger Beobachtungen, die Hand-

lungen und die Personen zusammen setzt, die er schildert. — Hiebey sind meistentheils nicht der individuelle Mensch, sondern ganze Gesellschaften und Verbindungen der Gegenstand der Geschichte. Jener wird durch die letztern gewöhnlich verschlungen. Wie viel Geisteskraft gehört aber dazu, ihn abzusondern, und gleichsam aus dem großen Drama herauszurufen? Und wie oft sind die Veränderungen desselben ein Werk so vieler Kräfte, daß es unmöglich ist, den Einfluß des einzelnen zu bestimmen? Glückt uns aber auch dieses, so sehen wir ihn doch gewöhnlich nur in seinem öffentlichen Berufe; aber er ist für den Beobachter oft weit interessanter und lehrreicher in seinem Privatleben, von dem die Geschichte schweigt.

Freylich leisten die wenigsten Romane das, was der gute Roman leistet. Wir werden auch immer mit schlechten überhäuft seyn, so lange die Stümper in der Schriftstellerwelt noch in dem ungeheuren Wahne bleiben, daß nichts leichter zu Stande zu bringen sey, als eine Dichtung dieser Art, da doch kaum ein Produkt des menschlichen Geistes ein so hohes Maas von Weltkenntniß, Philosophie, moralischem

Sinn, Lebhaftigkeit und Nüchternheit der Phantasie, und Bildung des Geschmackes erfordert. Unter hundert deutschen Romanen gehören immer neun und neunzig in den Kamin oder in die Pfefferbude.

Die Lektüre der Romane ist unter uns so allgemein, und wird mit einem so zufahrenden, alles verschlingenden Heißhunger getrieben, daß unsre Jünglinge und Mädchen bald den Verrückten in den Tollhäusern ähnlich seyn werden, die, durch ihre erhitzte Phantasie aus der wirklichen Welt in eine idealische versetzt, sich, während sie auf zermalmtem Stroh schlafen, und schimmlichtes Brod essen, für Eigenthümer von Kronen und Königreichen halten.

Gute Romane werden euren Töchtern nicht schaden. Nur müßt ihr sie mit Sorgfalt auswählen, und ihnen immer zu verstehen geben, daß gerade die Geschichte in einem Romane das unwichtigste, — daß sie nur das Vehikel für die durch denselben gelehrten Beobachtungen und Grundsätze sey.

Ueberlasset ihr diese Wahl dem Zufall, so werden eure Töchter nur gar zu bald zu

Schwärmerinnen und Empfindlerinnuinn ausarten, die mit der Welt und mit ihrer Bestimmung unzufrieden, sich selbst und andern zur Last leben, vor lauter Empfindung verschmelzen, überall nur vom ersten Eindrucke der Dinge abhängen, und bey Gelegenheit die nämlichen Rollen beginnen, die sie an den Heldinninn ihrer Romane so erhaben und so schön gefunden haben.

Ich hoffe, wenn wir in dem bisherigen Verhältnisse auf der Bahn der Aufklärung und der Kultur fortwandeln, daß wir nach einem gewissen Zeitverflusse keine Romane mehr bedürfen und keine mehr haben werden. Denn wir werden immer aufmerksamer auf die Geschichte der Individuen, und bereiten uns täglich einen größern Vorrath von Thatsachen, aus dem der Gang der Entwicklung des einzelnen Menschen, die aus dem wirklichen Leben hergenommen sind. — Wir werden aber auch, so Gott will! immer männlicher und stärker, und die Wahrheit wird uns endlich an sich einladend und reizend genug seyn, ohne daß sie erst in dem Gewande eines Mährchens vor uns erscheinen dürfte. In unsrer Kindheit lesen wir ä s o p i s c h e Fabeln,

beln, im Jünglingsalter Siegwart und Burgheim, und nun, nachdem wir Männer geworden sind, Mendelsohn, Garve und Kant. — Sollte der deutschen Nation im Buche des Schicksales das Mannesalter nicht bestimmt seyn?

Man muß bey dem Lesen nie vergessen, daß man die Absicht hat, dadurch unterrichtet, aufgeklärt und gebessert zu werden. Und hat man wirklich diese Absicht, so wird sich die Folge von selbst ergeben, daß man auch über das nachdenke, was man lieset.

Wenn du, meine Tochter! in die Gesellschaft eines Mannes kommst, dessen Weisheit und Rechtschaffenheit durch den öffentlichen Ruf anerkannt ist, und dieser Mann eröfnet seine Meynung über irgend eine Angelegenheit, die dir wichtig scheinet, so wirst du ihm erst mit gespannter Aufmerksamkeit zuhören, um seinen wahren Sinn zu fassen. Dann aber wirst du auch seine Vorstellungen unter einander selbst, und mit den deinigen vergleichen, um die Harmonie zu bemerken, die der Charakter der

Wahrheit ist. Dadurch wirst du dich in den Stand setzen, die richtig erkannte Meynung jenes Mannes mit ihren Gründen, so oft du willst, in dein Gedächtnis zurück zu rufen, und von der Ueberzeugung, die durch sie in dich gepflanzt worden ist, zu seiner Zeit einen nützlichen Gebrauch zu machen. — Gerade so verhält es sich auch mit der Lektüre.

Freylich wenn du bloß lesen wolltest, um dich zu unterhalten, das heißt, um die Stunden, die dir deine Geschäfte übrig lassen, aus Streben der langen Weile zu entgehen, durch eine zwecklose Zerstreuung zu tödten, so läge eben so viel nicht daran, wenn du deinen Verfasser mißverständest, oder ihn auch nicht verdauetest. Denn es geschähe deiner Absicht, weder durch das eine, noch durch das andere Eintrag. Aber Unterricht müsse dein Endzweck; Unterhaltung nur Nebenzweck seyn. — Würdest du zu viel, und alles durcheinander lesen, so fielen auch jene beyden Bedingungen weg. Denn wo man beständig liest, wo bleibt die Zeit zum Denken? — und wo die Kraft dazu?

Also lies mit Aufmerksamkeit, daß du wissest, was du liesest; — lies mit Nachdenken, daß

dir nicht über dem zerstreuenden Umherblicken auf das Gewand, der Geist entschlüpfe; — lies mit prüfender Vernunft, daß dir nicht Wahn und Trug statt der Wahrheit aufgebunden werde; — lies mit heiterm, freyem Sinne, daß deine Seele im Stande sey, zu fühlen, zu erkennen und zu forschen; — lies mit steter Rücksicht auf dein Herz, daß du so werdest, wie die Stimme der Wahrheit dich seyn heißt. —

Wann werden doch unsre Töchter einsehen lernen, daß es eine falsche, eitle, zurückschreckende Zierde ist, mit der sie sich, durch das Ausbieten ihrer Belesenheit, zu schmücken suchen? Wahrlich, wenige Aeuserungen der Eitelkeit fallen so widrig auf, und wenige erzeugen ein so nachtheiliges Urtheil, als diese. — Sie verliehren dadurch bey ihrem eigenen Geschlechte, indem sie sich über dasselbe zu erheben suchen; sie verliehren bey den Männern, indem sie auf einen Vorzug Anspruch machen, den ihnen diese meistens sehr ungerne zugestehen; sie verliehren überhaupt bey jedem gebildeten und guten Menschen, weil sie solche Züge verrathen, die sich in dem Charakter des Weibes von ächtem Werthe

nie finden. Jede Vollkommenheit des Menschen, sie heisse wie sie wolle, wird der ihr gebührenden Ehre verlustig, so bald wir uns ängstlich bestreben, sie überall hindurch blicken zu lassen, damit sie der Welt bemerkbar werde. Es ist kein Talent so groß und glänzend, daß es die jenem Streben zu Grunde liegende Eitelkeit bedecken könnte.

Nicht durch Zudringen in literarische Gespräche, nicht dnrch ungeforderte Erklärungen über wissenschaftliche Gegenstände, nicht durch philosophische und moralische Deklamationen, nicht durch auswendig gelernte Anekdoten, Sentenzen und Verse, nicht durch erudite Raisonnements über die neuesten Erzeugnisse des literarischen Bodens, — müssen unsre Töchter zu glänzen suchen. Ein gebildeter Verstand, ein gesunder Geschmack, eine ruhige Phantasie, ein für alles Gute warmes Herz, ein richtig geleitetes, durch die Vernunft beherrschtes Gefühl, und die reine Harmonie der Ueberzeugung und der Gesinnungen, — seyen die Früchte ihrer Lektüre, und durch diese müssen sie beweisen, daß sie sich bemühen, richtige Vorstellungen und nützliche Kenntnisse aufzufassen, die Würde

des

des Menschen zu behaupten, und die Bestimmung des Weibes zu erreichen.

Einige Mädchen haben viel gelesen und sind schlechte Gattinnen und noch schlechtere Mütter geworden; einige aber haben gar nichts gelesen, und doch — Haus und Mann und Kinder beglückt. — Kann also das Lesen unbedingt für einen unfehlbaren Pfad zur weiblichen Bestimmung gelten? — Vielleicht wären manche von den erstern besser geworden, wenn sie nie etwas gelesen hätten; die letztern aber würden gewiß ein noch größres Maaß von Vollkommenheit erlangt haben, hätten sie dieß Bildungsmittel mit Vorsicht und Klugheit gebraucht.

Die Hausmutter.

(F * * an seine Schwester.)

Meinen heutigen Brief, beste Sabine! soll dein gewöhnlicher Vorwurf nicht treffen. Ich habe dich immer geschont, und manche Züge ent-

entweder gar nicht gezeichnet, oder wenigstens so viel möglich gemildert, die dein sanftes, theilnehmendes Herz geirrt haben würden. Aber wenn man sich so lange auf dem Schauplatze des Krieges umhertreibt, so wird man endlich an den Anblick von Leiden und Elend aller Art gewöhnt, und das Gefühl gegen die Empfindung derselben dergestalt abgestumpft, daß man an tausend schrecklichen Gegenständen gleichgültig vorübergehet, die den andern, der jene Gewöhnung nicht erhalten hat, mit Bangigkeit und Entsetzen erfüllen. Heute sollst du kein Wort von dem Elende des Krieges vernehmen. Seitdem wir uns zurückgezogen haben, leben wir auch ganz so friedlich, wie in der Garnison.

Ich erhielt von unserm Prinzen den Auftrag, nach N** zu reisen, und in seinem Namen einige Geschäfte, mit seinem Schwager, dem Fürsten von L** abzuthun. Diese Reise entfernt mich wenigstens vier Wochen von der Armee; vielleicht noch länger. Denn die Angelegenheiten des Prinzen ziehen sich sehr ins Weite, und so viel ich sehe, gehen an dem hiesigen Hofe alle Geschäfte den Schneckengang. Der Fürst

will alles selbst untersuchen, und überall ins Detail eindringen; und doch lassen die Jagd und die Tafel seiner Durchlaucht viel zu wenig Zeit für die ernsthaftern Angelegenheiten übrig.

Als ich eben im Begriffe war, aus unserm Quartier abzureisen, flog der Rittmeister H** vom ersten Dragonerregiment in mein Zimmer. Ich habe dir schon einigemal gesagt, wie theuer dieser brave Mann meinem Herzen ist, und wie viel Gewinn und Vergnügen ich in seinem Umgang finde. Gewiß sind auch bey dem ganzen Corps wenige Officiere, die sich an Kultur des Verstandes, umfassender Einsicht, und fester, geprüfter Rechtschaffenheit mit ihm messen können. Dabey besitzt er so viele äussere Vorzüge, so viel Gewandtheit und Gefälligkeit im gesellschaftlichen Leben, und so viel ächten Eifer im Dienste, daß sein Werth auch von denjenigen anerkannt wird, die nicht gewohnt sind, das Innere des Menschen zu beobachten, und ihn nach den Vollkommenheiten seines Geistes und Herzens zu würdigen. Wir lernten uns bey der Belagerung von Mainz kennen und schätzen, und wurden gleich angenehm überrascht, als uns bald darauf der Zufall durch die Vereini-

einigung unserer Bataillons, so nahe zusammen führte.

„Ha — Freund! sprach er, nun sollen Sie auch mein liebes, theures Weib, und meine guten Kinder kennen lernen. Der Weg führt Sie dicht an meinem Gütchen vorüber. Ich beschwöre Sie, daß Sie sich, zur Freude der Meinigen, so lange darauf verweilen, als es Ihnen möglich ist.“ Nichts konnte mir willkommener seyn, als diese Aufforderung. Er setzte sich, und schrieb ein kleines Briefchen an seine Gattinn. Wir umarmten uns herzlich. Ich reiste ab.

Am dritten Tage, Abends, kam ich in die Nähe des so sehnlich erwarteten Gutes. Ein schönes, neugebautes Haus, mit einigen Oekonomiegebäuden umgeben, und das Ganze mit einer niedrigen Mauer umfaßt, lag vor mir, am Saume eines Waldes, auf einem fröhlichen Hügel, um den sich ein lachendes Thal ausbreitete. Die Gegend umher war ziemlich eingeschränkt und einsam; hie und da ragten einige Bauernhütten aus dem Gesträuche hervor. In der Ferne sah ich die Thürme einer kleinen

Stadt.

Stadt. Ein schmales Flüßgen schlängelte sich längst der Landstraße hin.

Ich stieg am Thore des Gutes aus. Das Blasen des Postillons hatte die Gattin meines Freundes ans Fenster gerufen. So bald sie mich erblickt hatte, eilte sie mir entgegen, von zwey Mädchen zwischen 9 und 12 Jahren, ungefähr, begleitet.

„Ich bringe Ihnen, sprach ich, einen Gruß von Ihrem Gatten, und dieses Briefchen!" Gierig rieß sie den Brief auf, und las ihn schnell durch. Einige Thränen rollten über ihre Wangen. „Ich danke Gott, sagte sie, mit einer unbeschreiblichen Freundlichkeit, daß ich endlich einen Freund meines Gatten sehe. Kommen Sie, und erzählen Sie uns recht viel von ihm. Hätte nicht geglaubt, daß für mich heute noch eine so große Freude bereitet wäre. — Sehet, Kinder! ein Freund eures Vaters!" Die Mädchen küßten mir traulich die Hand. Wir giengen miteinander ins Zimmer.

Der Anblick dieser liebenswürdigen Familie, die Reinlichkeit und Ordnung im Hause, die einsame Stille, die um mich her herrschte, die

friedlichen Geschäfte des Gesindes im Hofe, und die über Mutter und Töchter ergossene Freude erregten in mir Empfindungen, die um so ergötzender waren, je länger ich sie zuvor nicht genossen hatte. Seit zwey Jahren befand ich mich in Verhältnissen, wo Streiter und Waffen, Mord und Verheerung, Elend und Tod stets vor meinem Blicke schwebten; und nun trat ich mit einemmal gleichsam in einer neuen, schönern Welt auf, wo mir all' die Ruhe und Freude dargeboten ward, die der Krieg überall verscheucht und vernichtet.

Das liebe, edle Weib fragte mich über tausend Dinge, die ihren Gatten und sein Schicksal betrafen, und fand jedes Wort, das ich ihr sagte, interessant. — O Sabine! welch ein süßes Gefühl ertheilet das Bewußtseyn, dessen sich mein Freund erfreuen darf, von einer edlen Seele so innig geliebt, und so mit ganzem Herzen empfangen zu werden! —

Nach dem Abendessen verabschiedeten sich die beyden Mädchen bey mir, und begaben sich auf ihr Schlafzimmer. „Sie entbehren viel, sagte ich meiner Freundin, durch die Abwesenheit

Ih-

Ihres Gatten; aber Sie werden doch zum Theile durch die lieben Kinder entschädigt, die sie ihm bey seiner Zurückkunft, an geistigen und körperlichen Vollkommenheiten bereichert, vorführen können."

„Sie haben Recht! erwiederte sie. — Als mein Wilhelm zur Armee abgieng, war es sein letztes Wort: Fahre fort, eine weise und treue Mutter unserer Kinder zu seyn. Ich habe dieses Wort nie vergessen. Ich weiß aber auch, daß er für alle Beschwerlichkeiten und Gefahren des Krieges Entschädigung darinnen findet, wenn er einst bemerkt, daß sie während seiner Entfernung gebildeter, artiger und für alles Gute wärmer und empfänglicher geworden sind. Er ertheilet mir in all' seinen Briefen neue Vorschriften und Ermunterungen, in Ansehung ihrer Erziehung, und ich bin von der Güte derselben zu innig überzeugt, als daß ich sie nicht mit aller Gewissenhaftigkeit zu befolgen suchen sollte."

„Es scheint, sagte ich, daß Sie die Erziehung ihrer Töchter allein besorgen?

„Ich habe keinen Gehülfen, erwiederte sie, einen Lehrer ausgenommen, der die Woche eini-

gemal aus der Stadt kommt, und ihnen im Klavierspielen und im Französischen Unterricht ertheilet. Alles übrige aber, besonders die moralische Bildung, und was mit ihr verwandt ist, betreibe ich selbst. Die Mädchen sind den ganzen Tag an meiner Seite, nehmen an meinen Geschäften Antheil, lesen mir vor, schreiben Briefe, begleiten mich aufs Feld, — und da giebt denn immer ein Wort das andere, und es findet sich Gelegenheit genug, ihnen viel Gutes und Nützliches zu sagen und so auf einem ganz ungesuchten Wege Licht in ihren Verstand, und Liebe zur Tugend in ihre Herzen zu bringen."

Ihre Methode gefällt mir, erwiederte ich. Ich wünschte allen Kindern solche Erzieherinnen. Aber Ihre Oekonomie, die so weitläufig scheint, fordert doch auch einen großen Theil Ihrer Zeit?

„Man kann sich, fuhr sie fort, durch Fleiß und Klugheit alles erleichtern, und auf dem geraden Wege kommt man gewöhnlich weiter, als auf Umwegen. Seitdem uns mein Wilhelm verlassen hat, liegt freylich die ganze Sorge für unsre Wirthschaft auf mir. Will man nicht

betro-

betrogen werden, und alles so gut benützen, als es seyn kann, so darf man sich mit einer allgemeinen Aufsicht nicht begnügen; man muß sich schlechterdings um's Detail kümmern. Und das geschieht — so weit ich es im Stande bin — auch von meiner Seite. Ich habe auch in der That, seitdem ich die Leitung der Geschäfte allein besorge, den Ertrag des Gutes eher erhöht, als vermindert, und ich hoffe, den ganzen Beyfall meines Gatten zu erlangen, wenn ich ihm einst nach seiner Zurückkunft Rechnung von meinem Haushalten ablegen werde."

Ich hatte am folgenden Tage bald Gelegenheit, all' das bestättigt und noch übertroffen zu sehen, was mir das liebenswürdige Weib gesagt hatte. Ich stand frühe auf. Ich bemerkte sie sogleich im Hofe. Ich gieng hinunter. Es war in der Nacht ein junger Stier krank geworden, der sich im Genuß eines ungesunden, gährenden Futters überladen hatte. Der Oberknecht hielt den Anfall für gefährlich, und behauptete, daß das Thier geschlachtet werden müsse. Die Gattin meines Freundes aber hatte mehr Hofnung. Sie wollte erst die gewöhnlichen Hülfsmittel versuchen. Sie wur-

Stadtbibliothek Augsburg

den sogleich angewendet, und am Nachmittage ward der genesene Stier schon wieder mit dem übrigen Vieh auf die Weide getrieben. — Ich machte meine Betrachtungen über diesen kleinen Vorfall, und war boshaft genug, Sabinen in die Stelle der Rittmeisterin zu denken, wo es freylich der lächerlichsten Contraste nur allzuviele gab! — Verzeih' mir, liebe Schwester, dieses Spiel meiner Phantasie. Denn siehe, ich traute dir all' das Gute zu, das ich an diesem braven Weibe bemerkt habe, wenn es anders durch ähnliche Verhältnisse in dir geweckt würde.

Wir genossen in einer kleinen Buchenlaube vor der Thüre des Hauses, wo man die reizendste Aussicht auf die umherliegende Gegend hat, das Frühstück. Die Mädchen, nachdem sie zuvor im Hühnerhause die Eyer aufgelesen, und das Federvieh gefüttert hatten, kamen auch zu uns herein, und erhielten ihr Morgenbrod. Die Krankheit des Stieres gab der Mutter Veranlassung, mit ihnen vom Unterschiede der Menschen und der Thiere zu sprechen, und ihnen sehr viel Lehrreiches über die Würde und Bestimmung des Menschen, und besonders über seine Pflichten gegen die Thiere zu sagen.

Die

Stadtbibliothek Augsburg

Die Mädchen unterbrachen sie durch naive Fragen und Einwendungen, und schienen in dieser einzigen Stunde an fruchtbarer Erkenntniß und Ueberzeugung mehr zu gewinnen, als sie durch den wochenlangen Unterricht eines gewöhnlichen deklamirenden Lehrers nicht gewonnen haben würden. — Der Oberknecht hohlte darauf die Verhaltungsbefehle für das Gesinde ein; die Töchter bekamen den Auftrag, das Tuch auf der Bleiche zu begiessen, und das Gemüß zur Mahlzeit zuzubereiten; und ich ward von meiner freundlichen Beherbergerin auf dem Gute herumgeführt, bis die Glocke zum Mittagessen rief.

Ich bin zu wenig Kenner der Landwirthschaft, beste Sabine! als daß ich dir im Detail sagen könnte, was die Anlage und Verwaltung dieses schönen Gütchens vor den meisten andern voraus hat. Meine Freundin schien diese Unwissenheit bald zu bemerken. Deßhalb erklärte sie mir in dem ihr eigenen sanften, belehrenden Tone, wie und warum sie jenen Hügel abgetragen, jenen Arm des Flüßchens ausgetrocknet, jenes Gesträuch verbrannt, jenen Acker in eine Wiese verwandelt und jene jungen Bäume auf dem Anger gepflanzt hätte. Dem-

ungeachtet aber konnte ich leicht bemerken, daß sie überall mit Bündigkeit und Sachkenntniß über diese Dinge urtheilte, und die durchaus herrschende Zweckmäßigkeit und Ordnung verrieth es deutlich genug, daß die Verwaltung dieses Gutes vou einer thätigen, klugen und denkenden Person geleitet werde. — Vom Felde führte sie mich in die Ställe, und erklärte mir hier auf die nämliche Art, wie alles mit Weisheit zu dem Zwecke des Wirthschaftens berechnet sey, und wie im Großen und im Kleinen Uebereinstimmung, Leichtigkeit und kluge Anordnung herrsche.

Ich konnte mich nicht erwehren, ihr das Lob, das sie nach meiner vollen Ueberzeugung verdiente, geradezu ins Gesicht zu sagen und meinen Freund darüber glücklich zu preisen, daß ihm der Himmel eine Gattin gegeben, die ihren Beruf so genau, und in seinem ganzen Umfange erfülle, und sogar noch mehr leiste, als dieser von ihr fordert. Sie nahm dies Lob mit all' der ungeheuchelten Gleichgültigkeit auf, die gewöhnlich ein sicheres Merkmahl des anspruchlosen Verdienstes ist. „Es ist wahr, erwiederte sie, ich habe eine große Menge von Geschäften

zu besorgen, und seit meines Wilhelms Abreise wurden mir wenig eigentliche Stunden der Muße zu Theil. Denn die Augenblicke, die mir die Wirthschaft übrig läßt, scheinen meinen Kindern zu gehören, und ich sinne sogleich darauf, wie ich sie ihnen nützlich machen kann. Indeß verrichte ich alle diese Geschäfte mit Lust, und finde in ihnen all' das Vergnügen, das andere in andern Dingen suchen. Und so bald man eine Sache mit Lust thut, so verliebrt sich alles Mühsame derselben; sie wird aber auch zugleich in dem nämlichen Grade weniger verdrießlich. Die Natur gab mir einen lebhaften, nach Thätigkeit strebenden Geist, den man von meiner frühesten Jugend an immer aufs Nützliche, Wahre und Gute hinzulenken suchte. Und hier fand er denn auch einen Spielraum, der ihm vollkommen angemessen war. Freylich ist die Verwaltung einer solchen Wirthschaft manchmal mit Unannehmlichkeiten und Verdruß verknüpft, wenn man sich mit dummen, oder treulosen Dienstbothen schleppen muß, oder sich durch ihre Nachläßigkeit und Unachtsamkeit in der Ausführung wichtiger Unternehmungen gehindert sieht. Aber es bieten sich wieder ange-

 neh-

nehme, und erfreuliche Ereignisse dar, die für die entgegengesetzten entschädigen, und man vergißt es im fortdaurenden Strudel der Geschäfte bald, was auf der einen Seite verdorben oder verlohren worden ist."

„Die Zahl der Weiber, die ihren Sinn für Wirthlichkeit und Mutterpflichten haben, werden immer seltener," bemerkte ich.

„Es mag seyn, erwiederte sie. Ich selbst komme zu selten in die große Welt, als daß ich Beobachtungen dieser Art anstellen könnte, und fürchte auch immer zu verliehren, wenn ich mich mit andern vergleiche. Vielleicht stimmte ich mit in den herrschenden Ton, wenn Wilhelm nicht mein Mann geworden wäre. Nun bin ich aber so entfernt, daß ich ihn gar nicht höre. In meinem abgesonderten Cirkel muß ich selbst den Ton angeben, und da wähle ich natürlich den, der mich am meisten ergötzt."

Nach Tische erhielt meine Freundin von einem benachbarten Landprediger und seiner Familie einen Besuch. Es wurde den Fremden gleich bey ihrem Eintritte zugerufen, daß ich von der Armee herkomme, daß sich Papa wohl

be=

befinde, und daß man große Hofnung zum Frieden habe. Der Prediger, ein schlichter, gerader Mann, von viel Verstand, setzte sich dicht an meine Seite, und hörte nicht auf, mich tausend Dinge über den Gang der Operationen und über den Zustand der Armee zu fragen. Er hatte sich mir als den innigsten Freund des Rittmeisters angekündigt, und weiter bedurfte er keiner Empfehlung, zumal, da ich es so bald bestättiget fand, daß er seiner würdig war.

Wir begleiteten diese wackere Familie eine Strecke aufs Feld. Auf dem Rückwege erzählte das ältere von den Mädchen der Mama, daß das Töchterchen des Predigers einen Arbeitsbeutel von auserordentlicher Schönheit bey sich gehabt habe, und daß sie sich recht glücklich schätzte, wenn sie ihn besäße. Der letztre Ausdruck war meiner Freundin nicht entgangen. Sie fieng an, mit dem Mädchen über Glück und glücklich seyn zu sokratisiren, und hatte bald die Vorstellung, daß man durch eine solche Kleinigkeit unmöglich glücklich werden könne, mit einer solchen Lebhaftigkeit in ihr erweckt, daß sie ungefordert das Bekenntnis ablegte, etwas sehr albernes gesagt zu haben.

Ich

Ich bewunderte die Mutter und die Tochter, und drückte beyden mit einer unwillkührlichen Aeusserung der innigsten Freude die Hände. Der letztern aber versprach ich zur Belohnung der Freymüthigkeit, womit sie ihr irriges Urtheil bekannt und zurückgenommen hatte, aus der Residenz einen eben so schönen Arbeitsbeutel zu schicken, als der war, den sie so musterhaft gefunden hatte. Ich habe auch mein Versprechen erfüllt, und um die Erinnerung an die Veranlassung desselbeu zu erhalten, die Worte darauf sticken lassen: Zum Lohne der Redlichkeit.

Während des Spazierganges war der Postillon aus der Stadt angekommen, mit dem ich die Nacht hindurch, um die versäumte Zeit einzubringen, weiter reisen wollte. Es that meinem Herzen weh, diese guten Menschen so bald verlassen zu müssen. Aber meine Pflicht hies das Gefühl schweigen.

So lange die Pferde gefüttert wurden, hielten wir in der Laube das Abendessen. Aber in dieser letzten, so kostbaren Stunde, konnte ich meiner Freundin gerade am wenigsten froh werden.

den. Es gab in der Wirthschaft so vieles Unaufschiebliche zu schlichten und abzuthun, daß sie beynahe immer entfernt seyn mußte. Die Hofnung, daß wir uns bey meiner Rückkehr wieder sehen würden, die aber nun durch unerwartete Umstände vereitelt ist, machte uns den Abschied leichter. Ich war äusserst gerührt, als wir uns das Lebewohl! sagten, und hätte vielleicht geweint, wenn es sich für einen Soldaten schickte zu weinen.

Ich habe, so bald ich hier angekommen war, meinem Freunde zur Armee geschrieben, ihm treulich alles geschildert, was ich im Cirkel der Seinen genossen und empfunden hatte, und meinen Brief mit dem Epiphonem geendigt: Wen Gott lieb hat, dem gebe er ein solches Weib!

Aber solche Weiber, Sabine! sind selten, und sie werden es immer mehr. Unsre Weichlichkeit, unsre Zerstreuungssucht, unser Streben nach äusserm Glanze, unsre Anhänglichkeit an sinnlichen Genuß, und unsre falsche Empfindsamkeit machen unsre Töchter zu eiteln, kraftlosen, unthätigen, faselnden Geschöpfen, die stolz über die Geschäfte der Wirthschaft, als

wä-

wären sie ihrer unwürdig, hinwegsehen, und für Mutterfreuden keinen Sinn, und für Mutterpflichten kein Gewissen haben. Deshalb sinkt das Wohl der meisten Familien immer tiefer, und während der Luxus die äussern Kräfte verzehrt, unsittliche Grundsätze und Gewohnheiten aber die innere Ruhe untergraben, wandelt man in einer erkünstelten, scheinbaren Herrlichkeit einher, bey der das Herz von steten Sorgen und Verlegenheiten zerrissen, alle Kraft zur Behauptung der Würde und zur Uebung der Pflicht des Menschen verlichrt. — Es wird nie unter dem Monde besser werden, Sabine! so lange die Weiber nicht zu ihrer Bestimmung zurücke kehren, und durch Fleiß und Thätigkeit in der Besorgung der häuslichen Geschäfte, durch gewissenhafte Erfüllung der Mutterpflichten, und durch Bescheidenheit, Sittsamkeit und religiösen Sinn, das Wohl der Familien zu erheben, und die ihrigen zu bessern suchen.

Um so erfreulicher war mir die Entdeckung, die ich auf dem Gute meines Freundes machte. — Viele Damen in der Stadt mögen vielleicht seine Gattin an Gewandtheit und Witz, an Kenntnis der Moden und Geschmack, an Belesen-

senheit und Weltton, und an Geschicklichkeit in den heillosen Künsten der Kotterie übertreffen. Aber wie gerne läßt sie ihnen die Palme, wenn von diesen Dingen die Rede ist, auf die sie keinen Anspruch macht; — die sie zum Theil verachtet. Hingegen, wenn es den wahren, ächten Werth gilt, der das Weib zum würdigen Weibe macht, so müssen gewiß neben ihr, all' jene großen Damen verstummen, die sich so stolz mit den besagten Vorzügen brüsten, und in ihrem lächerlichen Wahne, so weit sich über ihre bescheidenere Schwester erheben, die ohne Anspruch im Stillen Gutes thut, Mann und Kinder beglückt, und ihr Haus zu einer Wohnung der Tugend und des Friedens macht.

Ist der Krieg geendigt, so reise ich wahrscheinlich noch einmal auf das Gut meines Freundes. Dann, Sabine! begleitest du mich. Dein Herz, das überall das Gute so gerne auffaßt, und so viel Empfänglichkeit für den weiblichen Werth hat, kann an wenigen Orten mehr Nahrung finden, als hier.

Lebe glücklich, beste Schwester! und liebe stets

Deinen Bruder L * *

Der

Der nächtliche Spaziergang.

(Vater Rudolf mit seinen Kindern.)

Lotte. Eine schöne, schöne Nacht! — Wie wohl thut dieß kühle Lüftchen nach einem so schwühlen Tage!

Albertine. Habe nie gewußt, daß es in der Nacht draussen auch so schön ist. — Ich danke Ihnen, bester Vater! daß Sie uns herausgeführt haben.

Fritz. Sonst hab' ich die Nacht gefürchtet, weil sie so schwarz und dunkel ist. Aber wirklich dünkt's mich lieblicher als am Tage.

Vater. Du hast deine Meynung schnell geändert, mein Sohn! — Erst gestern, als wir in der Dämmerung den Garten verliessen, sagtest du mir: es wäre besser, wenn es nie Nacht würde.

Albertine. Das war aber ein bischen albern von Fritzen. Wenn die Nacht nicht etwas Gutes wäre, so hätte es der liebe Gott gewiß nicht so eingerichtet, daß sie mit dem Tage abwechselte.

Fritz. Nun würd' ich es nicht mehr sagen, seitdem ich weiß, wie schön es in einer heitern

Nacht, auf dem Felde ist. — Es ist alles so still und so ruhig, wie wenn die ganze Erde schliefe, und das laue Windchen thut einem so wohl! — Siehet man aber über sich an den Himmel, so kann man das Auge nimmer von dem herrlichen Anblicke zurückziehen.

Lotte. Fritz hat Recht; — ein herrlicher Anblick! — So viele tausend Sterne durcheinander funkelnd, groß und klein, hell und matt, — und dann, das unermeßliche, blaue Gewölbe, das sich über uns ausbreitet!

Vater. Sehet erst gerade über euch, Kinder. — Hier erblicket ihr die größte Menge von Sternen!

Lotte. Ey — ein ganzer, ungeheurer Bogen, wie eine Brücke!

Fritz. Oder wie eine breite Straße durch den Himmel, — und alle so dicht aufeinander, daß man sie nicht unterscheiden kann.

Vater. Man nennt diesen Bogen die Milchstraße, und die kleinen hellen Flecken, die ihr in derselben bemerket, sind ganze Haufen von Sternen, die man alle, wenn sie mit einem Fernrohr betrachtet werden, einzeln siehet.

Lotte. Seht. — Seht dort fällt gar ein Stern vom Himmel!

Fritz. Hu — wie er einen feurigen Schweif hinter sich herzieht.

Albertine. Er ist aber nicht auf die Erde gefallen, sondern von einem Orte des Himmels, in einen andern gestürzt.

Vater. So scheint es, Kinder! aber es ist nicht in der That so. Der Feuerklumpen, den ihr habt sehen niederfallen, war kein Stern, sondern eine Sammlung von öligten und harzigten Dünsten, die sich, durch ihre schnelle Bewegung in der Luft, entzündete, und dann glänzend auf die Erde herabstürzte.

Fritz. Ich hab' es deutlich gesehen, Vater! wie sich der Stern losgerissen hat.

Vater. So schien es dir nur, mein Sohn! — Wenn wir z. B. von hier in das Gartenhaus zurück sehen, so bemerken wir in demselben drey Lichter, und doch brennen im Zimmer nur zwey.

Albertine. Das dritte ist das in der Laterne, die ich auf den Rasenhügel vor der Thüre hingestellt habe.

Fritz.

Fritz. Ich hätte gewettet, das dritte Licht stünde zwischen den beyden andern mitten inne.

Vater. So sind die Sterne am Himmel millionenmal weiter von uns entfernt, als der Dunstklumpen, der sich entzündet hat, — und so wie unser Auge die drey Lichter im Gartenhause neben einander setzt, so setzte es auch jene leuchtende Kugel neben die Sterne. Es irrt aber im letzten Falle weit mehr, als im erstern. — Die nämliche Täuschung erfuhr Albertine, der es schien, der Stern sey nicht auf die Erde, sondern von einer Stelle des Himmels in die andere gestürzt. Das gieng so zu. Der besagte schleimigte Klumpen entzündete sich in der höchsten Luft, die sehr rein und trocken ist. Als er aber der Erde näher kam, wo die Luft, besonders des Nachts, mit vielen feuchten Dünsten erfüllt ist, so erlosch er, und wurde unsichtbar. Bey der Menge von Sternen aber, die in einer Linie mit ihm standen, war es sehr leicht, sich zu bereden, daß er, indem er verschwand, sich denselben zugesellt habe. Dieses Verschwinden erfolgte nämlich so schnell, daß man leicht einen am Himmel funkelnden Stern, mit der plötzlich un-

sichtbar gewordenen leuchtenden Kugel verwechseln konnte.

Fritz. Ich habe aber schon von Sternschnuppen reden hören. Fallen doch diese von den Sternen herab?

Vater. Eben dieser Erscheinung, die ihr hier beobachtet habt, gab die Unwissenheit jenen Namen. Er ist aber, wie ihr nun selbst einsehet, nichts weniger als passend. Denn diese Erscheinung ereignet sich blos in der Luft, ohne daß sie nur im mindesten Zusammenhang mit den Sternen stünde.

Lotte. Ha! dort schon wieder etwas Neues, hinten wo das Gebürge sich einsenkt. Eine Helle, gerade wie die Feuersbrunst, die wir neulich in der Ferne sahen.

Fritz. Wahrlich! Es wird doch keine Feuersbrunst seyn, Vater!

Vater. Beobachtet nur genau. Es wird sich bald zeigen, was es ist.

Lotte. Sehet — eine helle Flamme!

Albertine. Nein, nein — ich merk' es schon.

Fritz. Gut! Es rundet sich allmählich zu. — Ja — das ist der Mond.

Albertine. Ey wie prächtig! Ist es doch, wie wenn er hinter dem Walde herauf gewälzt würde.

Fritz. Wie schnell es geht! Nun ist er ganz oben, — und dreymal grösser als sonst.

Lotte. So schön war der Mond nie, als diesen Abend.

Fritz. Nun ist der Himmel erst recht prächtig. Hier der Mond, und rings um ihn her diese unermeßliche Menge von Sternen, — und über uns die Milchstrasse — o welche Herrlichkeit!

Lotte. Und das hat alles der liebe Gott gemacht. Er muß doch den Menschen recht gut seyn, weil er in der Welt so viel Schönes für sie bereitet hat.

Vater. Gut und groß ist er; die höchste Liebe und die höchste Macht. Sein Reich ist unendlich. Sehet empor, Kinder! Der Himmel ist ein lauter Zeuge seiner Größe.

Fritz. Die Erde ist aber doch auch groß und herrlich. O ich war ganz Erstaunen, als mich der Vater neulich auf die Spitze des Gebürges führte, und mir sagte, daß die ganze

Erde noch viel tausendmal größer sey, als die ungeheure Fläche, die vor uns lag.

Vater. Und doch ist diese große, weite Erde, im Verhältnis gegen das Weltall nur ein Sandkorn, oder ein Sonnenstäubchen, das in der Luft schwebet.

Albertine. Die Erde wäre also nicht die ganze Welt?

Vater. Ihr seht hier den Mond empor steigen, Kinder! Wozu glaubet ihr wohl, daß er vorhanden sey?

Fritz. Um die Erde des Nachts zu erleuchten, wenn uns die Sonne verlassen hat.

Vater. Diesen Nutzen gewähret er der Erde. Aber es scheint, daß er noch zu wichtigern und höhern Absichten von Gott geschaffen worden ist. Die Beleuchtung der Erde kann wenigstens um deswillen nicht sein einziger Zweck seyn, weil er nicht immer scheinet, bald größer, bald kleiner ist, und zu gewissen Zeiten gar verschwindet. Aber sehet, dieser Körper ist von einer weit beträchtlichern Größe, als ihr wohl glaubt. Er ist eine ungeheure Kugel, deren Durchmesser 468 deutsche Meilen beträgt, und auf deren Oberfläche wir eben solche Erhö-

hun-

hungen und Vertiefungen, Berge und Thäler, festes Land und Meere, wie auf der Erde, durch Hülfe großer Fernröhre, bemerken. Daraus schließen wir, daß er ein Wohnplatz lebender Geschöpfe sey, eben so, wie der größere Weltkörper, den der Schöpfer uns angewiesen hat.

Fritz. Ich erstaune, Vater! über das, was sie uns sagen!

Albertine. Unbegreiflich!

Lotte. Ich dachte immer, der Mond wäre ungefehr so wie ein Teller, recht helle poliert, daß er hübsch auf die Erde leuchten könnte; doch nicht so helle wie die Sonne, und auch nicht so groß.

Vater. Die Sonne ist freylich ein noch weit größrer Körper als der Mond, und selbst über eine Millionmal größer, als unsre Erde. Sie macht ungefähr den Mittelpunkt in einem Theile des ganzen Weltalls aus, und mehrere Weltkörper drehen sich in länglichten Kreisen um sie herum, und fassen Licht und Wärme aus ihrem Strahlenmeere auf.

Fritz. Aber in der Sonne können wohl keine lebendige Geschöpfe wohnen. Sie müßten da unfehlbar verbrennen. Ihre Strahlen machen im Sommer auf der Erde schon so heiß;

wie viel heisser muß es auf ihrer Oberfläche seyn.

Vater. Die Sonne enthält gewiß auch lebendige Geschöpfe, deren Natur aber so beschaffen ist, daß sie einen weit höhern Grad von Hitze, als wir Erdbewohner ertragen können. Und da es der Weisheit des Schöpfers vollkommen gemäs ist, durch ein Mittel mehrere gute Absichten zugleich zu erreichen, so lässet sich kein Grund denken, um dessentwillen sie, die Quelle des Lichtes und der Wärme, nicht auch zu einer Wohnung lebender Wesen bereitet haben sollte.

Albertine. Aber sagen Sie uns doch, Vater! sind etwa diese Sterne auch solche Körper wie die Sonne und der Mond?

Vater. Der Mond ist das kleinste unter allen Gestirnen, die wir kennen, und er scheint uns nur um deßwillen größer als die andern, weil er uns um sehr viel näher ist, als sie. Zum B. jener weisse, helle Stern, gerade über dem Thurm der Stadt, der Jupiter, ist vierzehnhundert mal gröser als die Erde, uud jener, der eben am Horizont emporsteigt, übertrift die Größe der Erde auch um vielmehr. Der Mars und

die Venus aber, die wir izt nicht sehen, so wie der Merkur, der sich fast beständig im Sonnenglanze verbirgt, sind kleiner als sie.

Fritz. Und all' diese Sterne, die Sie da nennen, sollen Wohnplätze lebender Wesen seyn?

Vater. Nicht nur diese. So wie sich der Mond um unsre Erde drehet, so drehen sich vier ähnliche Sterne um den Jupiter, fünf um den Saturn und einer um die Venus, und sind, höchst wahrscheinlich, eben so wie unser Mond, nicht nur zur nächtlichen Beleuchtung ihres Hauptkörpers, sondern auch zur Wohnung für solche Geschöpfe eingerichtet, die leben und empfinden. Das nämliche gilt von einem erst neuerlich entdeckten Stern, den die Himmelsbeobachter den Uran nennen, der vierhundert Millionen Meilen von der Sonne entfernt ist, unsre Erde achzigmal an Größe übertrift, und von mehrern Monden umkreiset wird.

Lotte. Erstaunlich!

Fritz. Habe immer geglaubt, die Erde, die wir bewohnen, sey die ganze Welt.

Vater. Ja, die ganze Welt kennt ihr bey weitem noch nicht, Kinder! — Um die Soune drehen sich, wie gesagt, wenigstens

neunzehn Weltkörper, die zum Theile viele hundertmal größer sind als der unsrige. Aber — sehet — alle diese Sterne an dem hohen Himmelsgewölbe, den Mond, den Jupiter und den Saturn ausgenommen, sind lauter Sonnen, deren jede wieder den Mittelpunkt mehrerer Weltkörper ausmacht, die uns aber wegen der ungeheuren Entfernung unsichtbar sind. Und wär es möglich, daß wir in eine dieser Sonnen reisen könnten, so würden sich unserm Blicke gewiß wieder neue Sternenheere darbieten, die wir hienieden nicht sehen können, voll lebender Wesen, alle dazu geschaffen, daß sie sich ihres Daseyns freuen.

Fritz. Es ist mir, als wenn ich auf einer gefährlichen Anhöhe schwindelte, wenn ich denke, daß die Welt so groß, so unermeßlich groß ist.

Albertine. Ich begreife aber doch in der That nicht, wie man so entscheidend sagen kann, wie groß und wie weit entfernt dieser oder jener Stern sey, und wie es auf seiner Oberfläche aussehe? Ist doch noch niemand von der Erde in den Mond gereist, daß er den Weg gemessen, und Beobachtungen auf ihm angestellt hätte.

Lotte. Das denk' ich wohl auch. Aber wird uns der Vater etwas Falsches für Wahrheit geben?

Vater. Es ist mir lieb, Albertine! daß du mir deine Zweifel vorlegst. Ich würde es nie billigen, wenn ihr dasjenige, was ich euch sage, blos aus dem Grunde für Wahrheit hieltet, weil ich es gesagt habe; denn ich bin ein Mensch und kann irren, wie alle Menschen. Um deßwillen hat euch auch der liebe Gott die Vernunft gegeben, daß ihr die Aussprüche anderer selbst prüfet und untersuchet, und nichts aus blindem Glauben annehmet. Wenn deßhalb über irgend etwas ein Zweifel in euch erwacht, so müßt ihr nicht glauben, ihn dadurch widerlegen zu können, daß ihr denket, dieser oder jener Mensch, von dem wir nur Wahrheit zu hören gewohnt sind, hat es uns gesagt; sondern ihr müßt euren Zweifel einem andern vorlegen, von dem ihr überzeugt seyd, daß er einsichtsvoller sey als ihr, um von ihm belehrt zu werden, ob er sich auf Wahrheit, oder auf Täuschung gründe. Dadurch werdet ihr allein zu einer sichern, festen und vernünftigen Ueberzeugung gelangen. — Du glaubest, Albertine!

daß

daß die Größe und die Entfernung der himmlischen Körper nicht bestimmt werden könne, man habe denn die eine und die andere mit dem Maasstabe in der Hand ausgemessen, und zu dem Ende eine Reise in sie gemacht. Zwar habt ihr noch zu wenig Kenntnisse von derjenigen Wissenschaft, die uns die Größen in der Körperwelt messen lehrt, als daß ihr es fassen könntet, wie dieses in Absicht auf die Sterne von den Himmelsbeobachtern geschiehet. Aber daß man die Entfernung eines gewissen Gegenstandes, so wie seine Größe, mit der äusersten Genauigkeit bestimmen könne, ohne ihm nahe zu kommen, davon habt ihr, so ich nicht irre, schon Proben gesehen?

Fritz! Allerdings. Erst gestern Abends maß der Oheim die Entfernung der zwo höchsten Pappeln am jenseitigen Ufer des Sees, von unserm Garten aus, und traf es so genau, daß er, wie wir hernach bemerkten, da wir mit der Meßschnur auf den Platz kamen, um keinen halben Schuh gefehlt hatte.

Lotte. Eben so genau fand er den Umfang des Sees, ohne daß er aus dem Garten kam.

Vater. Man kann also die Größe und die Entfernung der Körper bestimmen, ohne daß man sich ihnen nähert, und folglich mit ziemlicher Genauigkeit angegeben, wie viele Meilen die Sonne von der Erde entfernt ist, und wie sich die Größe der einen zur Größe der andern verhält, wenn man gleich von der letztern keine Reise in die erstere gemacht hat. Nun aber, wenn nicht nur die Sonne, sondern auch der Jupiter, der Saturn und der Uran um sehr viel grösser als die Erde, und die übrigen Planeten noch immer groß genug sind, um eine Wohnung für empfindende Wesen zu seyn; wenn sich diese mit ihren Monden, wie die Erde, um die Sonne wälzen, und Licht und Wärme von ihr empfangen; wenn in ihnen, wie bey uns, Tag und Nacht, Sommer und Winter abwechseln, wenn man sogar in einigen eine in Berg und Thal, festem Lande und Meeren bestehende Oberfläche bemerket; — kann man dann, gestehet es aufrichtig, Kinder! kann man dann noch einen Augenblick daran zweifeln, ob sie von lebenden Geschöpfen bewohnt seyen, oder nicht? —

Fritz. Gewiß hat sie Gott für Wesen dieser Art geschaffen!

Albertine. Warum sollten diese nur in dem kleinern, und nicht im größern Welkörper seyn?

Vater. Aber nicht nur lebende, sondern gewiß auch vernünftige Geschöpfe befinden sich auf den übrigen Planeten, die wahrscheinlich zum Theil noch vollkommener sind als wir. Ist es mit der Weisheit und Güte des Schöpfers zu reimen, daß er das höchste Geschenk, das er für seine Geschöpfe hat, die Vernunft, ohne die er weder erkannt, noch seine höchsten Absichten, Tugend und Glückseligkeit erreicht werden können, blos auf dieser Erde, die nur ein Punkt in seinem ganzen großen Reiche ist, ausgetheilt haben sollte? — Hierbey bemerken wir in den verschiedenen Arten der belebten und unbelebten Geschöpfe, eine stets fortgehende Stufenleiter, wo immer eines an Vollkommenheit das andere übertrift, vom todten Steine — bis zum Bilde der Gottheit, zum Menschen. Es lassen sich aber noch weit vollkommenere Geschöpfe denken als dieser, die einen stärkern Körper, einen durchdringendern Verstand, einen reinern Willen

len und eine weiter wirkende Kraft besitzen, nnd dadurch dem Urheber aller Dinge noch nåher kommen als wir. Sollten nicht auch solche von der Hand gebildet seyn, die überall nur Vollkommenheit bezielt und wirket? — Oder ist es wahrscheinlicher, daß diese so kleine Erde von ihr ausschliessend zum Wohnplatze derjenigen bestimmt sey, über die sie das höchste Maas ihrer Gaben ausgegossen hat?

Albertine. Man wird so klein und so groß, bey den Aussichten, die Sie uns eröfnen. Wir sind die ersten Geschöpfe auf der Erde, — aber wir sind ein Nichts, wenn wir uns, samt allem, was uns umgiebt, mit dem ganzen All vergleichen. — Wir haben das höchste Geschenk der Gottheit, die Vernunft; aber gewiß, es giebt Geschöpfe, gegen die wir schwache, eingeschränkte Kinder an Weisheit und Erkenntniß sind.

Fritz. Es kommt mir alles anders vor, seitdem ich weis, daß die Erde nicht die ganze Welt ist. Sie dünkt mich nun so klein, wenn ich an diesen gestirnten Himmel hinaufblicke, — und Gott so groß, so herrlich, so majestätisch,

daß

daß ich niederfallen und im Staube seine Macht anstaunen möchte.

Lotte. Gott, du bist ein großer Gott!

Vater. Ja, Kinder! groß und unbegreiflich ist er; noch unbegreiflicher als die Welt, die er geschaffen hat. Himmel und Erde preisen seine Herrlichkeit, — Sonne, Mond und Sterne verkündigen seine Macht!

Lotte. Und doch ist der liebe Gott so gut!

Vater. Er ist groß und gut, und ein Vater aller seiner Geschöpfe.

Albertine. Wie kann das Herz sich seiner Güte freuen, das da weis, daß eine unendliche Welt so voll derselben ist!

Vater. Werdet werth, seine Kinder zu seyn, durch Tugend und fromme Gesinnungen; dann erst wird jeder Blick ins All eure Herzen mit hoher Freude und Wonne füllen, und euch mit immer neuer Lebhaftigkeit die Erinnerung vergegenwärtigen, daß dieser große Schöpfer euer gütiger Vater ist. Darum — Kinder! darum werdet seiner werth!

Zu-

Züge aus der römischen Geschichte.

I.

Rom hatte sich in einer kurzen Reihe von Jahren durch den unternehmenden und kriegerischen Geist ihres Erbauers, und durch die friedliche Weisheit seines Nachfolgers, von dem verächtlichen Lagerplatze einer Horde kühner und räuberischer Abentheurer, zu einem der mächtigsten Staaten in dem alten Italien erhoben, und dadurch unter den benachbarten Völkern eine Eifersucht rege gemacht, die ihren Bürger unaufhörlich zur Uebung seines heroischen Charakters reizte. In diesen frühen Zeiten war aber das römische Volk ein roher Haufen ungebildeter Barbaren, die kein größeres Talent als List und Tapferkeit im Kriege, und keine größere Ehre als die Zeichen des Sieges über einen erschlagenen Feind kannten. Deßhalb waren sie voll Muth und Kühnheit, unersättlich in der Rache, grausam gegen ihre Feinde, fest in ihren Entschliessungen, treu gegen ihr Vaterland, rasch in ihren Unternehmungen, und ohne Furcht vor dem Tode. So lange Romulus an ihrer Spitze stand, fand

dieser ihr Charakter beständig Nahrung. Seine Regierung war eine ununterbrochene Reihe gewaltsamer Unternehmungen und blutiger Kriege. Er zwang alles unter die Herrschaft seiner Mitbürger, und die Stadt, die er erbauet hatte, zählte am Schlusse seines Lebens 47000 waffenfähige Männer in ihren Mauren.

Numa, sein Nachfolger, einer von den wenigen ausgezeichneten Menschen, die sich durch eigene Kraft über ihre Nazion und ihr Zeitalter erheben, machte sich's zum Zwecke, die rauhen Sitten seiner Bürger zu mildern, und sie von der Grausamkeit, Streitsucht und Ausgelassenheit zu den sanftern Tugenden der Arbeitsamkeit, Wirthlichkeit und Friedensliebe zurückzuführen. Er verbesserte die Gesetzgebung, flößte die Gefühle der Religion in ihre Herzen, beförderte den Ackerbau, bestrafte den Müssiggang und den Raub und vermied mit der äusersten Sorgfalt alle Zwistigkeiten mit den benachbarten Völkern, damit durch neue Kriege die alten Laster nicht wieder geweckt würden. Diese weisen Anstalten, die eine Zeit von 43 Jahren hindurch mit unbeugsamer Festigkeit fortgesetzt wurden, gewöhnten das Volk allmählich

an

an reinere und gebildetere Sitten, und legten den Grund zu den großen Tugenden, die wir noch immer an den spätern Römern bewundern. Allein der Uebergang von der Barbarey zur Kultur geht einen sehr langsamen Schritt, und die Spuren der erstern verlöschen gewöhnlich erst sehr spat. Deßhalb erscheinen jene Tugenden oft in einem so rauhen, abschreckenden Gewande, und neben dem hellsten Lichte liegt nicht selten der dichteste Schatten.

Der Nachfolger des Numa, Tullus, wirkte nicht in seinem Geiste fort. Ehrgeiz und Kühnheit waren die Hauptzüge seines Charakters, und das Volk war noch zu wenig in den durch Numa gepflanzten Gesinnungen befestigt, als daß es ihm nicht hätte sehr leicht seyn sollen, die Unterstützung seiner weitaussehenden Plane von ihm zu erlangen. Auch fand sich die Gelegenheit dazu sehr bald. Alle Völker Italiens beneideten die wachsende Größe Roms; und unter diesen am meisten die Albaner, die es nicht ertragen konnten, ihre Abkömmlinge so weit über sich hervorragen zu sehen. Sie hoften auch, sie um so leichter zu demüthigen, da sie während der friedlichen Regierung des Nu-

ma die Künste des Kriegs vergessen, und bey ihren Pflügen den Muth ihrer Väter verlohren zu haben schienen. Es entstand ein Krieg, und beyde Völker griffen mit dem Entschlusse zu den Waffen, ihre Freyheit und Unabhängigkeit auf die Ruine des andern zu bauen.

Schon waren die Heere gegen einander in Schlachtordnung ausgerückt, als der Anführer der Albaner den Römern einen Vorschlag machte, der in unsern Tagen bey der veränderten Art, Krieg zu führen, und bey den verschiedenen Grundsätzen, wornach wir den Erfolg der menschlichen Unternehmungen beurtheilen, lächerlich scheinet, in den Annalen ungebildeter Völker aber, wo die Tapferkeit der Faust alles entscheidet, und das Glück der Waffen der unmittelbaren Leitung der Gottheit zugeschrieben wird, nichts weniger als selten ist. „Was sollen wir, sprach Claudius, zur Entscheidung unsrer Sache eine Schlacht wagen, und das Blut von Tausenden vergiessen? Stehet uns doch ein viel leichterer Weg zur Endigung unsres Zwistes offen. Es treten aus jedem Heere drey Männer hervor. Diese mögen in unsrer aller Namen kämpfen. Der besiegte

Theil unterwerfe sich dann der Herrschaft des andern. Der Wille der Gottheit geschiehet doch, ob Tausende sterben, oder ob nur wenige zur Erforschung ihrer Absicht aufgeopfert werden."

Die Römer giengen den Vorschlag des Albaners ein. Sie wählten drey Brüder aus der Familie der Horazier; die Albaner eben so viele aus der Familie der Kurazier. Die Kämpfer waren sich an edler Geburt, Leibesstärke, Muth und Patriotismus gleich. Dabey knüpfte sie noch das Band der Schwägerschaft. Denn die Schwester der Horazier war mit einem von den Albanern verlobt.

Entschlossen, alles für die Sache ihres Vaterlandes zu wagen, und voll Zuversicht auf ihre Tapferkeit rückten die muthigen Jünglinge gegen einander los. Schweigend standen die geschlossenen Reihen der Heere auf beyden Seiten, und sahen dem Kampfe zu, der über das Schicksal zweyer eifersüchtigen Nazionen entscheiden sollte. Lange blieben die Erwartungen gespannt. Denn die Römer und die Albaner stritten mit einer Vorsicht und Behendigkeit, daß es keinem gelingen konnte, sich seines Gegners zu entledigen. Aber schnell glückte es

den letztern, zween von den Horaziern niederzustoßen. Sie sanken in demselben Augenblicke. Ein brausender Jubel schallte aus dem Heere der Albaner; bestürzt standen die Reihen der Römer. Noch war einer von diesen im Kampfe, der bisher mit so vieler Gewandtheit gefochten hatte, daß ihm nicht eine einzige Wunde beygebracht war. Aber die Albaner waren mit Wunden bedeckt. Sie stürzten vereint auf den Römer los. Er zog sich zurücke; aber nichr aus Feigheit, sondern um den listigen Entwurf auszuführen, der in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr in seiner entschlossenen Seele erwacht war. Die Kuraziер verfolgten ihn; aber ihre Wunden gestatteten ihnen nicht, ihm mit gleicher Geschindigkeit nachzusetzen. Sie trennten sich voneinander. Dieß hatte der Römer gewünscht. Er wandte plötzlich um, erhob seinen kraftvollen Arm, und hieb den ersten, dann den zweyten und endlich den dritten nieder. — Der laute Aufschrey jener hohen Freude, die der plötzliche Uebergang vom unvermeidlich scheinenden Verderben zur Rettung in die Herzen gießt, schallte über dem Heere der Römer. Claudius

aber

aber, der Anführer der Feinde, legte, dem geschlossenen Vertrage gemäs, die Zeichen seiner Würde und das Schicksal seines Volks, vor dem Könige der Sieger nieder.

Rom war trunken von Freude, und alle Strassen und Häuser der Stadt erfüllte ein allgemeines Jubelgeschrey, als die Bürger zurücke kamen und ihren Weibern, ihren Kindern und ihren Greisen die frohe Kunde vom glücklichen Ausgange des Kampfes brachten. Triumphirend, und stolz auf die That, die ihm gelungen war, zog der Horazier, mit den Waffen und den Kleidern der erschlagenen Feinde geschmückt, herein, von der allgemeinen Stimme als Retter des Vaterlandes gepriesen. Eiligst flog ihm seine Schwester entgegen, um sich des Heldenruhmes zu freuen, den er sich erworben hatte, und ihm Glück zu wünschen zn den Lobsprüchen, die ihm aus aller Mund entgegen schallten. — Sie erblickte ihn, aber — wie bebte sie zurück, als sie das Schwerdt ihres Verlobten in der Hand ihres Bruders, und seinen Leib mit dem nämlichen Streitrocke bedeckt sah, den sie ihm selbst verfertiget hatte. „Ach! jammerte das bestürzte Mädchen, um

das Blut meines Liebhabers hast du die Freyheit Roms erkauft?" — „Schweige, feiges Weib!" erwiederte der übermüthige Sieger. Mit dem fortgesetzten Anblicke der Siegeszeichen ward das Gefühl ihres Verlustes lebhafter. Mit ihrer ganzen Heftigkeit brach alle Pein verzweifelter Liebe an der Unglücklichen aus. Sie warf sich, einer Rasenden gleich, auf die Erde, und riß die Haare aus ihrem Scheitel. „Römer — brüllte sie — wie könnt ihr den Mann preisen, der den Bräutigam seiner Schwester gemordet hat? Ha — ihm gebührt kein Dank des Sieges! — Furien! wie lange zaudert ihr, an diesem Verbrecher den Mord zu rächen, den er begieng!", — „Wie? — sprach der erzürnte Kämpfer — du bist die einzige Römerin, die ihre Buhlschaft höher achtet, als die Freyheit ihres Vaterlandes? Entehre nicht länger den Namen der Horazier!" Wüthend zückte er sein Schwerd. „Gehe hin, Rasende! fuhr er fort, zu ihm ins Todtenreich, und bring ihm deine närrische Liebe dar! Stirb, Verblendete! die du den Ruhm deines Vaterlandes einem erschlagenen Feinde nachsetzest;" — und mit diesen Worten sties er ihr das Schwerd in die Brust.

Von

Von Entsetzen ergriffen, starrte das Volk, — und fluchte dem Unmenschen und seiner gräßlichen That. Der Glanz seiner Siegeszeichen schien mit einemmale verloschen. Der Mann, den vor wenigen Augenblicken alle als den Retter des Staates gepriesen hatten, ward nun von allen verabscheut. Allein sein Vater — zum Beweise, daß Schwärmerey und überspannte Begriffe die stärksten Gefühle der Natur ersticken können, — unterschied sich von der Meynung der ganzen Menge. „Die Handlung meines Sohnes, sprach er, hat meinen ganzen Beyfall. Das Mädchen, das bey der allgemeinen Freude des Vaterlandes über den Fall seines Feindes weinen, und dem Helden fluchen konnte, der ihn schlug, verdiente von seiner Hand zu sterben. Sie soll auch nicht mehr meine Tochter heißen, und nie werd ich es zugeben, daß ihre Asche in der Gruft beygesetzt werde, die der Familie der Horazier bestimmt ist!"

Demungeachtet wurde der Mörder ergriffen, vor den Richterstuhl geführt, und — zum Tode verdammt. Der König, der ihn liebte, weil er ihm ein so tauglicher Gehülfe zur Ausführung

seiner kriegerischen Plane zu seyn schien, wünschte das gefällte Urtheil zu hintertreiben, dazu war aber nur ein einziges Mittel übrig. Er gab dem verurtheilten Jüngling einen Wink gegen die versammelte Menge. Dieser verstand ihn, und berief sich sogleich zur Entscheidung seiner Sache, auf das Volk; — ein Rechtsmittel, das ihm nach den Gesetzen nicht verweigert werden konnte. Hätte er es nicht ergriffen, der Tag seines Triumphes würde zugleich der Tag seines Todes gewesen seyn.

Das Volk versammlete sich in der bestimmten Zeit, um über den Verbrecher zu richten. Der erste Eindruck, den der Mord seiner Schwester gemacht hatte, war um sehr viel schwächer geworden; sein Verdienst um den Staat aber wurde um so schätzbarer, je länger man es beherzigte. Er erschien mit der nämlichen Zuversicht und Unerschrockenheit, womit er in den Kampf gegen die Albaner geeilt war, vor der Versammlung seiner Mitbürger. Schon sein Anblick gewann aller Herzen. Denn er erinnerte zu lebhaft an den großen Sieg, den man ihm verdankte. Er sprach wenige Worte zu seiner Vertheidigung. „Ich habe das Vater=

terland gerettet, und ein Weib erschlagen, die unwürdig war, eine römische Bürgerin zu seyn. Denn ihr lag mehr am Leben ihres Buhlen, als an der Freyheit des Staats. Verdammet mich, Quiriten! wenn ihr es für unrecht haltet, daß unter der nämlichen Hand, die euch den Sieg erkämpfte, auch das rasende, elende Weib fiel, die euch Elend und Knechtschaft, euren Feinden aber Größe und Herrschaft gönnte!"

„Horatz werde losgesprochen! riefen tausend Stimmen; — um eines verrückten Weibes willen soll der Retter des Vaterlandes nicht sterben! Mit Schwesterblut ist seine Hand besudelt; aber dafür mag er die Götter versöhnen!"

II.

Die Könige der Römer waren nicht unumschränkt, und erlangten auch ihre Würde nicht durch die Geburt, sondern durch die Wahl. Der Staat war in der That eine Republik, an deren Spitze aber ein Oberhaupt stand, das nach der Vorschrift der Gesetze die öffentlichen Angelegenheiten leitete, die erstern in ihrem Ansehen erhielt, Raths- und Volksversammlungen veranstaltete, wichtige Streitigkeiten entschied,

schied, die Beschlüsse vollzog, und zur Zeit des Krieges die Heere der Bürger kommandirte. Die Abschaffung der königlichen Würde war deßhalb nicht eigentlich die Epoche, mit der die republikanische Verfassung begann, sondern blos eine Veränderung der Form der letztern, die im wahren Sinne schon bestand. Zu dieser Veränderung gab ein Weib, durch eine Handlung, der, so verwerflich sie in einer gewissen Rücksicht auch ist, doch eine seltene Stärke der Seele zu Grunde lag, den letzten Stoß. Ein Umstand, der für sich schon die Schilderung derselben für die Weiberwelt interessant genug machte, — wenn dieses Interesse auch nicht schon durch ähnliche Begebenheiten in unsern Tagen geweckt würde.

Tarquin, ein reicher, übermüthiger Römer, ohne Treue und Glauben, wenn es auf die Ausführung seiner Plane ankam, grausam und gewissenlos ohne seines Gleichen, aber unerschütterlich und vorsichtig in seinen Entwürfen, klug und tapfer, — wälzte in sich den frechen Gedanken, die Verfassung seines Vaterlandes umzustossen, und sich zum unumschränkten Herrn desselben zu machen. Durch Ränke

und

und Mord bereitete er sich die Bahn zu seinem Ziele, und als er alles genugsam vorbereitet glaubte, trug er kein Bedenken, gewaltsam vom Throne Besitz zu nehmen, und den rechtmäßigen König, seinen Schwiegervater, im Angesichte des römischen Senates, von den Stuffen des Tempels, wo der letztre versammlet war, auf den Markt hinunter zu stürzen. — Seine Gattin, ein Schandfleck ihres Geschlechtes, die zur Beförderung seiner Absichten ihren ersten Gemahl vergiftet, und ihn zur Ermordung ihrer Schwester ermuntert hatte, bewies bey dieser Gelegenheit, daß es kein Verbrechen giebt, das sie nicht zu begehen fähig gewesen wäre. Mit triumphirendem Blicke sah' sie auf ihren, in seinem Blute sich wälzenden Vater nieder, und fuhr mit satanischer Wuth über seinen Körper hinweg, so daß die Räder ihres Wagens und ihr Gewand von seinem Blute besprützt wurden. — Tullia ist der Name dieses weiblichen Ungeheuers.

Rom verabscheute den Verbrecher; aber niemand war patriotisch und muthvoll genug, das Vaterland von ihm zu befreyen. Er wußte den Thron, den er durch Lasterthaten erwor-

ben

ben hatte, durch geheime und öffentliche Gewalt zu behaupten.' Er gab den Neigungen des großen Haufens Nahrung, zerstreute ihn durch unaufhörliche Kriege, und sättigte seine Habsucht durch die Beute der Feinde. Hingegen die Großen im Staate, von denen er am meisten zu fürchten hatte, unterdrückte er mit der kaltblütigsten Grausamkeit. Eine starke Leibwache von ausländischen Soldaten, die er sich aufs künstlichste anzuketten wußte, umgab seine Person und sein Haus. Er verhöhnte jedes Gesetz und jedes Herkommen. Seine despotischen Befehle stiessen alle bisher bestehenden Ordnungen um. Jeder Bürger, gegen den sein von stetem Argwohn gefoltertes Herz Verdacht geschöpft hatte, wurde getödtet. Reichthum und Verdienste waren Verbrechen, und je angesehener und würdiger ein Bürger war, desto gewisser starb er unter der Hand der von ihm gedungenen Mörder. Die ausgezeichnetesten Männer flohen entweder aufs Land, oder wanderten in die benachbarten Staaten aus, oder verbargen sich in den Häusern ihrer Freunde, um den Spionen des Tyrannen zu entgehen. Die Zeit seiner Regierung ist ein treffendes Seitenstück

zur

zur blutigen Periode des Robespierres. Wie dieser, so hatte auch jener seine Herrschaft auf die Leichname der besten Bürger gegründet, und durch dieselben Mittel suchten beyde sie zu erhalten. Aber so plötzlich wie dieser stürzte auch jener von dem Throne herab, der mit so viel gerechtem Blute besprützt war.

Die Rutuler, eine angränzende Nazion hatten einigen römischen Bürgern, die der Wuth des Tyrannen entflohen waren, Schutz und Sicherheit auf ihren Gebieten eingeräumt, und diesen dadurch dergestalt gegen sich aufgebracht, daß er ihnen den Krieg erklärte, und sich mit einem starken Heere vor den Thoren ihrer Stadt lagerte. Die Rutuler vertheidigten ihre Mauren mit Entschlossenheit, und die Belagerung zog sich in die Länge. Während derselben geschah es, daß Sextus Tarquinius, der Sohn des Tyrannen, seinen Bruder, und den Kollatin, seinen Verwandten in seinem Zelte bewirthete. Während der Mahlzeit lenkte sich das Gespräch auf die Vorzüge und Tugenden ihrer Gattinnen. Jeder pries die seinige als die ehrbarste, züchtigste und wirthlichste. Es entstand ein kleiner Zank unter ihnen, der endlich

lich so lebhaft wurde, daß sie miteinander übereinkamen, die drey Weiber zu überraschen, und dann derjenigen den Preiß zuzutheilen, die sie bey der anständigsten und würdigsten Beschäftigung finden würden. Sie machten sich sogleich auf, um die Probe zu beginnen. Die Weiber der Königssöhne fanden sie bey köstlichen Gastmahlen schwelgend; Lukrezia aber, die Gattin des Kollatins, trafen sie, es war schon Mitternacht, unter ihren Zofen spinnend an, und weil damals häusliche Tugenden bey den römischen Damen vor allen andern galten, so ward ihr einmüthig die erste Stelle zuerkannt.

Lukrezia war ein Weib von ungewöhnlicher Schönheit. Nie aber hatten ihre Reize so stark auf den wollüstigen Sextus gewirkt, als in dieser Nacht. Er gieng mit den beyden andern Offizieren wieder ins Lager zurück; aber dem schändlichen Plane nachsinnend, wie er die Gattin seines Freundes zur Befriedigung der eben in ihm erwachenden wilden Leidenschaft gewinnen könnte. Große Verbrecher sind selten lange verlegen, wenn es die Ausführung ihrer verworfenen Absichten gilt. Er begab sich unter einem scheinbar erdichteten Vorwande ei-

ni-

nige Tage später nach Kollazia, in das Haus seines Vetters. Lukrezia nahm ihn mit Gefälligkeit auf. Die Merkmale ihrer unbezwinglichen Tugend waren aber zu unverkennbar, als daß es der Wollüstling nicht deutlich hätte gewahr werden müssen, daß er auf den gewöhnlichen Schleichwegen, welche Bösewichte seiner Art einzuschlagen pflegen, um die argwohnslose Unschuld zu berücken, seine Anschläge nicht ausführen könnte. Er beschlos deßhalb, da, wo er freye Einwilligung in seine Wünsche nicht hoffen dürfte, geradezu Zwang und Gewalt anzuwenden. Um Mitternacht schlich er, mit dem bloßen Schwerdte in der Hand, in das Schlafzimmer seiner tugendhaften Beherbergerin, und schreckte sie mit den Worten auf: „Entweder — Weib! erfülle meine Wünsche, oder stirb in diesem Augenblicke, getödtet von meiner Hand!“

„Wie? — du bist es, Sextus! — sprach Lukrezia, von Schrecken und Entsetzen ausser sich, — schändlicher Verbrecher! — wähnest du, durch Drohungen sey ich zu einer Lasterthat zu zwingen, die ich vor allen andern am meisten verabscheue? — O die Tugend ist

mir um keinen Preis zu theuer. Tödte mich! tödte mich! — dein Anschlag wird dir nie gelingen!

Sextus ward auf einen Augenblick durch die entschlossene Sprache des edlen Weibes geschreckt. Er bat. Er flehte. Umsonst! Lukrezia erwiederte jedes seiner Worte mit all' den gerechten Vorwürfen, die ihn, wäre das Gefühl der Tugend in seinem schändlichen Herzen nicht ganz erstorben gewesen, niedergedrückt, und zernichtet haben würden.

„Nun denn — sprach der Ruchlose, bey der erneuerten, stärkern Aufwallung seiner thierischen Begierde — so sollst du sterben, und mit dir der Sklave, der vor der Thüre deines Zimmers schläft. Seinen Leichnam leg' ich dann neben den deinigen auf dieses Lager, und verkündige es allen Römern und Römerinnen, daß ich die Ehre deines Mannes, und deiner Familie, und aller Freygebohrnen an dir gerochen habe. Ganz Rom, und Enkel und Urenkel werden dann dem Andenken der Lukrezia fluchen, die sich nicht schämte, ihren Leib einem verächtlichen Sklaven zu verkaufen!"

Diese in der Hölle erdachten Worte setzten das Weib in die peinlichste Verlegenheit. „Entschließe dich plötzlich, sprach Sextus, mit dem gezückten Schwerdte in der Hand. — „Nun — erwiederte Lukrezia, meinem Andenken sollen sie nicht fluchen, und keine Lüge soll mein Grab mit Schande decken. Vollende dein Verbrechen, Böfewicht! Aber zittere vor der Rache, die deiner wartet!"

Mit höllischem Vergnügen über das Gelingen seines Bubenstückes gieng Sextus in das Lager zurück. Lukrezia aber saß, gefoltert von Verzweiflung über die erlittene Schande, und in Thränen schwimmend, in ihrem Schlafgemache. Sie fühlte sich unvermögend, ihr Daseyn länger fortzusetzen, nachdem ihr ein Frevler den Vorzug geraubt hatte, der in ihrem Urtheile so viel vor jedem andern galt. Sie ließ ihren Gatten wissen, er möchte mit seinen vertrautesten Freunden zu ihr aus dem Lager kommen, weil sie ihm Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu entdecken hätte. In dem Hause ihres Vaters, setzte sie hinzu, werde er sie finden.

Kollatin erschien in Gesellschaft mehrerer vornehmen Römer, die bis itzt der Grausam-

keit des Tyrannen entgangen waren. Lukrezia eröfnete ihnen den Frevel, den der Prinz an ihr verübt hatte. „Männer! fuhr sie fort, werdet ihr meine Tugend und eure Ehre gleichgültig zernichten lassen? Ich beschwöre euch bey den Göttern, daß ihr mich rächet an dem losen Buben, der das Ehebett eines edlen Mannes zu besudeln wagte!“ Ein Strohm von Thränen hemmten ihre Rede. Sie umarmte ihren Vater; dann ihren Gatten. „Für einen Mann von deinem Werthe, sagte sie dem letztern, kann Lukrezia kein Weib mehr seyn!“ Bey diesen Worten riß sie einen Dolch, den sie in ihrem Gewande verborgen hatte, hervor, stieß ihn in ihre Brust und sank sterbend nieder. *)

Wie

*) Und nun der moralische Gehalt dieser That? — Es liegt viel Großes in dem Gedanken, und noch mehr in der Ausführung desselben: ich will den Verlust meiner Unschuld nicht überleben! — und man kann den hohen Begriff von dem Werthe dieser Unschuld, und die Stärke der Seele, womit Lukrezia ein Leben endete, das ihr die Erinne-

Wie vom Blitze getroffen, starrten die Umstehenden. Nach einigen Augenblicken schreck-

rung an jenen Verlust zur steten Pein gemacht hätte, nicht anders als liebens- und bewundernswürdig finden, wenn man gleich die Handlung selbst nicht billiget, und auch nicht billigen kann, weil wir in keinem Falle befugt sind, eigenmächtig von dem Posten abzutreten, auf den uns die Vorsehung gestellt hat. — Aber den größten Fehler begieng sie offenbar dadurch, daß sie sich der Willkühr des Prinzen, um des von dem Sklaven hergenommenen Beweggrundes willen, überließ. Das Sittengesetz fordert unbedingten Gehorsam, die Folgen, die daraus entstehen, mögen auch seyn, welche sie wollen. Lukrezia übertrat dieses Gesetz, weil sie im entgegengesetzten Falle ihr Andenken geschändet sah. Ihre Ehre war ihr also theurer als ihre Pflicht, und die Forderung des Eigennutzes galt ihr mehr als die Forderung des Gewissens. — Aber nichts ist natürlicher, als daß in der drängenden Verlegenheit, in der sie sich befand,

licher Stille tönte das Gemach von Weinen und Schluchzen und Verwünschungen des Verbrechers. Kollatin und ihr Vater warfen sich auf den Leichnam der Erblaßten nieder, gleich als wollten sie ihren Geist in ihm zurücke halten.

Unter den Anwesenden befand sich Luzius Junius, ein Verwandter der Ermordeten. Der Tyrann hatte seinen Vater und seinen Bruder aus dem Wege geräumt, theils weil sie ihm für das Sklavenjoch zu kühn und zu unternehmend schienen, theils weil er sich ihrer großen Reichthümer bemächtigen wollte. Um demselben Schicksale zu entgehen, stellte sich Luzius wahnsinnig, und wurde, während er unaufhörlich über dem Plane brütete, seine Familie zu rächen, und sein Vaterland zu befreyen, von Tarquin, als ein für seine Absichten gleichgültiger Mensch verachtet. Die Stunde, in der Lukrezia fiel, schien dem Luzius, bey der dadurch erregten Stimmung der Gemü-

ther,

zumal bey der muthmaßlich geringen Ausbildung ihrer moralischen Begriffe, die sinnliche Neigung früher und stärker zur Sprache kam, als das Gesetz der Vernunft. —

ther, der rechte Zeitpunkt zur Hinwegwerfung der Hülle zu seyn, mit der er sich bisher bedeckt hatte. Er riß den Dolch aus der Brust des Weibes, und sprach, indem er ihn vor den Umstehenden empor hub: „Nun ist keine Zeit mehr, zu dulten und zu schweigen. Die That des Sextus sey der letzte Streich der Tyranney, die so schwer auf dem Rücken der freyen Römer liegt. Sehet diesen Dolch mit dem Blute eines tugendhaften Weibes besprützt. Bey diesem reinen Blute, das nur die Lasterhaftigkeit eines Tarquiniers besudlen konnte, schwör' ich es heilig, den Tyrannen und seine ganze Brut, von diesem Augenblicke an, bis an meinen Tod, unaufhörlich zu verfolgen. Nie mehr soll er, — nie sonst ein unumschränkter Fürst, die Pforten des freyen Roms betreten. Götter! seyd Zeugen meines Schwures, und wer unter uns gerecht, wer bider, wer Patriot ist, vereiniget sich mit mir in ihm." Der Dolch gieng von Hand zu Hand. Alle sprachen die Worte des Luzius nach, und an der Spitze der Verschwornen verkündigte er dem Volke, was geschehen war.

Die ganze Stadt kam in Aufruhr. Die Mißvergnügten eilten Heerweise zusammen. Es war nur eine Stimme: wir wollen keinen König mehr! Tarquin ward feyerlich abgesetzt, und die Priester mußten den Fluch über jeden aussprechen, der je die Wiederherstellung der Königswürde verlangen würde. An die Spitze der Republik setzte man zween Konsulen, die alle Jahre ihre Aemter niederlegten. Die Tarquinier verbanden sich mit einigen benachbarten Staaten, um den Tyrannenthron wieder zu erobern. Aber die Römer widerstanden ihnen mit unbezwinglicher Stärke, Beharrlichkeit und Tapferkeit. Der Tyrann starb im vierzehnten Jahre seiner Verbannung; der Schänder der Lukrezia aber fiel in der Schlacht, am See Regill, wo er die Lateiner gegen seine ehemaligen Mitbürger anführte.

III.

Die römischen Bürger bestanden nach Umstoßung der königlichen Würde theils aus Adelichen, theils aus Gemeinen, von denen die erstern Patrizier, die letztern aber Plebejer genannt wurden. Jene hatten das Ruder des

Staates in ihren Händen, und in ihren Familien lag der größte Reichthum der Nazion. Diese aber, größtentheils durch Armuth niedergedrückt, wurden von den erstern in einer steten Abhängigkeit von sich erhalten, und bald durch Bestechungen und Geschenke, bald durch Schmeicheley, bald aber auch durch Zwang zu ihren Absichten gebraucht. Die besagte drückende Armuth, die Schulden, die sie an Patrizier gemacht hatten, und das Erwachen der Eifersucht, die in dem Geringern gegen den Größern nie ganz erlöscht werden kann, veranlaßten unter den Plebejern einen fortdaurenden Unwillen gegen den Adel; sie beschuldigten ihn des Stolzes, der Ungerechtigkeit und der Unterdrückung, weigerten sich die Waffen gegen die Feinde des Staates zu führen, verliessen endlich gar die Officiere, die sie im Felde kommandiert hatten, wählten sich ein eigenes Oberhaupt, und zwangen den Senat durch Trotz und Drohungen, sie von der Bezahlung ihrer Schulden freyzusprechen, und eine besondere obrigkeitliche Würde anzuordnen, durch die das Volk gegen die Anmassungen des Adels geschützt werden sollte. Es wurden Volkstribunen aufgestellt, und ihnen der

Beruf angewiesen, für die Gerechtsame und Freyheiten des großen Haufens zu wachen, und die Gewalt der Patrizier in den durch die Gesetze bestimmten Schranken zu erhalten. Der Senat konnte nichts Gültiges beschliessen, wenn es nicht ihre Bestättigung erhalten hatte. Der Widerspruch eines einzigen Tribunen war hinreichend, eine einstimmige Forderung des ganzen Rathes zu vereiteln.

Da die größte Kraft des Staates, nämlich das Volk, zur Unterstützung dieser neuerrichteten Würde immer sogleich in Bewegung gesetzt werden konnte, weil sie solche als das Schutzwehr ihrer Stärke betrachtete, so erlangte sie in Kurzem ein so großes Ansehen, und einen so entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, daß von ihr der ganze Gang der Staatsgeschäfte abhieng, und selbst Patrizier in die Klasse des Volks herabstiegen, um sie zu begleiten. Die Gemeinen hatten sich durch diese Neuerung offenbar über den Adel empor geschwungen, und alle Bemühungen des letztern, seine gesunkene Macht wieder herzustellen, waren nur kraftlose Versuche eines verwundeten Kämpfers, gegen einen Haufen tapferer Feinde.

Eine große Theurung, die in Rom entstanden war, hielten die Tribunen für eine Veranlassung, neue Versuche zur Ausdehnung ihrer Gewalt zu machen. Sie beredeten das Volk, daß die Theurung ein Werk des Geizes der Patrizier sey, damit sie sich für die dem Volke nachgelassenen Schulden entschädigen möchten. Dadurch ward der Pöbel aufs äuserste erbittert. Der Senat rief eine Volksversammlung zusammen, um sich gegen jene ungerechte Beschuldigung zu vertheidigen, und von seinen Verläumdern Genugthuung zu fordern. Aber, wie überall, siegten auch die Tribunen hier, und erwarben sich sogar, durch die Mitwirkung des grossen Haufens, das neue Vorrecht, daß künftig niemand eine Rede, die von einem aus ihrer Mitte an das Volk gehalten würde, unterbrechen dürfte, ihr Inhalt möchte auch seyn, welcher er wolle.

Die meisten Patrizier betrachteten diese immer zunehmende Ueberlegenheit des, von wenigen herrschsüchtigen und unruhigen Köpfen gegängelten Pöbels, durch die der erste und verdienstvollste Stand im Staate allmählich zu einem Opfer der Habsucht und des Ehrgeizes seiner

ner Neider zubereitet zu werden schien, — mit hohem Mißfallen, und sannen auf Mittel, um die alten Rechte ihrer Klasse wieder herzustellen, und über die ungerechten Anmassungen der Demagogen zu triumphiren. Keiner aber fühlte die Herabwürdigung des Adels und den Uebermuth der Tribunen stärker, als der junge Senator Kajus Marzius, — ein Mann von einem festen, auf strenge Grundsätze gebauten Charakter, treu und uneigennützig, unerschütterlich in seinen Entwürfen, großmüthig und standhaft, voll Ehrliebe und Anhänglichkeit an die ursprüngliche Verfassung seines Vaterlandes, und damals unter allen Römern der größte Held. Unerachtet seines noch jugendlichen Alters, genoß er in Rom allgemeines Ansehen, das er sich durch seinen bekannten Charakter, und durch seine großen Thaten erworben hatte. Er hatte als Jüngling, in dem Kriege gegen die Volszier, alle seine Mitbürger an Muth und Heldensinn übertroffen. Als sie die Hauptstadt dieser Nazion, Karioli, belagerten, hatten die Feinde in einem Ausfalle das ganze Heer der Römer geschlagen und aufgelößt. Kajus stellte sich, entschlossen den Schimpf seiner Mit-

bür-

bürger zu rächen, vor die fliehenden Schaaren, brachte einige Haufen derselben zusammen, führte sie muthvoll gegen den Feind an, drang zugleich mit demselben in die Stadt, und nahm sie in Besitz. Mit der nämlichen Geschwindigkeit flog er zu den zerstreuten Legionen der Römer zurück, und vertilgte den Theil der Volscier, der mit seinen Landsleuten noch im Gefechte war. Der Consul, der die Armee kommandirte, krönte sein Haupt mit einer goldenen Krone, überhäufte ihn mit Geschenken von der Beute, die er aber alle mit dem Selbstgefühle eines großen Mannes, der keinen Lohn auser sich suchet, ausschlug, *) und gab ihm zum Andenken an sei-

*) Es ward ihm freygestellt, von den Gefangenen so viele auszulesen, als er wollte. Kajus verlangte einen einzigen, einen alten Gastfreund seines Hauses, den er der Sklaverey entrissen sehen wollte, und schenkte ihm die Freyheit, zum Beweise, daß Größe und Stärke des Geistes mit den sanftern Gefühlen des Wohlwollens und der Menschenliebe, in diesem kühnen Jünglinge gepaaret waren.

seine große That, den Zunamen Kariolan. — Bey der darauf folgenden Theurung suchten die Antiaten von dem in Rom allgemein herrschenden Elend, und von der Uneinigkeit der Bürger Nutzen zu ziehen, und streiften bis vor die Thore der Stadt. Das Volk, durch seine Tribunen aufgebracht, und mit Unwillen und Haß gegen die Patrizier erfüllt, weigerte sich, die Waffen zu ergreifen. Aber Kariolan, der über der Gefahr des Vaterlandes jede andere Rücksicht vergaß, raffte einige seiner alten Kriegsgefährten zusammen, rückte mit ihnen gegen den Feind los, vertrieb ihn von den Gränzen des Staats, und kam mit reicher Beute nach Rom zurück.

Dieser Mann war es, der unter allen Gliedern seiner Klasse allein Muth genug hatte, den Unternehmungen der Tribunen öffentlichen Widerstand zu leisten, und ihnen, deren Anmassungen dem Wohle des Vaterlandes so gefährlich schienen, mit männlicher Entschlossenheit in den Weg zu treten. Er wurde dabey durch keine Art von Eigennutz getrieben, sondern blos durch die Ueberzeugung, daß das Beste der Republik mit der Wiederherstellung

der

der Rechte des Adels in einem unzertrennlichen Zusammenhange stehe. Diese seine Ueberzeugung trug er seinen Mitbürgern in einer heftigen Rede vor, schilderte den glücklichen Zustand des Staates vor der Errichtung des Tribunats, zählte die Verdienste des Adels um das Vaterland auf, stellte die aus jener neuen Würde entsprungenen Gefahren und Zwistigkeiten dar, schalt die Tribunen, Verführer und Betrüger des Volkes, und bestand darauf, daß die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt, und das Patriziat, mit Zurückweisung seiner frechen Gegner, in seine vorigen Rechte eingesetzt werde. — Diese Rede machte nicht überall denselben Eindruck. Die ältern Senatoren hielten sie, weil das Alter gewöhnlich vorsichtig und furchtsam ist, für einen gewaltigen Fehler, gegen die Regeln der Politik, die, nach ihrer Meynung, das Volk bey seiner damaligen Stimmung so viel möglich schonen hieß; andere hielten sie für den Ausbruch des Stolzes, und der Herschsucht eines zufahrenden, ohne Ueberlegung handelnden Jünglings; der größte Theil des Rathes aber billigte sie, freute sich der Kühnheit des Redners, und sagte es — durch ihn

zu

zu gleichem Muthe entflammt — laut, daß das Tribunat aufgelöst werden müßte. Hingegen die Tribunen, die bey der damaligen Demüthigung des Adels nichts weniger als eine so dreiste Antastung ihrer eingebildeten Majestät erwartet hatten, liefen mit brennenden Köpfen aus der Versammlung, und verkündigten der Menge, daß der Adel auf die gänzliche Umstürzung aller Volksrechte losgehe, daß er im Begriffe sey, eidbrüchig gegen die Bürger zu werden, und daß all' dies von der Aufwieglung des Kariolan herkomme, der das Volk und seine Repräsentanten gelästert, die heiligsten Verträge verhöhnt, und den Entwurf deutlich genug verrathen habe, Rom in seiner Person einen zweyten Tarquin zu geben.

Das Volk gerieth durch diese Neuigkeit in Wuth. Die Bürger liefen aus allen Theilen der Stadt zusammen, entschlossen, die Rathsversammlung zu stürmen, und den Sprecher des Adels in Stücken zu zerreissen. Die Tribunen, um dem Vorwurf auszuweichen, als hätten sie das Volk zur Empörung aufgewiegelt, bemühten sich, die stürmenden Haufen, gewiß,

daß sie auch auf dem Wege der Unterhandlung ihre Rache an dem kühnen Patrizier stillen könnten. Sie versammelten sogleich einen Volksausschuß, und forderten den vorgeblichen Verbrecher vor ihren Richterstuhl. Allein Koriolan, der bey all' diesen Auftritten unerschüttert geblieben war, gab diesen unberufenen Richtern eine verachtende Antwort, und gieng mit einer Ruhe aus der Rathsversammlung hinweg, als wenn den ganzen Tag über sein Name von keinem Menschen genannt worden wäre. Die Tribunen gaben den ihnen untergeordneten Beamten Befehl, sich seiner Person zu bemächtigen, und ihn ins Gefängnis zu schleppen. Aber er widersetzte sich ihnen mit seinen Freunden, und sie wurden mit Fäustenschlägen zurückgetrieben. Es entstand ein neuer Auflauf. Die Tribunen riefen dem Pöbel zu, Hand an ihn zu legen. Aber die Senatoren schlossen einen Kreis um ihren Vertheidiger, und schützten ihn gegen die Wuth des erbitterten Haufens. Der Tumult ward allgemein. Man schimpfte sich von beyden Seiten. Endlich erschienen die Konsuln im ganzen Prunke ihrer Würde, und gebothen Frieden. Ihr Ansehen und ihre Vor-

stellungen besänftigten die rasenden Plebejer. Koriolan kam unbeschädigt in sein Haus.

Mit dem Anbruche des folgenden Tages riefen die Tribunen das Volk zusammen, um den Koriolan und diejenigen Patrizier, die seine Sache zur ihrigen gemacht hatten, zu richten. Der Senat begab sich selbst in die Versammlung, damit die Demagogen verhindert würden, das Volk zu solchen Entschliessungen zu leiten, die für das Wohl und die Ruhe des Staates gefährlich seyn könnten. Der Konsul Minuzius, ehrwürdig durch sein Alter und durch seine Verdienste, hielt eine lange Rede, worinn er die zwischen dem Rathe und dem Volke entstandenen Mißverständnisse mit so viel Deutlichkeit, Mäßigung und Bürgersinn auseinander setzte, und das Benehmen des Koriolan auf eine so überredende Weise entschuldigte, daß das Volk seine Bereitwilligkeit zur Aussöhnung aufs augenscheinlichste äusserte, und Friede und Eintracht mit einemmale in aller Herzen zurückzukehren schienen. Allein der Tribun Sizinius löschte den guten Eindruck, den der Consul gemacht hatte, plötzlich wieder aus. Von der unbeugsamen Festigkeit

des

des Koriolan überzeugt, bestand er darauf, daß er die von ihm dem Volke erwiesene Beleidigung vor aller Angesicht gestehen, und seine Mitbürger um Verzeihung bitten sollte. Dieser, mit einer an Uebermuth gränzenden Zuversicht auf die Güte seiner Absichten, und auf die Aechtheit seines Patriotismus, warf einen Blick voll schnöder Verachtung auf den Tribun, und wiederholte, weit entfernt, auch nur ein Wort zu mildern, fest und kühn, alles, was er im Rathe gegen die Anmassungen des irregeleiteten Volks gesagt hatte, erklärte die Tribunen und ihre Anhänger für Aufrührer, nannte sie das Gift des öffentlichen Wohles, behauptete das ihm zukommende Recht, nur von den Konsuln gerichtet zu werden, und lachte der Zumuthung, ein Volk um Verzeihung zu bitten, das er doch nicht beleidiget, sondern nur von den Schlingen seiner Verführer zu befreyen gesucht hätte.

Der Pöbel, der seinen durch den Vorschlag des Tribunen so hoch erhabenen Stolz durch den Starrsinn des Beklagten so tief beleidigt sah, gerieth in die äusserste Entrüstung, und forderte mit einem Ungestümm, das dem Stür-

men des Meeres glich, den Kopf des hartnäckigen Senators. Diesen Augenblick gedachten die Tribunen nicht ungenützt vorüber gehen zu lassen. Ohne erst die Stimmen zu sammlen, erklärten sie den Koriolan für einen Verräther des Vaterlandes, verdammten ihn, daß er vom tarpeischen Felsen herabgestürzt werden sollte, und befahlen den Polizeybeamten, ihn zu greifen, und das Urtheil sogleich zu vollziehen. Allein die Patrizier drängten sich um den Beklagten her, und stiessen die Männer, die sich seiner bemächtigen wollten, zurück. Der Pöbel, misvergnügt über das tumultuarische Verfahren der Tribunen, wodurch er sich von ihnen hintan gesetzt glaubte, weil sie ihren Gegner ohne eine gesetzmäßige Stimmensammlung verurtheilt hatten, sahe dem Auftritte unthätig zu. Die Tribunen waren deßhalb genöthigt, die Polizeybeamten zurück zu rufen, und die Entscheidung der Sache auf eine dem Herkommen und den Gesetzen angemessene Volksversammlung zu verschieben.

Indessen dauerte der Kampf zwischen den Patriziern und Plebejern fort, und die erstern widersprachen den letztern noch immer die Befug-

fugnis, den Koriolan zu richten, und bauten ihren Widerspruch auf Gesetze, die durch ihr Alter, und durch die gewissenhafte Strenge, womit man bisher über sie gehalten hatte, ehrwürdig waren. Die Plebejer bestanden aber unverrückt auf ihrer Forderung, die, da sich die Stimme des ganzen Volkes für sie erklärt hatte, wo nicht eben so ehrwürdig, doch noch gefährlicher zu bestreiten war. Die Entscheidung dieser Sache mußte auch in der That die Verfassung von Rom bestimmen, und sie, je nachdem ein Theil den Sieg davon trug, entweder unter die Form der Aristokratie, oder der Demokratie bringen. Der größte Theil der Senatoren gab aus Furcht den Ansprüchen der Plebejer nach. Es schien ihnen, im Falle sie auf ihrer Meynung beharrten, ein bürgerlicher Krieg unvermeidlich, dessen sicherste Folge die gänzliche Vertilgung des Adels gewesen seyn würde. „Unterwirf dich dem Urtheile des Volks, — sagte deßhalb der alte Konsul Valerius dem Beklagten, — wodurch kannst du leichter deine Feinde verstummen machen, die dich gefährlicher Anschläge gegen das Wohl deines Vaterlandes beschuldigen? Verschmähest du

meinen Rath, so bist du es, der die Fackel der Empörung anzündet. Denke dir das Elend eines Bürgerkrieges! Gesetze ohne Kraft, Obrigkeiten ohne Ansehen, Erbitterung und Wuth zweyer Partheyen, von denen keine ruhet, bis die andere vertilgt ist! Der Fluch aller Römer, setzte er weinend hinzu, wird dich verfolgen. O, Koriolan! wirst du es ertragen können, wenn die Weiber ihre erschlagenen Gatten, die Töchter ihre Liebhaber, die Kinder ihre Väter von dir zurücke fordern? — " — Diese Worte bestimmten die Gesinnung des Senats. Der Beklagte ward seinen Feinden übergeben. Triumphirend verkündigten die Tribunen dem Volke den Tag, wo es sich versammlen sollte, um sein Urtheil über den Mann zu sprechen, der es zu unterjochen gesucht hätte. Mit allgemeiner Freude feyerten die Plebejer ihren Sieg. Nichts war dieser Freude gleich, als ihre Rachdurst gegen den edlen Mann, dessen Schicksal ihren Händen übergeben war.

An dem Tage, dem man mit so vieler Sehnsucht entgegen gesehen hatte, ströhmte ganz Rom auf dem Gerichtsplatze zusammen. Das Volk, seines Triumphes gewiß, freute sich

der Demüthigung, die den Patrizier wartete; der Adel war voll Bangigkeit und Furcht; keine Seele in der Stadt war gleichgültig und ruhig, als — Koriolan. Nach einigen Zwistigkeiten, die sich zwischen den Konsulen und Tribunen über die Form des Geschäftes erhoben hatten, wo den letztern abermal der Sieg zu Theil ward, hielt Minuzius eine Vertheidigungsrede für den Verklagten, welcher Sicin eine heftige Invektive auf denselben entgegensetzte. Als die Sprecher abgetreten waren, erschien Koriolan. Wenn der wüthende Pöbel auch den ganzen Senat zittern gemacht hatte, so vermochte er es doch nicht, diesen aus seinem Gleichgewichte zu bringen. Er erschien nicht in der gebeugten Gestalt eines Flehenden, der Mitleiden erregen will; — nicht mit der schleichenden Freundlichkeit des Schmeichlers, der seine Widersacher durch Betrug zu bestechen sucht; — er erschien mit der Würde und dem Selbstgefühle eines großen Mannes, der, über dem starren Hinblicken auf die Rechtmäßigkeit seines Zweckes, den lauten Tadel und die frechen Beschimpfungen der Dummheit und der Bosheit überhört, voll

Muth und Zuversicht, und entschlossen bey den Grundsätzen zu verharren, die er als wahr und recht erkannt hatte, unbekümmert, um welchen Preiß sie ihm auch zu stehen kommen möchten. „Römer, sprach er, die Eifersucht und die Verläumdung haben mich der Volksfeindschaft, der Verrätherey und tyrannischer Entwürfe beschuldiget. Ich bin rein von alle dem, was sie so gerne auf mich wälzen möchten. Ich liebe und ehre die Gesetze und die Verfassung meines Vaterlandes, und weil man dieses weiß, so bin ich bey denen verhaßt, die ihr Glück auf die Ruine derselben zu bauen suchen, und die sich schon so mächtig gemacht haben, daß man, wie euch mein Beyspiel lehret, nicht ungestraft von ihren Verbrechen sprechen darf." Er erzählte dann mit dieser nämlichen ruhigen Heiterkeit, und im Vertrauen auf seine Tugend, die Verdienste, die er sich im Frieden und im Kriege um das Vaterland erworben hatte, legte eine Menge Beweise von der Lauterkeit seines Patriotismus dar, zeigte der Menge die Kronen, die ihm der Staat zum Lohne seiner Bürgertugenden geschenkt hatte, und nannte die Namen der Römer, die durch ihn im Schlachtengetümmel

vom Tode und von der Gefangenschaft befreyt worden waren. In feyerlicher Stille stand die unübersehliche Volksmasse, wie das Meer nach dem Sturm, und aller Herzen waren durch den Anblick des Mannes gerührt, der so zu seiner Vertheidigung sprechen konnte. Manche unter der Menge vermochten es nicht, sich der Thränen zu enthalten, und schon sah man vieler Hände in die Höhe gehoben, zum Zeichen, daß Koriolan Schonung und Mitleiden verdiene. — „Man hat von mir verlangt, fuhr er fort, daß ich das Volk um Vergebung bitten soll. Um Vergebung? — Und doch bin ich mir keines Verbrechens bewußt! O, ewige Schande müßte meinem Andenken folgen, wenn ich mir ein Rettungsmittel erlauben könnte, dessen sich nur diejenigen bedienen, die ihr eigenes Gewissen verdammt. Nein, stets war Koriolan ein guter Bürger! —“ Bey diesen Worten rieß er sein Kleid auf, und zeigte dem Volke die Narben, mit denen seine Brust seit dem Volszischen Kriege bedeckt war. „Diese Narben, sprach er, sind die Merkmahle eines Verräthers, oder eines Tyrannen? Nie, nie wird der nach einem Throne streben, der, um der

Gunst des Volkes würdig zu werden, sein Leben für dasselbe wagt! —"

Dieser Anblick, verbunden mit diesen Worten, entschied in aller Herzen für den Koriolan. „Er ist unschuldig!" riefen tausend Stimmen; „setzt diesen braven Bürger sogleich in Freyheit!" wieder tausende, und alle machten sich Vorwürfe in ihrem Innern, daß sie einen so verdienten Mann verkannt und verfolgt hatten. Die Tribunen, die für die Stimme der Wahrheit und der Unschuld keine Empfänglichkeit hatten, waren über diesen unerwarteten Erfolg ihrer Unternehmungen einige Augenblicke bestürzt. Aber Decius, einer aus ihrer Mitte, wußte auf der Stelle die Stimmung des Volkes zu verändern, indem er plötzlich von dem eigentlichen Gegenstande des Streites absprang, und die Aufmerksamkeit der Bürger auf die neue Beschuldigung heftete, die er mit aller List eines abgefeimten Volksführers in der Eile aus der Luft aufgrief, ohne daß zuvor jemand derselben gedacht hätte, — daß nämlich der Beklagte auser den Verbrechen, die das Volk ihm vergebe, auch einer Treulosigkeit gegen die Staatskasse schuldig sey, indem er die

den Antiaten abgenommene Beute nicht dem Verwalter des öffentlichen Schatzes übergeben, sondern unter seine Soldaten ausgetheilt habe. Dieser so unerwartete, und in seiner Art meisterhafte Kunstgriff setzte den Beklagten und seine Freunde in Verlegenheit. Das Volk, in dem durch den neuen Gegenstand, der Eindruck, den die gute Sache gemacht hatte, sogleich ausgelöscht ward, und das bekanntlich überall dem Wetterhahn gleicht, der in wenigen Sekunden oft die entgegengesetztesten Richtungen nimmt, fieng an zu murren. Die Tribunen nützten den Augenblick. Sie sammelten in größter Eile die Stimmen, — und Koriolan wurde durch einen Schluß des Volks auf ewig aus dem römischen Gebiete verwiesen.

Die Patrizier betrachteten diesen Schluß als das Grab ihrer Macht, ihres Ansehens und ihrer Rechte, und sie irrten sich nicht. Denn durch denselben hatten sich die Plebejer vollends über sie emporgeschwungen, ihnen die entscheidende Stimme in den Angelegenheiten des Staates geraubt, und sich das Vermögen verschaft, jeden großen Mann, der künftig aus den Edeln hervortreten würde, auf der Mitte

sei=

seiner Laufbahn niederzuwerfen. Deßhalb sah' man in ihren Häusern nichts, als die Zeichen der Traurigkeit, der Furcht, der Reue, der Uneinigkeit, und es hatte, nach dem Ausdruck des römischen Geschichtschreibers, das Ansehen, als wären sie alle zugleich mit Koriolan verwiesen worden.

Die Plebejer hingegen erfülleten ihre Häuser mit Jauchzen und Frohlocken, und sprachen von der Geschichte des Tages nicht anders, als wenn an demselben der größte Sieg über den gefährlichsten Feind erfochten worden wäre. Der Verbannte aber kam mit scheinbarer Ruhe, ohne die Mienen seines Gesichtes zu verändern, aus der Versammlung nach Hause. Seine Mutter Veturie, und Volumnie, seine Gattinn schwammen in Thränen. Er verweilte einige Augenblicke in einem tiefen Stillschweigen, ohne sich um die weinenden Weiber zu kümmern. Er, der durch keinen Streich des Schicksals verzagt und kleinmüthig gemacht werden konnte, schien den Entschliessungen nachzusinnen, die er fassen wollte. Schnell raffte er sich auf. „Weiber, sprach er in einem rauhen, trotzigen Tone, und mit einem Blicke,

der es zu verrathen schien, was er beschlossen hatte, — Weiber! es ist um mich geschehen. Die Undankbaren haben mich verbannt. Ertraget euer Loos mit dem Muthe, der römischen Frauen würdig ist. Ich gehe hin, mir ein anderes Vaterland aufzusuchen. Sorgt für meine Kinder. Lebet wohl!" Er gieng. Veturie folgte ihm, mit seinem ältesten Sohne an der Hand, nach; Volumnie, den jüngsten auf dem Arm, hieng sich an sein Gewand, und Weiber und Kinder weinten und klagten laut. Er wandte sich wieder um, und sprach in einem noch trotzigern Tone: „Gehet nicht weiter, und endet euer unnützes Geschrey. Du hast nun keinen Sohn mehr, Mutter! und du, Volumnie, Beste der Weiber! — hast deinen Mann auf ewig verlohren!" Bey diesen Worten fiel seine Gattinn ohnmächtig nieder. Er rieß sich gewaltsam loß. Er wies alle Begleitung von sich zurücke. Einige junge Patrizier drangen sich ihm mit Gewalt zu, und folgten ihm bis ans Thor. Er sprach nur wenig mit ihnen. Keinem empfahl er sich für die Zukunft. Keinem dankte er für seine Freundschaft.

Rom hörte für den Koriolan in dem Augenblicke seiner Verbannung auf, sein Vaterland zu seyn. Nur die Verfassung, die die Rechte der ehemaligen königlichen Würde in die Hände des Adels übergeben, und das Wohl des Staates auf die Herrschaft der durch das Ansehen des Senats gehandhabten Gesetze gegründet hatte, war nach seinem Sinn; nur für diese Verfassung hatte er sich so oft aufgeopfert, so manche Wunde erhalten, und so manchen Feind getödtet. Aber nun sah er sie mit einemmale umgestürzt, den Senat und den Adel der Wuth des Volkes Preiß gegeben, seine Verdienste mit Undank und Schmach gelohnt, und seine Gegner, die er nur für Verräther und Betrüger halten konnte, durch die Erreichung ihrer Absichten gekrönt. Rom war für ihn nicht mehr Rom. Er mußte den Staat hassen, der die Anarchie der Herrschaft weiser Gesetze vorzog; er mußte den Adel verachten, der es so muthlos zugab, daß man ihm seine Gerechtsame entrieß; er mußte mit Rache erfüllt werden gegen ein Volk, das ihn so schändlich mißhandelt, und bey all' seinen Verdiensten gleich dem verworfensten Verbrecher von sich

aus=

ausgestoßen hatte; — und wie er diese Rache ausüben möchte, dieß war nun sein einziger Gedanke.

Darüber war er schon mit sich einig, daß er sich in die Arme eines Feindes werfen, und diesem seine Talente und seinen Arm gegen sie lehnen wolle. Aber zu welchem sollte er sich wenden? Von welchem hatte er den besten Erfolg seiner Entwürfe zu erwarten? Und welcher war unternehmend genug, auf seine Ermunterung das Schwerd gegen die undankbare Stadt zu ergreifen? — Er entschied für die Volszier, für dieselben, die durch seine Tapferkeit unterjocht waren, gegen die er die größten Siege erfochten hatte, und von denen es zu erwarten stand, daß sie unter allen Römern keinen mehr haßten als ihn. Im Vertrauen auf die Großmuth dieser Nazion, und ihres Oberhauptes, des Tullus Attius, schritt er sogleich zur Ausführung seines Entschlusses, vermummte sich, gieng nach Antium, geradezu in den Pallast des Tullus, und setzte sich stillschweigend, gleich einem Verbrecher, der um Schutz bat, beym Heerde der Hausgötter nieder.

Ein Sklave, der ihn in dieser Stellung bemerkt hatte, gieng in das Innere des Pallastes, wo Tullus speißte, und verkündigte ihm mit Verwunderung, daß sich ein fremder, unbekannter Mann, von majestätischer Miene, am Hausaltare niedergelassen habe. Begierig eilte Tullus heraus, betrachtete den räthselhaften Gast, und fragte ihn um seinen Namen. „Ich bin, erwiederte dieser voll Ernst und Würde, ich bin Kaius Marzius, mein Beyname ist Koriolan, — der einzige Lohn meiner Verdienste, den mir mein undankbares Vaterland gelassen hat. Der Neid des Pöbels und die Feigheit der Vornehmen haben mich aus Rom verdrungen. Ich lächze nach Rache. Es hängt von dir ab, Tullus! ob ich dieses Schwerdt gegen deine und meine Feinde zücken soll. Werdet ihr meinen Vorschlag verschmähen, so ist mein Leben in eurer Hand. Tödtet mich, und ihr werdet einen alten Feind vertilgen, der vielleicht eurem Vaterlande noch grosses Unglück bereiten könnte.“ — Nichts konnte Tullus willkommener seyn, als ein solches Anerbieten aus einem solchen Munde. Er und seine ganze Nazion hatten bisher immer darauf

auf gedacht, sich von ihrer schimpflichen Abhängigkeit von den Römern zu befreyen; nur waren sie zu entkräftet, und durch die erlittnen Niederlagen zu muthlos, als daß sie es hätten wagen dürfen, sich zu empören. Freudig bot der Volszier dem Römer die Hand. „Dein Vertrauen auf unsre Tugend, sprach er, verbürgt dir unsern Beyfall und unsern Schutz. Was du uns je abgenommen hast, bringst du uns alles in deiner Person wieder. Antium weiß deine Verdienste und deinen Werth besser zu ehren, als das undankbare, durch Eifersucht und Partheygeist zerrissene Rom." Er führte ihn in das Zimmer. Sie sprachen mit all' dem Interesse, das ihr gemeinschaftlicher Haß gegen Rom erweckt hatte, von den Mitteln, wodurch sie den Krieg gegen diesen Staat einleiten, und die geschworne Rache an seinen Bürgern nehmen könnten.

Es finden sich nichts leichter als Veranlassungen zum Kriege zwischen benachbarten Nazionen, so bald man nur geneigt ist, sie aufzusuchen. — Die Römer hielten um diese Zeit feyerliche Schauspiele, wodurch eine unzähliche Menge fremder Zuschauer, besonders aus der Na-

Nazion der Volszier, in die Stadt gezogen wurden. Die Häuser konnten sie nicht alle fassen, so, daß viele unter dem freyen Himmel übernachten mußten. Bey dieser Gelegenheit glaubte Tullus den alten Haß seiner Mitbürger gegen die Römer in Flammen setzen zu müssen. Er ließ in Rom das Gerücht ausstreuen, daß die Volszier damit umgiengen, in dem Getümmel dieser Tage die Stadt in Brand zu stecken. Kaum war dieses Gerüchte, das bey den bekannten Gesinnungen dieses Volkes nicht wenig Schein von Wahrheit hatte, erschollen, als der Senat sogleich alles, was Volszier hieß, aus der Stadt treiben ließ. Gerade das hatte der schlaue Tullus gewollt. Er stellte seinen Bürgern die Beschimpfung vor, die sie erlitten hatten, führte den Koriolan in ihre Mitte, bewies ihnen, daß die Ankunft dieses Mannes eine deutliche Aufforderung der Götter zur Rache sey, und ließ diesen in einer feurigen Rede seinen Vortrag unterstützen. „Krieg gegen die Römer!" rief das ganze Volk. Es wurden sogleich Gesandte abgeschickt, den Gehorsam aufzukünden. Koriolan ward zum Senator und zum Anführer der

der Armee ernannt. Alles brannte von Begierde zu fechten.

Tullus bedeckte mit einem Theile des Heeres das Land; Koriolan aber rückte mit dem größern Theile desselben über die Gränzen. Er hatte schon eine beträchtliche Strecke des römischen Gebietes erobert, und mit Feuer und Schwerdt verheeret, als in der Stadt noch kein einziger Bürger bewafnet war. Statt dem Feinde mit vereinter Macht entgegen zu gehen, verdarb sich der Adel und das Volk die Zeit durch unnütze Zänkereyen, und beyde vergaßen über denselben die Gefahr, die über das gesamte Vaterland hereinhieng. Die Patrizier warfen den Plebejern das Verbrechen vor, das sie an Koriolan begangen hatten, und legten alle Schuld der itzigen Noth auf ihren Undank und ihre Ungerechtigkeit. Diese aber beschuldigten die erstern, daß sie mit dem verbannten Senator einverstanden wären, und ihn über die Gränzen gerufen hätten, daß er sie an dem großen Haufen rächen, und ihre alten Usurpazionen wieder herstellen möchte. Diese Beschuldigung bauten sie insbesondere auf die Gelindigkeit, womit sich der Feind, wahrscheinlich,

um die Zwietracht und das gegenseitige Miß- trauen in der Stadt zu vermehren, gegen ihre Landgüter und Besitzungen benahm. Während man über die Frage stritt, wer das Feuer an- gezündet habe? vergaß man die Anstalten, es zu löschen, und Koriolan konnte ungehindert Lavinium wegnehmen, und sein Lager 5 Mei- len von Rom aufschlagen.

Die Bürger sahen von ihren Mauren die umherstreifenden Feinde. In eine stumpfe Be- stürzung versenkt, hatten sie alle den Gedanken an einen Widerstand aufgegeben. Das Volk, immer durch den gegenwärtigen Augenblick be- stimmt, verlangte die Zurückrufung des Korio- lans; der Senat aber, um zu beweisen, wie verläumderisch die Beschuldigung sey, daß er sich mit ihm einverstanden habe, erklärte, daß er nie mit einem bewafneten Rebellen unter- handeln werde, und rettete dadurch den Charak- ter der Römer, der in diesen Tagen in den Herzen der Plebejer der schändlichsten Feig- heit gewichen war.

Koriolan rückte mit verstärkter Macht an die Mauren von Rom, und fieng an, sie zu berennen. Die Bestürzung war allgemein.

Der

Der Staat sah sich, bey der gänzlichen Erschlaffung seiner Kräfte, in der drückenden Nothwendigkeit, den Mann um Frieden zu bitten, den er kurz zuvor für einen Rebellen erklärt hatte. Aber Koriolan legte den Abgeordneten solche Bedingungen vor, die sie viel zu tief herabwürdigten, und sprach sie noch dazu in einem so gebieterischen, demüthigenden Tone aus, daß von ihrer Seite nichts als freywillige Unterwerfung unter den Willen des Siegers übrig blieb, wozu sie aber nicht bevollmächtiget waren. Doch räumte er ihnen einen Waffenstillstand von dreyssig Tagen ein, verlängerte ihn, als er verflossen war, noch drey Tage, und erklärte ihnen mit allem Uebermuthe eines siegenden Feldherrn, daß sie wählen sollten, zwischen der Zurückgabe aller den Volsziern abgenommenen Plätze, und der völligen Auflösung ihres Staates.

Die Römer befanden sich in dem Zustande der äuserſten Verzweiflung. In den Häusern und auf den Strassen war das Gewühl, das Jammern und das Klagen allgemein. Einige ergriffen die Waffen und warfen sie wieder weg. Andere verrammelten ihre Häuser, entschlossen,

ihr Leben dem Feinde wenigstens nicht umsonst zu geben. Kein Gesetz und keine obrigkeitliche Person hatte mehr ein Ansehen. Niemand vermochte es, die in der Angst umherrennende Menge zu sammeln. Jeder war nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht. Man zitterte beym Hinblicke auf die nächste Zukunft. Der Muth der Römer schien, samt ihrem Gemeingeiste, wie einer ihrer Geschichtschreiber sagt, mit dem Koriolan zu den Volsziern übergegangen zu seyn.

In dieser allgemeinen Unordnung kam endlich der Senat zusammen. Es wurden viele Maasregeln vorgeschlagen, und eben so viele verworfen. Sich gegen den Feind zu vertheidigen, schien unmöglich. Man faßte daher den Entschluß, die sämtlichen Priester an den Heerführer der Feinde abzuordnen, und ihn bey allem, was die Religion Heiliges hat, beschwören zu lassen, daß er seinem Vaterlande den Frieden geben möchte. Aber auch diese so ehrwürdige Gesandtschaft vermochte nichts über den Sieger. Traurig und mit gesenktem Blicke kamen die Priester zurück, ohne ihre Absicht erreicht zu haben. Roms Untergang schien un-

vermeidlich. Die Stadt, die so viele Völker bezwungen, und sich vor all' ihren Nachbarn so furchtbar gemacht hatte, war nicht stark genug, einem einzigen verbannten Bürger zu widerstehen, und erwartete mit zagendem Kleinmuth die Rache, die ihr von ihm geschworen war.

Doch was alle Männer nicht vermochten, konnte noch durch Weiber geleistet werden.

Die Tempel waren alle mit Greisen, Frauenzimmern und Kindern angefüllt, welche auf den Knien lagen, und unaufhörlich zu den Göttern um Hülfe fleheten. Im Tempel des Jupiters befand sich unter den Flehenden eine alte Dame, Namens Valerie. Dieser schoß plötzlich, gleich als wäre er ihr von den Göttern eingegeben, der Gedanke an einen neuen Versuch zur Rettung des Vaterlandes durch den Kopf, und er schien ihr so leicht und so sicher, daß sie keinen Augenblick säumte, ihn auszuführen. Sie nahm einige andere Frauenzimmer von Stande mit sich, und gieng mit ihnen in das Haus der Veturie, der Mutter des Koriolan. Sie fanden seine Gattin Volumnie bey ihr; beyde weinend und klagend, und noch von tieferm Schmerze gedrückt, durch ihre

Verbindungen mit dem unerbittlichen Helden. „Wir kommen zu euch, sprach Valerie, durch die Noth des Vaterlandes getrieben. Roms Rettung liegt in euren Händen. Ich bin überzeugt, daß ihr, so sehr als wir, den Gedanken verabscheuet, daß die Freyheit und die Ehre unsers Vaterlandes der unbegränzten Rachsucht eures Sohnes und eures Gatten, und dem Neide eines Volkes, das uns dienstbar ist, zum Raube werde. Was die Bitten unsrer Mitbürger, und das Beschwöhren unserer Priester nicht über Koriolan vermochten, das vermögen vielleicht das Flehen einer Mutter, und die Thränen eines Weibes. Er kann die Gefühle der Ehrfurcht und der Liebe, die er stets gegen Veturien und Volumnien empfand, unmöglich ganz erstickt haben. Wohlan! geht mit uns zu ihm ins Lager, und versuchet es, obs euch nicht gelinge, euer Vaterland zu retten. Wir, mit unsern Kindern, werden seine Kniee umfassen, und ihr werdet das Wort in aller Namen führen. Wahrlich, der Auftritt wird sein Herz zerreissen. Versaget uns unsre Bitte nicht. Die Männer haben aufgehört, unsre väterlichen Mauren zu vertheidigen. Wollen wir

wir es wagen, ob wir nicht den Feind mit den Waffen schlagen können, die die Natur den Weibern zu ihrer Vertheidigung gegeben hat, — mit unsern Thränen!"

Veturie hielt diesen Vorschlag für ganz vergeblich, und bewieß den zwischen Furcht und Hofnung schwebenden Damen, mit einem Strohme von Worten, daß ihr Sohn durch kein Mittel, am wenigsten aber durch ihre Vorstellungen zu erweichen sey. Sie erzählte ihnen, mit welch' trotziger Gefühllosigkeit er seine Familie verlassen, und wie bestimmt er ihnen erklärt habe, daß er nun aufhöre, Gatte, Vater und Sohn zu seyn. Sie schilderte die Härte und Unbeugsamkeit seines Charakters, und stellte den unnützen Versuch der Priester als eine sichere Probe dar, daß er auch nicht durch die Klagen und Thränen der Seinigen besänftiget werden könne. Sie beschrieb die Größe und die Gerechtigkeit seines Hasses gegen das römische Volk, und indem sie seine Verdienste und sein Schicksal neben einander stellte, däuchte ihr nichts einleuchtender, als die Unmöglichkeit, seinen Rachedurst zu mildern. Sein bekannter Charakter setzte sie hinzu, werde ihm auch nie

erlauben, treulos gegen eine Nazion zu handeln, die ihn in seinem Unglücke so großmüthig aufgenommen, und ihre öffentlichen Angelegenheiten mit so viel Vertrauen zu seiner Tugend seinen Händen übergeben hätte. „Und wie, Römerinnen, endete sie, wie könnt ihr mir es zumuthen, daß ich meinen Sohn auffordern soll, verrätherisch gegen seine Wohlthäter zu handeln, und zwar zu Gunsten eines Volkes, das ihn von sich ausgestossen hat, weil ihm seine Tugenden zu groß und zu erhaben waren? Mein Sohn ist der gefährlichste Feind meines Vaterlandes; ich liebe mein Vaterland, — aber ich kann meinen Sohn nicht hassen, und so lange ich ihn nicht hasse, werd' ich ihn auch nie zu einer That ermuntern können, die eines bidern Mannes unwürdig ist.“ — So viel fühlbare Wahrheit auch in diesen Worten lag, so stand Valerie mit ihren Begleiterinnen doch nicht von ihrem Vorhaben ab. Sie fuhren fort, zu bitten und zu weinen. Sie hiengen sich an Veturiens Hals. Sie beschwuhren ihre Tochter, vereint mit ihnen in sie zu dringen. Sie gaben keiner Gegenvorstellung Gehör. Sie überwältigten durch ihr Ungestümm die alte Römerin. Sie

gab

gab ihnen ihr Wort, und der Senat billigte die Unternehmung der patriotischen Weiber.

Veturie und ihre Schwiegertochter begaben sich, von mehrern Damen und ihren Kindern begleitet, in das Lager der Feinde. Koriolan erstaunte, als ihm die Nachricht von ihrer Ankunft gebracht ward.“ Ich werde keine ihrer Bitten erfüllen, sprach er, und auch dieser letzte Rettungsversuch meiner undankbaren Mitbürger soll vergeblich seyn!“ — Mit kaltblütigem Ernst erwartete er sie in seinem Zelte. Aber kaum hatte er seine Mutter und seine Gattin erblickt, als er plötzlich, vom Gefühle hingerissen, ihnen entgegen flog, sie umarmte, seine Kinder an seinen Busen drückte, und mit den Seinen die Thränen des Wiedersehens weinte. Er hörte einige Augenblicke auf, der feste, unerschütterliche Mann zu seyn, als den er sich immer erwiesen hatte. Die Empfindungen des Sohnes, des Gatten und des Vaters hatten den Zorn des beleidigten Bürgers, und den Trotz des siegenden Feldherrn ausgelöscht.

„Ich komme, sprach Veturie, durch die Noth meines Vaterlandes getrieben.“

Sogleich rief Koriolan einige Officiere vom Heere herbey, um nicht in den Verdacht einer geheimen Unterhandlung mit den flehenden Weibern zu fallen. „Ich kann, sprach er, die Noth meines ehemaligen Vaterlandes nicht mindern. Ich habe den Volsziern Treue geschworen, und die Götter zu Zeugen meines Schwures aufgerufen. Diese edle Nazion hat mich mit offenen Armen aufgenommen; sie hat mich mit Ehre und Lobsprüchen überhäuft, und mir die ersten Würden im Staate anvertraut. Müßtest dn mich nicht selbst verdammen, könntest du mich noch deinen Sohn nennen, Mutter, wenn ich ihre Großmuth mit Undank lohnte, und ein Verräther würde, um eine niederträchtige, verächtliche Masse Volks, die mich so schändlich mißhandelt hat, zu retten? Nein, ich bleibe den Männern treu, die mir im Elende Schutz und Hülfe und Zutrauen geschenkt haben. Bleibet bey mir, Mutter, Gattin und ihr, meine Kinder, und theilet euch mit mir in den Genuß der Ehre, deren meine Nazion mich würdig hält.“

Die anwesenden Offfciere gaben den Gesinnungen, die aus den Worten ihres Generals her-

hervorleuchteten, lauten Beyfall. Veturie aber begann in heftigerm Affekte: „Ich müßte mich selbst verabscheuen, mein Sohn, wenn ich dich auffordern könnte, gegen ein Volk unredlich zu handeln, das dich im Unglück aufgenommen hat. Ich verlange nichts, als daß du Antium und Rom versöhnest, und der einen wie der andern den Frieden gebest. Und dieß gerechte Verlangen solltest du zurückweisen, — solltest der Rache mehr über dich einräumen können als den Thränen deiner Mutter? Dein Entschluß wird über die Ehre und das Leben deiner ganzen Familie entscheiden. O, brächte ich den Frieden nach Rom zurück, wie würde der Jubel der ganzen Stadt mir entgegen tönen, — wie würden die Römer den Namen des Weibes preisen, das sie gerettet hat? — Wie seelig würden mir die wenigen Tage dahinfliessen, die ich noch zu leben habe, im Bewußtseyn, daß mein Vaterland durch mich erhalten worden sey! Und — o! — ist es kein Traum, was wir von der Unsterblichkeit der Seele glauben, welche hohe Stelle würde mir einst im Lande der Götter zu Theil werden, mir, die ich Rom, diese dem erhabenen Jupiter so theure

Stadt,

Stadt, von ihrem Untergang befreyet hätte! Marzius, solltest du gefühllos genug seyn, die Stadt plündern zu können, die dich gebohren und so lange ernähret hat? Fiel dir der Gedanke nicht schrecklich aufs Herz, als du unsre Mauren und Thürme von Ferne sahst, hier sind meine Götter, mein Haus, meine Mutter, mein Weib, meine Kinder? — Hat deine Hand nicht gezittert, als sie das Schwerdt erhub, um dein Heer zur Zerstöhrung dieser Mauren anzuführen? — Fahre fort in deiner Wuth, ich werde sie nicht überleben! Vor deinen Augen will ich sterben, und über dem Leibe, der dich gebohren hat, wirst du dir deinen Weg in unsre Thore bahnen müssen. Und sollt' es dir gelingen, das Joch auf die Hälse der Römer zu legen, so wird ein plötzlicher Tod das Leben deines Weibes und deiner Kinder enden, der wenigstens erträglicher seyn wird als die Sklaverey, die du uns bereitest." —

Mit stummer Bestürzung hörte Koriolan die Worte des Weibes. Der peinigendste Kampf entgegengesetzter Empfindungen zerriess sein Herz. Er war nicht im Stande, ein Wort zu sprechen. — „Wie? — fuhr Veturie fort — hältst

du deine Mutter keiner Antwort werth? oder nöthiget dich das Gefühl der Gerechtigkeit meines Wunsches stille zu schweigen? — Sohn, ich bin deine Mutter. Du bist gekommen, den Undank deiner Mitbürger zu rächen! aber machst du dich nicht des nämlichen Verbrechens gegen mich schuldig, die ich dich mit Schmerzen gebohren, und mit so vieler Sorge und Müh' erzogen und gepfleget habe? Du sollst die Volszier nicht betrügen. Lieber will ich sterben, — lieber soll Rom untergehen, als daß du ein Verräther werdest! Aber Waffenstillstand sollst du uns geben, daß während desselben zwo Nazionen Friede miteinander machen, von denen jede verdient, die Bundsgenossin der andern zu seyn. Beym Jupiter und beym Geiste deines Vaters beschwöre ich dich, daß du menschlich und gerecht seyst. Und sollte auch dieß vergeblich seyn, so sieh hier deine Mutter zu deinen Füssen" — — sie fiel bey diesen Worten nieder, und umfaßte seine Knie, — Volumnie und die Kinder hiengen sich an seinen Hals, — allgemeines Bitten und Flehen — lautes Geschrey um Erbarmen unter den römischen Weibern. — Koriolan sah' sich

über-

überwunden. „Diese Thränen sind unwiderstehlich, rief er aus, stehe auf Mutter! du zermalmest mich durch deine Demüthigung! Hier hast du meine Hand — Rom soll gerettet seyn, aber dein Sohn ist verlohren!"

Mit den Weibern kehrte, nach den Tagen der hofnungslosesten Verzweiflung, unaussprechliche Freude nach Rom zurücke. Was die Klugheit und die Tapferkeit der Männer nicht mehr vermocht hatten, war ihren Thränen gelungen. Man prieß sie als die Retterinnen des Staates, und sie waren es auch.

Koriolan versammelte am folgenden Tage die Befehlshaber seines Heeres, und ermahnte sie, die Belagerung einer Stadt aufzuheben, die die furchtbarste Armee in ihren Mauren nähre, und wo die allgemein bekannte Tapferkeit der Bürger von ihrer äusersten Lage bis zur Wuth und Verzweiflung hinaufgespannt seyn müßte. Die Volszier, gewohnt die Rathschläge ihres Anführers als Göttersprüche anzusehen, und durch seine Gesinnungen gegen seine Mutter gerührt, brachen sogleich ihre Zelte ab, zogen in ihr Vaterland zurück, und theiten die Beute, die ihnen ihr General überlassen

hatte, ohne nur das mindeste davon für sich zu behalten. Tullus aber, längst gegen ihn erbittert, wegen seines Glücks und seines Ansehens, nützte diese Gelegenheit, um den Mann zu stürzen, den er beneidete. Er behauptete öffentlich, Koriolan habe die Volszier betrogen, und ihrer Großmuth mit Verrätherey gelohnt, und veranstaltete eine Volksversammlung, vor der er von den Ursachen seines so räthselhaften Rückzuges Rede und Antwort geben sollte. Aber ehe der Beklagte noch auftrat, um das Wort für sich zu führen, erregte Tullus, der sein Ansehen und seine Beredsamkeit fürchtete, einen Aufstand unter dem Pöbel. Seine Anhänger stürmten auf den Römer los, ergriefen Steine, und warfen ihn zu todt. — So starb Koriolan, dieser große Mann, von von wenigen bedauert, und von den meisten gehaßt. Die Volszier verfluchten sein Andenken, weil er sie des unfehlbaren Sieges über ihre gefährlichsten Feinde beraubt hatte. Die Römer aber waren froh, daß sie der Nothwendigkeit überhoben waren, einen Verbannten zurückzurufen, den sie alle fürchteten.

Die Klapperschlange.

Das große Reich der Thiere gehört unter die würdigsten und interessantesten Gegenstände der Aufmerksamkeit des vernünftigen Menschen, und gewährt ihm das schönste und mannigfaltigste Schauspiel, das ihn bald mit Freude, bald mit Verwunderung, bald mit Staunen erfüllet. Es giebt ihm aber auch unzähliche Veranlassungen, die Weisheit, die Güte und die Macht des Schöpfers zu bemerken, seine eigene Würde als Haupt der leblosen und belebten Natur zu fühlen, und seinen Blick auf die Dinge ausser ihm zu berichtigen, zu schärfen und zu erweitern. Deßhalb kann es nicht anders als unterhaltend und belehrend zugleich seyn, wenn wir manchmal ein Thier vor uns auftreten lassen, und unsern Geist mit der Betrachtung seiner Natur und seiner Eigenschaften beschäftigen. Die Reihe beginne mit der berüchtigten Klapperschlange.

Es finden sich fünf verschiedene Arten von Klapperschlangen, deren gemeinschaftliches Kennzeichen in den Schildern am Bauche, den Schuppen und Schildern unter dem

Schwan=

Schwanze, und der dem letztern angehängten Klapper bestehet. Die größte Art, die sogenannte Dryine, hat eine Länge von sechs Fuß, und ihre Dicke ist fast dem Beine eines Mannes gleich; hingegen der Duryssus ist nur vier Fuß lang, und drey Zoll dick. Einige haben eine gelblich weiße Farbe, mit braunen und schwarzen Flecken auf dem Rücken; einige sind aschgrau, einige hellbraun, alle aber gefleckt. Die Klapper besteht aus mehrern zusammenhängenden, durchsichtigen, hornartigen Blasen, die mit den Jahren des Thieres vermehrt werden sollen, und deren Zahl bey manchen über vierzig hinaufsteigt. Man vergleicht den Schall dieser Klapper mit dem Geräusche, das aus dem Rütteln einer mit Erbsen gefüllten Blase entstehet, oder auch mit dem Zwitsern einer gewissen Art großer Heuschrecken. Wenn sie durch Nässe befeuchtet ist, wird sie unhörbar; den stärksten Ton giebt sie aber alsdann von sich, wenn das Thier zum Zorn gereizt, oder im Begriffe ist, auf eine Beute loszuschiessen.

Am häufigsten findet man diese Schlangen im südlichen Amerika und auf der Insel Ceylon. Die bekannteste und giftigste Art

derselben, die sogenannte Schauerschlange, ist in den wärmern Gegenden des nördlichen Amerika zu Hause. Von diesen wurden schon mehrere lebendig nach England gebracht, und eine erhielt in Londou ihr Leben noch neun Monate lang nach ihrer Ankunft. Sie wohnen meistens in Wäldern und Gebüschen, in feuchten und sumpfichten Gegenden, schleichen manchmal sogar in die Häuser, und lieben, so wie alle Schlangengattungen, das gesellschaftliche Leben, so daß man ihrer manchmal, besonders zur Begattungszeit, über hundert beysammen antreffen kann. Den Winter bringen sie erstarrt in Felsenklüften und Erdhölen zu, kommen dann im Frühling hervor, und legen sich in die Sonue, um durch die Wärme ihrer Strahlen wieder verjüngt zu werden.

Ihre Nahrung erhalten sie meistens aus dem Thierreiche, ob sie gleich auch mit Gras nnd Wurzeln vorlieb nehmen. Haasen, Mäusen und besonders den Eichhörnchen stellen sie am gierigsten nach. Sie machen auch Jagd auf die Thiere des Wassers, und sogar die Vögel entgehen ihnen nicht. Ihren Raub verschlucken sie gewöhnlich ganz, und ist er für die Oefnung

ihres

ihres Schlundes zu groß, so behalten sie ihn so lange in dem Rachen, bis der hintere Theil verzehrt ist, da sie dann den vordern nachziehen. Den Winter hindurch fressen sie gar nichts. Ueberhaupt können sie das Fasten sehr lange ertragen. Die oben besagte Klapperschlange, die nach London gebracht wurde, genoß in der ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft weder Speise noch Trank.

Dieses Thier bemächtiget sich seines Raubes nicht durch Geschwindigkeit; denn es bewegt sich sehr langsam, und muß, vermöge seiner Struktur, ehe es auf etwas loßschießt, seinen Körper erst in einen schneckenförmigen Kreis legen, — sondern durch das betäubende Entsetzen, womit es beynahe alle kleinern, lebenden Geschöpfe erfüllt, die das Unglück haben, ihm nahe zu kommen. Es bezaubert sie gleichsam durch seine Blicke, daß sie sich gutwillig seiner Mordgier hingeben. Sobald eine Ratte oder ein Kaninchen die Klapperschlange erblickt, so fängt das arme Thierchen an, zu zittern und zu beben. Sie schwillt auf, funkelt mit den Augen und rauschet mit der Klapper. Alle Versuche, ihr zu entfliehen, sind vergeblich. Das den unver-

meidlichen Tod ahndende Geschöpf ist am ganzen Körper wie gelähmt. Plötzlich stürzt die Räuberin auf ihre Beute los, bespritzt sie mit Geifer, und verschluckt sie. Auf diese Weise bemächtiget sie sich sogar der Vögel und der Eichhörner. Aus Angst und Entsetzen fallen diese auf die Erde, und werden ihr zum Raube.

Aber gerade so, wie diese Thiere sich gegen sie verhalten, verhält sie sich gegen das Schwein. Dieses, ihr Todfeind, sucht sie in den Wäldern und Sümpfen auf, und verfolgt ihre Spur, durch den Geruch geleitet, den sie hinterläßt. Sie setzt sich, wenn sie von ihrem Verfolger eingeholt wird, gar nicht zu Wehre, und wird von ihm ohne Schaden aufgefressen. — Man kann sich in der Heimath der Klapperschlangen nicht besser gegen sie sichern, als wenn man ein Schwein als Begleiter mit sich führt.

Nichts gleichet der Wuth dieses Thieres, wenn es gereizt wird. „Sie rollt sich in diesem „Falle, — sagt ein berühmter Reisender, der „genaue Beobachtungen über die Natur dessel-

ben

„ben angestellt hat, *) — augenblicklich in ei-
„ne Spirallinie zusammen. Ihr Schwanz
„gleicht dann bey der schnellen Bewegung einem
„Dampfe, und macht einen schnellen, zittern-
„den Schall. Ihr ganzer Leib schwillt von
„Wuth auf, und steigt und fällt beständig, wie
„ein Blasebalg. Ihre schöne, bunte Haut wird,
„so wie sie sich erweitert, gefleckt und rauh;
„der Kopf und Hals werden breit; die Backen
„schwellen; die Lippen ziehen sich zusammen
„und zeigen die tödtlichen Zähne; die Augen
„sind so roth wie brennende Kohlen; die sich
„schwingende, gespaltene Zunge erhält eine star-
„ke Feuerfarbe, und drohet unaufhörlich Tod
„und Verderben, doch ohne eher zu verwunden,
„als bis sie ihres Zieles gewiß ist.“ Ja sie
treibt ihre Wuth so weit, daß sie, wenn sie sol-
che nicht an einem andern Thiere auslassen
kann, sich selbst in den Leib beißt, und da-
durch tödtet.

 Ei-

*) Wilhelm Bartram in seinen Reisen durch Karolina, die von E. A. W. Zimmermann aus dem Englischen übersetzt sind.

Einen Menschen wird die Klapperschlange nie anfallen, wenn sie nicht von ihm gereizt wird. Man kann sicher bey ihr vorüber gehen; man kann sie sogar lange betrachten, und sie bleibt ganz ruhig in ihrer Lage, oder gehet langsam ihres Weges fort, und wiederholt in kleinen Zwischenräumen das Geräusche ihres Schwanzes. Das letztere scheint ihr auch die Natur zu einem Warnungszeichen gegeben zu haben, damit man ihr entweder entfliehe, oder sie nicht durch einen absichtlosen Reiz erzürne. Wer aber das Unglück hat, von ihr gebissen zu werden, muß es gewöhnlich mit dem Leben bezahlen. In ihrer obern Kinnlade sitzen zween spitzige Giftzähne, die, wenn sie in das Fleisch eindringen, ungefähr dieselbe Empfindung hervorbringen, wie der Stich eines Dorns. Aber sogleich fängt der Körper des Verwundeten an, zu schwellen, es entstehen schwarze Flecken auf der Haut, die Zunge dehnet sich aus, daß sie den Unglücklichen beynahe erstickt, ein unbeschreiblicher Durst vermehrt seine Quaal, und manchmal, besonders an schwühlen Sommertagen, erfolgt der Tod schon in fünf Minuten. Man bedient sich, wenn es die Zeit erlaubt, zur

Ret-

Rettung des Gebissenen der Senegawurzel, oder der Osterluzey, die gekaut, und auf die Wunde gelegt wird, man scarificiert diese und reibt sie mit Salz, giebt dem Patienten laue Milch und andere fette Dinge zu trinken, und rettet ihn durch diese Hülfsmittel, wenn sie schleunig genug angewendet werden können, vom Tode. Aber sein ganzes übriges Leben hindurch behält er am Körper schwarze Flecken, und zu gewissen Zeiten kommen die heftigsten Schmerzen wieder. Der Biß der Schauerschlange ist der gefährlichste und giftigste; der Biß des Schleuderschwanzes in Karolina ist nicht immer tödtlich.

Die Klapperschlange unterscheidet sich von den meisten Schlangengattungen, die größtentheils aneinander gekettete Eyer legen, dadurch, daß sie ihre Jungen lebendig zur Welt bringt. Sie ist zwar sehr fruchtbar; aber ihre Zahl wird immer in dem Verhältnisse, in welchem die Bevölkerung und die Landeskultur in ihren Wohnungen zunimmt, vermindert.

So wie manche noch schrecklichere und blutgierigere Thiere, sogar das Krokodill und die ungeheure Riesenschlange kirre gemacht,

 und

und an die Menschen gewöhnt werden können, ohne daß sie ihnen schaden, so gelingt auch das nämliche mit der Klapperschlange. Die Wilden in Kanada erhalten sie bey sich in ihren Hütten, als zahme Thiere, zu ihrem Vergnügen. Ja, sie schenken ihnen manchmal beym Eintritte des Winters die Freyheit, und mit dem kommenden Frühling stellen sie sich, nachdem sie die harte Jahrszeit hindurch in Felsenklüften gestarrt haben, treulich wieder bey ihren Herren ein.

Man verkennt also den Charakter dieses Geschöpfes, wenn man es für grausam und menschenfeindlich hält; denn es bedient sich seiner Waffen nie gegen den Menschen, als um sich zu vertheidigen, und lebt friedlich in seiner Gesellschaft. Aber freylich unterliegt es auch sogleich seiner Stärke. Denn ein einziger Stockstreich, der ihm über den Kopf, oder queer über den Rücken gegeben wird, macht es wehrlos, und streckt es todt nieder.

Es ist aber auch nicht unnütz für die Menschen, mit denen ihm vom Schöpfer einerley Wohnplatz angewiesen ist. Die Klapperschlange rottet eine Menge solcher Thiere aus, die

dem

Garten- und Getreidbau schädlich sind, und vermindert die Zahl der Eichhörner, die, wenn ihnen dieser Feind nicht auflauerte, die Maispflanzungen, wovon in jenen Gegenden so viele Menschen leben, bald gänzlich verheeren würden. Ihre Haut gebraucht man zu Kleidungsstücken, und der Klapper bedienen sich die amerikanischen Schönen zum Putze. Ueberdieß wird ihr Fleisch als eine Delikatesse gegessen, wobey man aber immer versichert seyn muß, daß sie sich nicht selbst verwundet habe. Denn in diesem Falle würde dieser Leckerbissen die Wirkung des stärksten Giftes thun. —

Zur Charakteristik der Weiber.

(Endres an Franzen.)

Du hättest nicht nöthig gehabt, mein lieber Nachbar Franz, dich so umständlich zu entschuldigen, und überhaupt von der Sache so viel Geredes zu machen. Ich kenne dein Herz und deine Gesinnungen gegen mich zu gut, als daß ich deine Bereitwilligkeit, Greten die letzte

Ehre

Ehre zu erweisen, nur im mindesten bezweifelt haben sollte. Mit solchen Dingen wollen wir es so genau nicht nehmen. Denn die wahren Freunde lernt man bey andern Gelegenheiten kennen, wo es Schweiß und Verläugnung und Mühe gilt, und wir beyde haben uns, dünkt mich, schon zu viel bewiesen, was der eine dem andern ist, als daß wir nicht über solche Kleinigkeiten hinwegsehen sollten. Zwar hörte ich etlichemal — wie sich's von selbst versteht — von einigen naseweisen Buben, die Frage flüstern, wie es wohl komme, daß Franz Greten nicht auch zu ihrer Ruhestätte begleitet habe? Ich stellte mich aber, als vermißte ich dich gar nicht, und mochte diese Frage auch nicht beantworten, weil es die Leute doch nicht hätten begreifen können, wie man einander gut seyn kann, ohne sich gerade jene zweydeutigen und unnützen Gefälligkeiten zu erweisen, die der große Haufe für die sichersten Proben der Freundschaft hält.

Der Herr Pastor sowohl als der Küster haben meiner Grete in allen Ehren gedacht, und wenigstens in einigen Stücken, an das Wortspiel erinnert, das die lieben Alten so manchmal

manchmal im Munde führten: Leichenpredigten, Lügenpredigten! Ich ließ es gut seyn, weil es das alte Herkommen so mit sich bringt, und die Leute um deßwillen wohl wissen, daß man von dergleichen Lobreden, besonders wenn sie gut bezahlt werden, immer vier Fünftel subtrahiren muß. Man nimmt es auch mit den Verstorbenen überhaupt nicht so genau. Der letzte Athemzug söhnt die Menschen gemeiniglich wieder mit ihrem ganzen Geschlechte aus, und verlöscht den größten Theil des ungünstigen Urtheils, das in den Köpfen der Hinterbliebenen über seinen moralischen Werth angeschrieben stehet. Unter diesen Umständen kann ein solcher Panegyrikus aus einer ganz lautern Quelle entspringen, so wenig er auch treffende Wahrheit haben mag, und sollte es auch nur die Erinnerung an die gutmüthige Vorschrift der Schule seyn: *De mortuis nil nisi bene!* *) Jedoch bey unserm Herrn Pastor mag es mit jener Quelle nicht so ganz im Reinen seyn; und auch bey seiner rechten

Hand,

*) D. h. Von den Todten soll man nichts als Gutes reden.

Hand, dem Küster nicht. Denn es ist allzudeutlich zu bemerken, daß der Grad des Lobes, das beyde Herren den Verstorbenen ertheilen, im genausten geometrischen Verhältniß mit der Stärke des muthmaßlichen Honorariums stehe.

Die auffallendste Unwahrheit hat aber doch der Ehrenküster, vor dem Grabe der seeligen Grete ausgesprochen. Er behauptete, sie sey am hitzigen Fieber gestorben, und diese Behauptung ist ganz unrichtig. Seine Zuhörer erwarteten eine bestimmte Angabe der Ursache ihres Todes, und da hätte er, wollte er ihnen keine Lüge aufbinden, nothwendig ein wenig weiter zurückgehen sollen. Du weißt es, Franz, ich bin ein deutscher Michel, und sage gern die Wahrheit, unbekümmert, ob sie gefalle oder mißfalle. Deßhalb kostete es mich einen kleinen Kampf, daß ich mich erwehrte, ihm zu widersprechen, und im Angesichte der ganzen Trauerversammlung zuzurufen: „Bleiben Sie bey der Wahrheit, Herr Küster, nicht am hitzigen Fieber, sondern am Eigensinn ist Grete gestorben!" — Und daran, Nachbar Franz, ist gar kein Zweifel. Ich habe drey Aerzte ins Haus gerufen. Alle stimmten miteinander überein,

daß eine Aderläße sie retten würde. „Ich habe nie zu Ader gelassen, sagte Grete, und fange es meiner Tage nicht an. Es geschieht doch, was Gott will!" Ich remonstrirte ein langes und ein breites; ich bat, ich weinte; mein Mädchen that das nämliche; die Aerzte zürnten; der Herr Pastor sprach ihr scharf ins Gewissen. — Alles umsonst. „Will mir Gott helfen, so kann er's auch ohne Blutvergiessen thun," war ihr erstes und ihr letztes Wort. Die Entzündung nahm schnell überhand, und das Fieber ward unheilbar. — Ist es also zu läugnen, daß sie am Eigensinne gestorben sey? —

Du siehst hieraus, Franz, daß sich mein Weib bis an ihr Ende gleich geblieben ist. Ich habe dir so oft zwischen vier Wänden meine Noth geklagt, und allen Kummer vor dir ausgeschüttet, mit dem sie durch ihre Störrigkeit mein Herz erfüllet hat. Du sprachst immer: es wird schon besser kommen. Aber sieh, es kam nicht besser. Sie blieb sich gleich.

Und doch habe ich viele Thränen um sie vergossen, und könnt' ich sie wieder aus dem Todtenreiche zurückerufen, es sollte mir, bey Gott,

kei-

keine Mühe zu groß, und keine Arbeit zu schwer seyn. Denn einmal war ich des Tragens und Duldens schon gewohnt, und ließ mir das Loos, das mir zugetheilet war, gefallen, weil ich überall, ich mochte mich hinwenden, wo ich will, bemerkte, daß jeder sein Kreuz in Händen hat, und sein bescheiden Thränenbrod. Auch wußte ich wohl, daß es in der Welt nicht anders seyn kann, und daß man unter den Menschen nicht leben könnte, wenn nicht jedem seine Bürde auf den Rücken gebunden wäre, um ihn zu demüthigen, wenn er sich über die Gebühr erhebt, und in sein Geleise zurückzudrücken, wenn er aus demselbigen heraustritt. Ich konnte ihr hiebey diesen Fehler um so mehr übersehen, da sie ihn durch so manche andere gute Eigenschaften, wo nicht bedeckte, doch milderte. Sie war ein treues, wirthliches, arbeitsames Weib, — drey Stücke, die in der That so viel werth sind, daß man ihnen zu Liebe, bey einer andern Schwachheit, wohl ein Auge zudrücken darf. Wäre sie so sanft, so lenksam und so geschmeidig gewesen, wie ein Lamm, aber dabey entweder unwirthlich, oder faul, oder lüstern nach andern Männern, — ich wäre ganz gewiß

wiß der unglücklichste Kerl geworden. Aber bey ihrem Starrsinn war ich glücklich, das heißt, er brachte keine solche Wirkung hervor, wodurch die Ruhe meines Herzens, oder mein äusserer Wohlstand Noth gelitten hätte. Was der bidere arme Mann in Toggenburg von seiner theuren Hälfte, zänksüchtigen und störrischen Andenkens bemerket, dasselbe paßt ganz auf Greten, und ist mir aus der Seele genommen. „In ihrer Treue und Liebe be„schämt sie mich, sagt dieser Ehrenmann. „Mein zeitliches und ewiges Wohl liegt ihr „wie ihr eigenes am Herzen. Sie würde mich „in den Himmel bey den Haaren ziehen, oder „gar mit Prügeln darein jagen; theils und zu„erst um meines eigenen Bestens willen; dann „auch um das Vergnügen zu haben, daß ich „ihr's zu danken hätte, und — dieser Zug ist „gar treffend — um mich ewig hofmeistern zu „können. Doch, im Ernst, ihre aufrichtige „Bitte zu Gott gehet dahin: Laß doch dereinst „mich und meinen Mann einander im Himmel „antreffen, um uns nie mehr trennen zu dürfen. „Ich hingegen, ich will es nur gestehen, mag „wohl eher in einer bösen Laune gebetet haben:

„Bester Vater, in deinem Hause sind viele „Wohnungen; also hast du auch mir ein stilles „Winkelchen bestimmt. Auch meinem Weibe „ordne ein artiges; nur nicht zu nahe bey dem „Meinigen!“ Ja, ja, ehrlicher Olrich! — habe auch, in der nämlichen Stimmung, manchmal die nämlichen Stoßseufzer hervorgestöhnt. —

Das kann ich freylich nicht läugnen. Nachbar Franz! daß mich der Starrsinn meines Weibes oft schwer gedrückt hat, und daß es besonders im Anfang, wo ich noch so ungeübt war, in der Kunst mich ihm ganz passiv zu unterwerfen, eben so oft warme Köpfe gegeben hat. Es war auch kein Wunder. Ich sollte als Mann das Haupt der Familie seyn, und die Unthunlichkeit ihrer Maaßregeln war manchmal so augenscheinlich und so handgreiflich — und doch sollte ich auf jenes Vorrecht Verzicht thun, und meine bessere Einsicht für ihre Träume und Grillen aufopfern. Das thut weh, Nachbar Franz! und empört einen jungen, raschen, feurigen Mann. Aber im Zustande dieser Empörung vermochte ich gerade am wenigsten über sie. Da war es, wie wenn ich

Oel ins Feuer gösse. Je stärker ich ihr widerstand und je derber ich sprach, desto unbezwinglicher bestand sie auf ihrer Meynung. — Aber auch ruhige Vorstellungen thaten selten ihre Wirkung; ja sie thaten sie nie, so bald sie auf den Beweis hinausliefen, daß sie Unrecht habe. Sie schien sich für untrüglich zu halten; wenigstens erinnere ich mich nicht, je von ihr das Geständnis einer intellektuellen oder moralischen Verirrung gehört zu haben. Dieser sonderbare Wahn wurde mir bald bemerkbar. Ich abstrahirte deßhalb, wenn ich sie von etwas ablenken wollte, ganz von der Sache, und sprach kein Wort vom Werthe oder Unwerthe ihrer Meynung. Ich suchte blos ihren Ehrgeiz und ihre Liebe zu mir rege zu machen, und erklärte ihr, wie gefällig sie mir werde, zu welcher Dankbarkeit sie mich verbinde, wie sie mein ganzes Herz gewinne, — wenn sie ihre Wünsche den meinigen nachsetze. Auf diesem Wege war ihr allein beyzukommen, und auf ihm verfehlte ich, wenn ihre Stimmung gerade günstig war, beynahe nie meinen Zweck.

Es versteht sich, daß ich manchen Tag so wenig aufgelegt war, in diesem süssen, schmeichelnden

Tone zu sprechen, als sie, ihn zu hören. Zuweilen erwachte der Männerstolz in mir, und erklärte diesen Ton für unwürdig und verächtlich. Aber meine Vernunft sagte mir jedesmal wieder, daß es weiser sey, die Ruhe des Lebens durch ein kleines Opfer zu erhalten, als sie durch hartnäckige Behauptung einer Gerechtsame, über die ich disponiren konnte, hinwegzuwerfen. — Ich lies sie ihren Weg gehen, wo sie mich nicht irrte; im entgegen gesetzten Falle aber handelte ich nach der erprobten Weise.

Sie wollte es durchaus nicht auf sich kommen lassen, daß ihr dieser, unter ihrem Geschlechte bekanntlich sehr gemeine Fehler, eigen sey. Ich erlaubte mir's zuweilen, in Stunden, wo wir guter Laune waren, und unsre Herzen von Zärtlichkeit überflossen, ihr es dreiste ins Gesicht zu sagen, daß Grete, den Eigensinn ausgenommen, das beste Weib des ganzen Kirchspiels sey. Diese Beschuldigung schien ihr so ganz grundlos, daß sie es nicht der Mühe werth hielt, sich dagegen zu vertheidigen. Führte ich einzelne Fälle an, wo die Sache so augenscheinlich war, wie der klare Tag, so lachte sie mich von Herzen aus, und ihre Meynung

von

von der gänzlichen Lauterkeit ihrer Gesinnungen ward um keinen Atom verringert. Das war aber sehr natürlich. Sie hielt ihren Eigensinn für Festigkeit, und beredete sich, daß sie bey keiner Behauptung verharre, als nur dann, wenn es ihr die Güte und Zweckmäßigkeit derselben gebiete. Ihr Fehler schien ihr also eine preiswürdige Tugend; und wirklich fließt auch in diesem Falle die Gränze des erstern und der letztern so unbemerklich zusammen, daß es unmöglich ist, ein von Eigenliebe bethörtes Weib zu überführen, daß sie diese Gränze überschritten habe.

Man will behaupten, daß sich manche moralische Fehler von den Eltern auf die Kinder forterben; und die Sache ist in der That nicht ganz leer. Wenigstens habe ich in meinem Hause die Bemerkung gemacht, daß der Eigensinn meines Weibes in seiner ganzen Gestalt auf das Mädchen übergegangen ist, die sie mir gebohren und erzogen hat. Das liebe Kind ist nun zehen Jahre alt, und macht in jeder Rücksicht große Hofnung. Aber wenn sie ihren Kopf einmal gesetzt hat, so hilft weder Strenge noch Milde, weder Zwang noch Liebkosen, und sie

klebt wie eine Klette an dem Punkte, den sie fixirt. Dieses ihr mütterliches Erbtheil ist, wie gesagt, ganz unverändert von der Erblasserin auf sie übergegangen, und es finden auch keine Mittel dagegen statt, als nur diejenigen, deren ich mich bey der letztern bediente. Doch bin ich an dem Mädchen noch nicht verzweifelt. Ich hoffe, allmählich ihren Verstand so weit ausbilden zu können, daß sie sich gewöhnt, überall mit scharfem Blicke auf die Merkmahle und Gründe der Dinge hinzusehen, und im Handlen fleißig auf die Ursachen und Folgen der Erscheinungen zu merken. Wenn es mir gelingt, das zu Stande zu bringen, so nimmt, wie du siehest, ihr Charakter einen Umschwung, der sie zu einem recht braven Weibe machen wird. Die Erziehung, Nachbar Franz, kann Wunder thun, wenn der Erzieher mit Weisheit, Planmäßigkeit und Fleiß zu Werke geht, und ich glaube noch immer, unsere Pastöre mögen auch von der Erbsünde sagen, was sie wollen, daß der Mensch so leicht, ja noch viel leichter gut, als böse wird. Es kommt nur darauf an, wie man ihn führt.

Ich habe über mein liebes, seeliges Weib oft lächeln müssen, wenn sie mir Abends im Bette meine Hand drückte, und mich versicherte, daß das Mädchen den Tag über, wieder ganz unbegreiflich eigensinnig gewesen sey. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme!" erwiederte ich manchmal. „Hast recht, setzte sie dann hinzu, denn fürwahr, an Störrigkeit sind dir wenige Männer gleich!" — Das ließ ich mir gefallen; denn es kann einmal nicht anders seyn, als daß der Eigensinnige all' denjenigen seinen Fehler aufbürdet, die ihm, bey der Verfolgung seiner Absichten, Kraft und Widerstand entgegen setzen. — Wenn sie aber früh, nach dem Aufstehen, mit dem Kleinen anfieng zu beten: Jesu nimm den Eigensinn! — so nahm ich wohl manchmal meine weise Mütze vom Kopfe, faltete die Hände und intonirte:

Ja, Jesu, nimm den Eigensinn,
Nimm ihn von Kind und Mutter hin!

Doch nun schläft und modert sie, und Friede sey mit ihrer Asche! — Wir haben alle unsre Fehler. Sie hatte auch den ihrigen. — Ach! der Sterbliche ist nie gebohren, der tadelsfrey gewesen wäre.

Ja ich habe Gott manchmal von Herzen dafür gedankt, daß er sie mir zum Weibe gegeben hat; nicht nur um der Freuden willen, die sie mir bereitete, sondern auch wegen des Druckes und der Demüthigungen, denen ich mich durch ihre Schoossünde unterworfen sah. Denn ich habe durch sie gelernt, nachzugeben und zu entsagen, wo es nöthig ist, und mein heftiges Feuer, das sonst vielleicht manchen gefährlichen Brand verursacht haben würde, hat sie in eine ruhig glimmende Glut verwandelt, an der man sich wärmen kann, ohne zu verbrennen. So pflegt der liebe Gott die Menschen zu führen. Er giebt ihnen große, thätige, durchgreifende Kräfte; aber er legt ihnen weislich einen Zaum in den Mund, und hält sie durch denselben auf dem rechten Geleise; — denn wir sind im Gefühle unsrer Kräfte nicht anders, als wie Roß' und Mäuler.

Es war eine schwere Versuchung, daß er mir meine Grete so früh genommen hat. — Lange kann ich, aus tausend Gründen, nicht Wittwer bleiben. Aber wer bürgt mir dafür, daß ich wieder eine Grete bekomme? — Vielleicht wohl eine, die so eigensinnig ist, wie sie;

aber schwerlich eine, die mich für ihren Eigensinn durch so viele andere Tugenden entschädigt. Doch kommt Zeit, kommt Rath; — und es ist lächerlich, wegen einer Sache zu sorgen, die so wenig von uns abhängt. Denn im Grunde werden die Ehen doch alle im Himmel geschlossen, und was uns einmal dort oben bestimmt ist, das wird uns auch zu Theil, wir mögen rennen und laufen, wie wir wollen. Dieß, Nachbar Franz, ist mein Glaube! Der Herr macht alles wohl! Amen!

Endres.

Die Habessinier. *)

Habessinien, ein großer Strich Landes, der einen Flächenraum von mehr als vier tau-

*) Hauptsächlich nach der Beschreibung von Habessinien, die im zweyten Bande von Lobo's Reise rc. übersetzt von Th. Fr. Ehrmann (Zürich 1794.) stehet, wo alles Wissenswürdige, was ältere und neuere Beobachter über dieses Land aufgezeichnet

send Quadratmeilen umfaßt, liegt in dem mittlern Theile von Afrika, und erstreckt sich von der eingebildeten Linie, die die ganze Erdkugel in zwo Hälften theilet, bis an Nubien und an das rothe Meer. Auf seiner südlichen und westlichen Seite hängt es mit Ländern zusammen, die man, da sie der Wißbegierde und dem Handelsgeiste der Europäer bis itzt beynahe ganz unzugänglich geblieben sind, höchstens dem Namen nach kennt. Es ist eines der bergigsten Länder der Erde, und wird durch hohe Gebürgs-und Felsenketten in allen Richtungen durchschnitten, die dem Beobachter alles schauerliche, erhabene und reizende ähnlicher Gegenden darbieten, — Gipfel, die in die Wolken reichen, senkrechte Felsenwände, Klippen, gleich unabmeßlichen Pyramiden aufgethürmt, gräßliche Abgründe, endlose Aussichten, fruchtbare und lachende Thäler. In den letztern ist die Hitze für einen Reisenden aus dem nördlichen Europa beynahe unausstehlich. Sie färbt die Leibesfarbe der Einwohner schwarz, sie macht die Stei-

haben, mit kritischem Fleiße gesammelt und zusammen gestellt ist.

Steine glühen, sie versengt die Pflanzen des Feldes, und setzt den Sand auf dem Wege so in Brand, daß er die Haut von den Fußsohlen der Wanderer ablößt. Hingegen auf den Gebürgen ist das Klima gemäßigt, und in einer gewissen Höhe sogar kalt. Demungeachtet fällt nie ein Schnee, und ein habessinischer Priester, der Abba Gregorius, der im vorigen Jahrhundert nach Deutschland kam, war beym Anblicke desselben voll Erstaunen, und hielt ihn für ein vom Himmel gefallenes Mehl. Aber in den Gewittern, die in keiner Gegend der Erde so schrecklich sind, wie in Habessinien, da die ganze Natur durch ununterbrochene Blitze und Donner zernichtet zu werden scheint, erfolgen die fürchterlichsten Regengüsse; die Fluthen wälzen sich, gleich starken Flüssen, durch die Schluchten der Gebürge, und setzen, indem sie die Ströhme über ihre Ufer schwellen, ganze weite Thäler unter Wasser.

Habessinien ist ein sehr fruchtbares Land, und würde es noch mehr seyn, wenn die Bewohner desselben die in seinem Boden liegenden Keime besser zu pflegen und zu benutzen wüßten. Seiner südlichen Lage und seiner Hitze ungeach-

geachtet, ist es sehr reich an Quellwasser; einige beträchtliche Flüsse, von denen der Nil der stärkste ist, schlängeln sich durch seine Gauen; und in den Thälern findet man mehrere, zum Theil sehr große Seen. In einigen Flüssen hat man Goldkörner entdeckt; aber die Nazion legt diesem Metalle einen zu geringen Werth bey, und ist überhaupt zu träge und zu unentschlossen, als daß sie diese Spuhr verfolgen, und die in ihren Gebürgen liegenden Goldadern aufsuchen sollte. Desto höher schätzt man das weisse Bergsalz, das die Natur, schon ganz zubereitet, in einer großen Menge darreichet. Man zerschneidet es in Tafeln, und bedienet sich desselben, auser dem ökonomischen Gebrauche, statt des Geldes. An Waizen, Gersten, Hirse und besonders Teff, einer Getraidpflanze, aus der die Inwohner ihr schönes, geschmackvolles Brod backen, haben sie einen großen Ueberfluß. Der Haber wächst wild bey ihnen, und scheint eben um deßwillen, wie alles, was die Natur den Menschen ohne ihre Mühe darbietet, vernachläßiget zu werden, indem sie, statt desselben ihre Pferde mit Gerste füttern. An Futterkräutern, Oelpflanzen und Bäumen haben sie

eine

eine große Mannigfaltigkeit. Auch wachsen Weinstöcke und Zuckerrohr bey ihnen; aber sie verschmähen auch diese Geschenke ihres fruchtbaren Bodens.

Bey seiner vortreflichen Weide nähret das Land eine Menge Rindvieh und Pferde von ungemeiner Stärke und Schönheit. Es ist auch das eigentliche Vaterland des Schaafes mit dem Fettschwanze, der oft bis 12 Pfunde schwer ist, und von den Einwohnern, damit er durch das Schleppen auf der bloßen Erde nicht Schaden leide, auf einen kleinen Karren gelegt wird, den das Thier beständig nach sich ziehet. In den Gebürgen bedient man sich der Maulesel, und auf den Ebenen der Kamele. Elephanten trift man oft zu hunderten beysammen an. Auch findet man Flußpferde, Nashorne, Dschiraffen, Zebra's, Löwen, Hyänen, Schakale, Füchse, Wölfe, eine ungeheure Menge Affen, viele Arten von Schlangen, und beynahe all' dasjenige Wildbret, was auch in unsern Gegenden einheimisch ist; — an den Ufern der Flüsse aber haust das Krokodill. So gefährlich und schrecklich diese Thiere zum Theil den Menschen sind, so richtet doch keines so viele Verheerungen an,

und keines wird auch so sehr gefürchtet, als eine gewisse Art von Heuschrecken. Sie kommen von Zeit zu Zeit in einer zahllosen Menge angezogen. Ihr Zug verfinstert die Sonne. Wo sie sich niederlassen, fressen sie alles auf, verwandeln die schönste Gegend in wenigen Augenblicken in die traurigste Einöde, und verbreiten wohl Hungersnoth über das ganze Land. — Die Bienen bereiten den Inwohnern einen großen Ueberfluß an Honig und Wachs, welche Produkte ihre wichtigsten Handlungsartikel ausmachen. Auf den Felsengipfeln nisten die Strausse und die Kasuare. Die Gewässer sind voll von Fischen.

Dieses große, gesegnete Land wird von mehrern Völkern bewohnt, die durch Abstammung, Leibesfarbe, Sprache, Kultur, Religion und Staatsverfassung von einander verschieden sind. Von den eigentlichen Habessiniern, den Gallaern und Schangallaern sind uns durch ältere und neuere Beobachter genauere und umständlichere Nachrichten ertheilt worden, als wir von den übrigen noch nicht erhalten haben. Wir wollen die Hauptzüge zur Charakteristik derselben hier nachbilden.

Die erstern, die Habessinier im strengern Sinne, die ursprünglich aus dem glücklichen Arabien abstammen, und in uralten Zeiten in ihr itziges Vaterland ausgewandert sind, machen einen wohlgebildeten, kraftvollen Schlag Leute aus. Ihre Leibesfarbe spielt zwar bey allen ins schwarze, und einige sind ganz schwarz; aber ihre Bildung ist regelmässig und heiter und unverdorben durch die karrikaturmäßigen Züge der eigentlichen Neger. Sie stehen die größten körperlichen Anstrengungen ohne Mühe aus, haben eine große Fertigkeit im Reuten, Schwimmen und Klettern, und wissen nichts von der Weichlichkeit gebildeter Nazionen. Im Durchschnitte besitzen sie viel gesunden Verstand, der aber nicht durch Kultur geschärft und ausgebildet wird. Dabey sind sie voll Lebhaftigkeit und Feuer, unbeständig und leichtsinnig, in allen Arten von sinnlichen Lüsten ersoffen, schamlos, die ärgsten Lügner, die man finden kann, boshaft und tückisch und grausam gegen ihre Feinde. — Züge die größtentheils durch die beständigen Kriege mit ihren rohern Nachbarn in ihren Charakter gelegt worden sind.

Die Viehzucht ist die Hauptnahrung der Habessinier, und bey der Güte ihres Landes ihrem faulen Charakter mehr als eine jede andere angemessen. Sie ziehen mit ihren Heerden in den Thälern umher, wo sie allenthalben reichliche Fütterung finden; tritt aber die Regenzeit — der habessinische Winter — ein, wo die Flüsse aus ihren Ufern treten, und alle tiefen Gegenden überschwemmen, so ziehen sie sich auf die Hügel, in ihre armseligen Hütten zurück. Eben weil ihre Viehzucht hinreichend ist, beynahe alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen, treiben sie den Ackerbau mit der äusersten Nachlässigkeit, und denken nie daran, sich mit einem Vorrath von den Produkten der Erde, auf den Fall eines Mißwachses, zu versehen. Kuchen von Teff- oder Waizenmehl, rohes Rindfleisch, und ein elendes, kraftloses Bier, das aus der erstern Getraideart gebraut wird, sind ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel.

Nichts schildert den wilden und grausamen Charakter dieses Volks lebhafter, als der besagte Genuß des rohen Fleisches. Denn bey ihren feyerlichen Mahlzeiten wird der Stier, der ihnen diesen Leckerbissen gewähren soll, nicht

erst getödtet, sondern das Fleisch wird ihm lebend Stück vor Stück aus dem Leibe geschnitten, so daß es gleichsam ganz zückend auf die Tafel kommt. Sie bemühen sich sogar, das Leben des armen Thieres so viel möglich zu verlängern, und hüten sich sorgfältig, es im Anfange an denjenigen Theilen zu verletzen, an denen eine Wunde den Tod verursachen könnte. — Das Fleisch tunken sie dann in Galle, die mit Pfeffer und Salz vermischt ist, wicklen es in ein Stückchen Teffkuchen, und verschlingen es in großen Stücken mit heißhungeriger Gierde. Dieser Kuchen bedienen sie sich statt der Teller; sie wischen auch wohl die Hände daran ab, und lassen sie andern zu verzehren liegen. Männer von Stande essen nie mit ihren eigenen Händen. Sie legen sich unbeweglich an den Tisch nieder, sperren den Mund weit auf, und lassen sich dann von denen zu ihrer Seite sitzenden Weibern jeden Bissen darein stecken. Sind sie gesättigt, so erweisen sie ihren Schönen eben diese Art von Galanterie; man fängt an, aus einem großen Horn zu trinken; die Gesellschaft wird munter und fröhlich; und ihre rohe, schamlose Lustigkeit artet in die öffentliche, ungehemmte

Uebung aller Ausschweifungen aus, die man unter gebildeten Völkern, in feinern Zirkeln, kaum mit ihrem rechten Namen zu nennen wagt.

Ihre Kleidung ist sehr einfach. Der Pöbel gehet größtentheils halb nackend, und bedecket blos den untern Theil des Leibes mit einer Haut, oder mit einem schlechten Tuche. Knaben und Mädchen aber laufen bis zur Mannbarkeit auch ohne diese Bedeckung umher. Vornehme Personen tragen baumwollene und sogar seidene Kleider. Den Haarputz besorgen, besonders die Mädchen, mit der äusersten Pünktlichkeit, und setzen in ihn ihren größten Schmuck. Sie kräuseln die Haare durcheinander, und machen sie mit Butter glänzend, unbekümmert wegen des garstigen Gestanks, den diese Art von Pomade um sich verbreitet. Und damit ja die schöne Frisur recht lange erhalten werde, legen sie, weun sie schlafen, ihren Hals zwischen eine hölzerne Gabel, damit der Kopf frey hänge, — eine Vorsicht, die die europäischen Schönen, bey aller Achtung für das Verdienst des Haarkräuslers, ihren habessinischen Schwestern wohl nicht nachmachen dürften.

Die Wohnungen dieser Leute sind sehr armselig. Viele leben beständig unter Zelten; einige sogar in Felsenhöhlen. Ihre Hütten haben eine kegelförmige Gestalt; die Mauren sind aus Thon oder Leimen gebaut, und die Dächer mit Stroh gedeckt. Ein Haufen solcher dürftigen Häuser heißt ein Dorf, oder eine Stadt. Selbst Gondara, die Hauptstadt des Landes, und die Residenz ihres Kaisers, bestehet, den Pallast des letztern ausgenommen, aus lauter Hütten, die in diesem elenden Style gebauet sind.

Die Vielweiberey, die in den meisten warmen Ländern eingeführt ist, ist den Habessiniern durch kirchliche Gesetze untersagt; dagegen kennen sie aber eheliche Treue kaum dem Namen nach, und legen ihr nicht den mindesten Werth bey. Die Erziehung wird beynahe gänzlich vernachläßigt. Auser ihren kriegerischen Uebungen und Gastmahlen, gehöret auch eine sehr einförmige Art von Tänzen, so wie die Jagd, unter ihre Vergnügungen. Sie erreichen meistens ein hohes Alter, und werden ohne viele Feyerlichkeiten begraben. Die Hinterlassenen erheben bey den Gräbern ihrer Freunde ein lautes Klaggeschrey, und schlagen sich, zum Zei-

 chen

chen ihres Schmerzens über deu erlittenen Verlust, vor den Kopf und auf die Brust; die Weiber aber raufen sich die Haare aus, und zerkratzen sich die Schläfe, daß das Blut darnach fließt.

Künste und Handel liegen unter diesem barbarischen Volke beynahe gänzlich darnieder, und die erstern werden sogar verachtet. Selbst von der Arzneywissenschaft haben sie nicht die mindesten scientifischen Kenntnisse, bauen in der Behandlung der Kranken blos auf ähnliche Erscheinungen, ohne ihre Gründe zu untersuchen, und heilen äusere Verletzungen kurz und gut durch Brennen und Schneiden. Demungeachtet sind sie sehr wißbegierig, und unterhalten sich gerne durch Verse, Räthsel und Sprüchwörter, die aber, wie es sich von selbst versteht, äuserst geistlos sind. Viele können sogar lesen und schreiben; sie machen aber von der letztern Kunst nur selten Gebrauch, sondern bedienen sich, wenn sie Briefe zu besorgen haben, des Dienstes gewisser Schreiber, die auf Kosten des Staates in den Provinzen angestellt sind.

Die Habessinier bekennen sich zur christlichen Religion. Sie sehen die Bibel als die

Quelle

Quelle ihrer religiösen Ueberzeugungen an, verbinden aber mit ihr noch einige andere Schriften, denen sie dieselbe entscheidende Gültigkeit in Sachen des Glaubens beylegen. Es ist aber begreiflich, daß unter einem so rohen, ungebildeten Volke der wahre Sinn und Zweck der Lehre Jesu gar nicht in seiner Reinigkeit erkannt, sondern vielmehr durch sinnliche und abergläubische Begriffe verdunkelt und verrückt wird. Sie haben den Glauben an die Brodverwandlung und an das Fegfeuer, so wie auch die Anrufung der Heiligen und den Mariendienst mit der katholischen Kirche gemein. Hingegen geniessen sie das Abendmahl unter beyderley Gestalt, verbinden damit die Liebesmahle der Alten, bedienen sich — so wie sie überhaupt in vielen Dingen den Vorschriften des mosaischen Gesetzes folgen, — auser der Taufe auch noch der Beschneidung, heiligen zu dem Sonntage auch den Sabbath, begehen ihre Fasten mit einer gänzlichen Nüchternheit, und feyern mehrere von der alten Kirche verordnete Feste. In keinem Lande giebt es so viele Tempel und Kapellen, in keinem haben sie aber auch vielleicht ein so dürftiges Aussehen, als in Habessinien.

Sie sind runde Lehmhütten, wie ihre Häuser, mit einem Strohdache bedeckt, das sich oben in der Gestalt eines umgestürzten Trichters zuspitzt. Um das Gebäude herum sind Säulen aus Cedernstämmen errichtet, auf denen das mehrere Fuß über die Mauer hervorspringende Dach ruhet, wodurch eine angenehme, runde Kolonade gebildet wird. Innen haben sie mehrere Abtheilungen, nach Art des jüdischen Tempels zu Jerusalem. Nebenbey findet man gemeiniglich fliessendes Wasser, daß die vorgeschriebenen gottesdienstlichen Reinigungen mit desto größerer Bequemlichkeit verrichtet werden können. Die Habessinier haben kaum für etwas eine größere Ehrfurcht, als für diese Gebäude. Während der Gottesverehrungen darf niemand darinn niedersitzen; noch viel weniger ausspücken; und ehe man hineingeht, werden die Schuhe ausgezogen. Die Reisenden steigen, wenn sie bey ihr vorüber ziehen, von ihren Maulthieren ab. Ihre ganze Gottesverehrung bestehet in Austheilung des Abendmahles, und in der Vorlesung einzelner Abschnitte aus dem neuen Testamente, und gewisser Gebete. Manchmal kommt noch ein Kapitel aus einer Samm-

Sammlung alter, religiöser Betrachtungen hinzu. Den Gesang begleiten ihre Priester mit einer abscheulichen Musik von Klappern, Schellen und Klingeleisen, und mit einer Art von gottesdienstlichem Tanze.

Der Aberglauben der Habessinier und ihre rohen Begriffe von den wichtigsten und erhabensten Angelegenheiten der Menschheit, sind um so weniger befremdend, und werden sich auch um so länger gegen die Strahlen der bessern Erkenntniß behaupten, da diejenigen Personen, denen die moralische Leitung des großen Haufens obliegt, sich theils mit Unterricht gar nicht befassen, theils auch selbst so unwissend und roh sind als der Pöbel. Arabisch lesen zu können, ist die ganze Gelehrsamkeit ihrer Priester. Sie unterscheiden sich weder durch innere noch äusere Vorzüge von den Laien. Wenn sie ausgehen, tragen sie ein Kreuz in der Hand, und reichen es den Vorübergehenden zum Küssen dar. An ihrer Spitze stehet ein Metropolitan, der, nach einem alten Herkommen, von dem Patriarchen zu Alexandrien vorgeschlagen und eingesetzt wird. Sein Amtsgeschäfte bestehet blos in der Ordinazion der Priester.

Diese haben übrigens sehr mäßige Einkünfte, und man hat sogar schon einen Metropolitan das Müllerhandwerk treiben sehen. Auch Mönche giebt es sehr viele in diesem Lande. Sie haben aber keine unterscheidende Kleidung, wohnen in umzäunten Dörfern beysammen, treiben Ackerbau und Viehzucht, verrichten täglich eine Menge Gebete, und leben im Cölibate. Man findet auch Nonnen, aber nur in geringer Zahl.

Der Kayser der Habessinier ist einer der unumschränktesten Fürsten der Erde. Seine Worte gelten für Göttersprüche, und alle seine Unterthanen scheinen nur um seinet willen geschaffen zu seyn. Ja er maßt sich sogar das Eigenthumsrecht über alle liegende Güter in seinem ganzen Lande an, und der Bürger muß es sich gefallen lassen, wenn er ihn plötzlich aus dem Besitze seines Ackers stößt, und ihn einem andern zum Geschenke macht. Die Redensart der Habessinier ist deßhalb treffend genug, wenn sie ihren Fürsten einem Feuer vergleichen, das in einiger Entfernung Licht und Wärme ertheilt, in zu großer Nähe aber zündet und verbrennt. Sie erweisen ihm die tiefste Ehrfurcht.

da niemand für würdig gehalten wird, mit ihm zu speisen, so erscheinen diejenigen glücklichen Günstlinge, die er zur Tafel ladet, erst, nachdem er schon aufgestanden ist, und verzehren dasjenige, was er hat liegen lassen. Zur Thronfolge sind nur die Prinzen des Kaisers fähig, aus denen derjenige den Preiß erhält, der unter den Großen des Hofes den stärksten Anhang hat. Alle übrige aber bleiben ihr ganzes Leben hindurch Gefangene, in einem schauerlichen Felsenkerker.

Die Residenz des Kaisers ist, nach einem alten Herkommen, den ganzen Tag von einer Menge Leute umlagert, welche ein unaufhörliches Klaggeschrey um Gerechtigkeit und Rettung der Unschuld erheben. Diese Leute sind zum Theil dafür vom Hofe bezahlt, und man betrachtet die ganze Sache als ein Zeremoniel, das dem Fürsten zu Ehre verrichtet wird, indem es eine fortdaurende Erklärung enthält, daß man ihn als den höchsten und gerechtesten Richter, und als die Zuflucht aller Bedrängten in seinem ganzen Reiche betrachte. Es mischen sich aber unter diese Klagenden manche, denen es von Herzen geht. Denn die Justizpflege ist

wenig Ländern so schlecht beschaffen, wie in Habessinien. Die Processe werden alle ohne irgend eine rechtliche Form abgethan, und das Urtheil ist gemeiniglich käuflich. Auf dem letztern Wege wissen sich auch die ungerechten Richter, nach den empörendsten Schurkenstreichen, eine gänzliche Straflosigkeit zu verschaffen.

Die Habessinier leben beynahe in einem beständigen Kriege mit ihren Angränzern. Sobald die Regenzeit vorüber ist, verlassen sie ihre Hütten, und kehren nicht eher wieder darein zurück, als bis ihnen die austretenden Ströhme alle Unternehmungen zu verwehren anfangen. Sie führen ihre Kriege mit all' der Unempfindlichkeit, Grausamkeit und Planlosigkeit, die man bey rohen Völkern gewohnt ist. Sie plündern die Lagerplätze der Feinde und der Freunde aus, verheeren die Dörfer und die Pflanzungen, und führen das Schwerdt sowohl gegen wehrlose Weiber und Kinder, als gegen widerstehende Männer. Große Entwürfe, kluge Anordnungen, Festungsbau und Kriegszucht sind unbekannte Dinge unter ihnen; doch finden sich bey ihren Schaaren manchmal Schützen, die mit Feuergewehren bewafnet sind, sie aber sehr ungeschickt

geschickt behandeln. Bey flüchtigen Ueberfällen machen sie gute Dienste; aber einen Angriff auszuhalten, oder einen Feind durch hartnäckige Kaltblütigkeit aus seiner vortheilhaften Stellung zu verdringen, dazu sind sie ganz verdorben. — Wenn der König die Armee nicht selbst kommandiert, so trägt er den Oberbefehl seinem Großwessyr, oder ersten Staatsbeamten auf, den sie in ihrer Sprache Ras, d. i. das Haupt, nennen.

Noch viel roher und ungebildeter sind die Gallaer, ein eigentliches Negervolk, das in der Mitte des sechzehenten Jahrhunderts aus dem südlichen Afrika gegen Mitternacht wanderte, und sich längst den mittäglichen Gränzen von Habessinien niederließ. Diese Nazion ist eine der wildesten und grausamsten, die neuere Reisende kennen gelernt haben. Sie nährt sich von der Viehzucht und vom Raube, macht unaufhörliche Ausfälle unter ihre Nachbarn, und bezeichnet ihre Spur mit Mord und Verwüstung. Die Könige dieses Volks werden gewählt. Ein Kandidat der Krone, der das festgesetzte Alter noch nicht hat, kanu die fehlenden Jahre ergänzen, wenn er im Stande ist,

für

für jedes derselben einen von seiner Hand erschlagenen Feind aufzuzählen. Eine Gewohnheit, die dieses Volk deutlich genug charakterisirt.

Die Gallaer haben sich durch ihre stete Uebung im Kriege, in Ansehung der zu demselben erforderlichen Talente, eine große Ueberlegenheit über alle ihre Nachbarn erworben, und sich in ganz Habessinien furchtbar gemacht. Sie besitzen eine ungewöhnliche Stärke und Gewandtheit des Körpers, machen, da sie meistens beritten sind, in kurzer Zeit ungeheure Märsche, und handeln überall, wo sie die Oberhand behaupten, mit einer an Wuth gränzenden Grausamkeit. Zwar haben sie keine Feuergewehre, und überhaupt keine eiserne Waffen; aber sie wissen sich ihrer hölzernen Lanzen, die vornen eine scharfe, am Feuer gehärtete Spitze haben, so gut zu bedienen, daß sie jener Mordinstrumente nicht bedürfen. Sie fallen ihre Feinde mit einem gräßlichen Geheule und mit einem niederwerfenden Ungestümm an. Aber sobald sie einen fortdauernden Widerstand bemerken, ziehen sie sich eben so schnell wieder zurück.

Eine Thierhaut um die Lenden macht die ganze Bekleidung der Männer und Weiber aus. Doch tragen einige auch ein Ziegenfell um die Schultern. Manche flechten sich die Haare mit Ochsendärmern ein, oder binden diese auch als einen Gürtel um den Leib; eine garstige Art von Verzierung, die, wenn sie anfängt in Fäulniß überzugehen, einen tödtenden Gestank ausdünstet. Den Kopf und den ganzen Leib beschmieren sie dabey noch reichlich mit Butter und geschmolzenem Fette.

Der bey weitem größte Theil dieser Nazion hängt dem sinnlosesten Heidenthume an, und erweist gewissen Bäumen und Strömen, oder auch dem Monde und den Sternen göttliche Verehrung. Doch haben sie alle einen dunkeln Begriff von der Unsterblichkeit der Seele, der aber, so wie die ganze Reihe ihrer religiösen Vorstellungen, in die rohesten Bilder eingehüllt ist. Einige Stämme von ihnen sind Mohamedaner. Die bisherigen Versuche, ihnen das Christenthum zu empfehlen, wareu beynahe ganz vergeblich, und bey ihrer unmenschlichen Grausamkeit mit den unvermeidlichsten Gefahren für die Glaubensboten verknüpft.

Die Heurathsgebräuche sind bey den Gallaern sehr einfach. Der Freyer erscheint vor den Aeltern des Mädchens. In der rechten Hand hält er einen kleinen Bündel Gras, und in der andern Kuhdünger, und spricht dazu: „Erfülle ich die Pflichten des Ehemannes nicht, so möge jenes nicht hinein, und dieses nicht heraus gehen!“ Das heißt, so mögen alle meine Kühe sterben. Diese Pflichten sind aber sehr eingeschränkt. Denn der Bräutigam leistet seiner künftigen Gattin weiter kein Versprechen, als so lange sie lebt, Speise und Trank, und nach ihrem Tode ein — Grab. Gewöhnlich haben die Männer nur eine Frau, ob gleich die Gesetze die Vielweiberey erlauben. Den Weibern ist es aber so wenig um die ausschliessende Liebe ihrer Gatten zu thun, daß sie nicht nur selbst in sie dringen, sich noch ein Mädchen beyzugesellen, sondern sogar in eigener Person für sie freyen. Sie thun dieses, um ihre Familie vermehrt zu sehen, und dadurch die Stärke und die Erhaltung ihres Hauses zu befestigen.

Noch auf einem tiefern Grade von Wildheit stehen die Schangallaer, ob sie gleich weniger grausam sind, als diese ihre Nachbarn.

Sie sind theils unabhängig, theils Unterthanen des habessinischen Kaisers.

Den Sommer hindurch dienen die Bäume diesen Wilden zur Wohnung. Sie machen einen Einschnitt in die Aeste derselben, beugen dann die Spitzen herunter bis auf die Erde, bedecken sie ausen mit Thierhäuten, schneiden von innen die hervorstehenden Zweige hinweg, und bilden auf diese Weise ein natürliches Zelt, das aus der Ferne ein sehr mahlerisches Ansehen hat. Mit dem Eintritte der Regenzeit aber begeben sie sich aus den tiefern Gegenden auf die Berge, und wohnen während derselben in Felsenhöhlen, die sie sich nach ihrem Geschmacke und nach ihren Bedürfnissen mit leichter Mühe selbst einrichten können, da die Felsen ihres Landesstriches aus lauter weichem, körnichtem, leicht zu bearbeitendem Sandsteine bestehen.

Da sie den Feldbau nicht kennen, und ihre magere Gebürggegenden auch die Viehzucht nicht begünstigen, so sind Fischerey und Jagd ihre einzigen Nahrungsarten. Sie wissen auch mit beyden recht gut umzugehen. Sie tödten mit ihren Wurfpfeilen nicht nur alle Arten von rothem Wilde, sondern auch Rhinoceroße, Fluß-

pferde, Krokodillen, Schlangen und Löwen, und bedienen sich des Fleisches aller dieser Thiere zur Speise. Weil aber während des Winters ihre Nahrungsquellen verstopft sind, so versehen sie sich schon im voraus auf die Zukunft. Sie schneiden das Fleisch in dünne Riemen, hängen es in die Sonne zum Trocknen, nehmen es dann, nachdem es so hart geworden ist wie Leder, mit in ihre Felsenklüfte, und schlagen es, bevor es gekocht oder gebraten wird, mit hölzernen Hämmern mürbe.

Jünglinge und Mädchen gehen unter den Schangallaern ganz nackend; verheyrathete Personen aber werfen eine Thierhaut um den Unterleib.

Wenn die Weiber ein Kind gebähren, so eilen sie sogleich mit ihm an einen Fluß, waschen es mit kaltem Wasser ab, wickeln es in weichen Bast von Baumrinde, und hängen es an die Aeste ihrer Zelte auf, um von Ameisen und Schlangen nicht beschädiget zu werden. Wenige Tage darauf binden sie es dann auf ihren Rücken, und säugen es, indem sie ihm ihre Brüste, die bey diesen schwarzen Schönen eine ganz unverhältnißmäßige Größe haben, über

die

die Achsel zurück reichen. In ihrem zehenten Jahre werden die meisten schon Mütter; mit dem zwey und zwanzigsten tritt aber schon die Zeit der Unfruchtbarkeit ein, und es ist eine große Seltenheit, ein Weib nach dieser Periode gebähren zu sehen.

Ihre bürgerliche Verfassung ist ächt patriarchalisch. Jede Familie ist von der andern unabhängig, und erkennt kein Oberhaupt über sich, als den Hausvater. Bey gemeinschaftlichen Gefahren der Nazion treten aber diese Familienhäupter zusammen, und wählen aus ihrer Mitte einen Anführer. Doch erscheinen sie selbst im Kriege noch immer familienweise.

Ihre Religion bestehet in Anbetung der Bäume, der Schlangen und der Sterne. Ihren Todten geben sie Pfeil und Bogen mit ins Grab, damit sie sich bey der Auferstehung sogleich als wehrhafte Männer zeigen können. Sogar Priester finden sich unter diesen Wilden, die sich mit Zauberey und Wahrsagerey befassen, und die Kunst verstehen, die Tücke der bösen Geister abzuwenden und zu vereiteln.

Zoroaster und Selime.

Eine morgenländische Erzählung. *)

Zoroaster war der erstgebohrne Sohn eines kleinen indischen Fürsten, der im grauesten Alterthume die sophistische Nazion beherrschte, — und nach den Gesetzen seines Landes der Erbe des Throns. Er ward von seiner frühen Jugend an von den Weisen unter dem Volke in all' den Wissenschaften unterwiesen und in all' den Fertigkeiten geübt, die seine Bestimmung erheischte, und bald machte er seinem Vater und seinen künftigen Unterthanen die zuversichtliche Hofnung, daß einst durch ihn der kleine Staat, den das Schicksal ihm zugedacht hatte, auf die höchste Stufe von Ansehen, Wohlstand und Glückseeligkeit erhoben werden dürfte. Ehrfurcht für die Götter und ihren Dienst, unersättliche Wißbegierde, Achtung für alles Große und Gute, es mochte sich auch finden, wo es wollte, Festigkeit im Streben nach seinen Zwecken,

*) Frey bearbeitet, nach den *Voyages de Cyrus par M. Ramsay.* S. 42-54.

cken, und ein sehr empfindliches, feines Gefühl für Harmonie und Schönheit, waren die ausgezeichnetesten Züge im Charakter des edeln Fürstensohnes.

Einst zog Zoroaster mit dem Hofgesinde seines Vaters auf die Jagd. Er war damals ein Jüngling in der vollen Kraft seines Alters, rasch und lebhaft, zu jedem kühnen Abentheuer, das sein Ehrgefühl und sein moralischer Sinn gut hieß, aufgelegt, und noch ganz unbekannt mit den heftigen Empfindungen, die die Liebe in jugendlichen Herzen zu erregen pfleget. Er entfernte sich, indem er mit Pfeil und Bogen einen Löwen verfolgte, von seinen Begleitern, verlohr ihre Spuhr, und wanderte lange, irrend, im Dickicht des Waldes umher. Endlich öfnete sich das Gesträuche. Er sah in einer kleinen Entfernung, am Fuße eines niedrigen Hügels, einen der Sonne geheiligten Tempel liegen. Froh drang er durch das Gebüsche hervor, dieser Wohnung der Götter entgegen.

Am Saume des Waldes ward der Jüngling durch einen unerwarteten Anblick plötzlich wie hingezaubert. In dem Schatten eines ausgebreiteten Baumes lag ein schlafendes Mäd-

chen auf weichem Moose. Nie hatte er unter Menschen eine vollkommenere Schönheit gesehen. Die Tugend und die Unschuld hatten sich auf ihrem Gesichte abgemahlt. Sie trug ein langes, weises Kleid, und einen Myrthenzweig in ihre Haare geflochten; zu ihrer Seite lag eine Laute. Mit starrem, bewunderndem Blicke betrachtete sie der Jüngling. Er schliech leise auf sie zu, und je mehr er sich ihr näherte, je mehr fühlte er sich durch ihre unbeschreiblichen Reize entzückt. Er sahe, vom unwillkührlichen Erstaunen geleitet, gen Himmel, gleich als wollte er die Götter preisen, daß sie ihm den Anblick dieses Meisterstückes ihrer bildenden Hand gegönnet hätten. „Vielleicht aber — sprach er bey sich selbst — gehört sie nicht unter die Zahl der Sterblichen? Nein für diese Erde liegt in den Zügen dieses Gesichtes ein zu erhabener Reiz, und in diesem Baue eine zu vollendete Harmonie! — Wahrlich, fuhr er laut fort, sie ist aus der Zahl jener ätherischen Genien, die der Vater der Menschen auf die Erde schickt, um die Seelen der Tugendhaften zu der Quelle alles Guten hinzuholen.“ Das Mädchen schlug die Augen auf. Sie that einen lauten Schrey, und

floh

floh in größter Eile dem benachbarten Sonnentempel zu.

Zoroaster verfolgte sie mit seinen Blicken. Er vermochte nicht, ihr ein Wort nachzurufen. Aber er beschloß, sie im Tempel aufzusuchen.

An der Pforte desselben bewillkommte ihn ein alter, ehrwürdiger Bramine. Der Prinz erzählte ihm die Veranlassung, die ihn hergeführt hatte, und den Auftritt mit dem Mädchen, und entdeckte ihm seinen Namen. Der freundliche Greis segnete den tugendhaften Fürstensohn, und sagte ihm: „das Mädchen, das vor dir „floh, ist meine Tochter. Ich habe sie dem „Dienste des Feuers in meinem Tempel gewid„met. Ihre Jugend, und ihre Entfernung von „der Welt, machen sie schüchtern; und sie war „vielleicht in ihrem ganzen Leben nicht allein „beysammen mit einem Manne, als heute. „Vergieb meiner Tochter, edler junger Mann, „und lerne von ihr die Gefahren fliehen, die der Tugend drohen." Der Alte begleitete Zoroastern an das Ende des Waldes, und mit schwermüthigem Herzen kam er zu dem Gefolge seines Vaters zurück.

Die Priesterin aus dem Sonnentempel war von nun an sein einziger Gedanke. Ihr Anblick hatte in seinem Herzen die feurigste Liebe gegen sie angezündet, und diese erweckte einen Drang, sie zu besitzen, und mit ihr seine Krone zu theilen, der alle andere Empfindungen, Wünsche und Hofnungen in ihm niederschlug. Sein Thron, seine Reichthümer, die Liebe seines Vaters, nichts konnte ihn beglücken, so lang Selime nicht sein eigen war; und er war bereit, all' jene Vorzüge für sie allein hinzugeben, weil ihn seine Leidenschaft überredete, daß sie genug sey, ihm die traurigste Einöde zum heitersten Paradiese zu machen. — Aber sie zu erlangen, hatte große Schwürigkeiten. Zwar hatte keine Estalinn, so nannte man diese Priesterinnen, das Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt, und sie konnten, wenn es ihnen gefiel, den Tempel mit dem Ehebette vertauschen. Aber so lang sie noch am Altare dienten, war ihnen selbst der unschuldigste Genuß der Liebe aufs strengste verboten, und jede Handlung, wodurch sie die den Göttern gelobte Reinigkeit befleckten, wurde durch die Todesstrafe geahndet. Gewalt zu gebrauchen, war unter der Würde des Prinzen,

dem

dem sein Herz Ehrfurcht für die Religion und für ihre Diener gebot; und durch eine direkte Erklärung war am wenigsten zu gewinnen, weil es von einem im Dienste der Gottheit grau gewordenen Braminen zu erwarten stand, daß er seine Tochter für ihr ganzes Leben den Altären geweihet habe. Es mußte erst in dem Herzen des Mädchens Liebe erweckt, und die ganze Sache durch allmähliche Vorbereitungen eingeleitet werden, sollte der Jüngling seine Hofnungen gekrönt sehen. Doch es war ihm zur Erfüllung seiner Wünsche kein Weg zu weit, und keine Aufopferung zu groß.

Zoroaster verschwand plötzlich an dem Hofe seines Vaters. Er zog Frauenkleider an, gieng in den Tempel des alten Braminen, betrog ihn durch eine erdichtete Erzählung von seinen Schicksalen, die ihn bestimmt hätten, sich dem Dienste der Götter zu weihen, und wurde von ihm, unter dem Namen Amana, unter die Zahl der Estalinnen aufgenommen. An dem Hofe seines Vaters, und unter der ganzen sophistischen Nazion verbreitete sein räthselhaftes Verschwinden allgemeine Bestürzung, und tausend sich widersprechende Gerüchte.

Man suchte ihn allenthalben, nur da nicht, wo er allein zu finden war. Der alte Fürst zehrte sich durch quälenden Kummer ab, und beweinte mit dem bessern Theile seines Volkes den Verlust eines Sohnes, von dem sich beyde so große und so gerechte Hofnungen gemacht hatten.

Desto glücklicher war Zoroaster im Cirkel der Estalinnen. Er errichtete mit Selimen die engste Freundschaft, die durch den Einklang ihrer Gesinnungen mit jedem Tage fester geknüpft wurde. Amana war für Selimen so unentbehrlich, als Selime für Amana. Vereint floßen ihnen ihre Tage voll Wonne, im Genusse der höchsten Freuden freundschaftlicher Liebe hin. Er las ihr die schönsten Stellen aus den Schriften der Philosophen und Dichter des Morgenlandes vor, erzählte ihr lehrreiche und unterhaltende Anekdoten aus der Geschichte, durchwanderte an ihrer Seite die schönen Fluren der Gegend, und unterhielt sich mit ihr über die höchsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß, über Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und Tugend. So sorgfältig und so täuschend er sich in seiner Hülle verbarg

barg, so vergaß er doch nicht, Selimen aus der Ferne auf seine Absicht vorzubereiten, um sich des Gelingens derselben desto mehr zu versichern. Er schilderte ihr deßhalb in rührenden Erzählungen die Seeligkeiten der reinen Liebe, die Züge von Adel und Größe der Seele, die sie entwickelt, und die Tugenden, die sie erzeugt. Er sprach dabey manchmal mit so viel Lebhaftigkeit und Empfindung, daß ihn Selime mit den Worten unterbrach: „Wenn man dich hört, Amana, so kommt man in Versuchung, zu glauben, daß du in diesem Augenblicke selbst die Rolle spielest, die du schilderst.“ — Aber noch schien ihm der Knoten, den er geschürzt hatte, nicht zur Entwicklung reif. Es war überhaupt der Wille der Götter, daß er Selimen durch noch weit schwerere Kämpfe erringen sollte, als es seine so übertriebene, hochgespannte Phantasie träumte.

Einst giengen die sämtlichen Estalinnen, ihrer Gewohnheit nach, geführt von dem alten Braminen, auf einen benachbarten Berg, um auf der Spitze desselben das heilige Feuer anzuzünden, und dem guten Geiste, der Leben und Freude über alle Wesen ausgießt, ihre Opfer zu

bringen. Schon loderte die Flamme in die Höhe, und die Priesterinnen lagen auf ihren Knien vor dem Altare. Unversehens rasselte eine Schaar berittener, mit Bogen und Pfeilen bewafneter Männer aus dem Gebüsche hervor. Sie stürzten rasch auf die Anbetenden los; ergriefen den Greis und Selimen, nahmen sie gewaltsam zu sich auf die Pferde, und verschwanden eben so plötzlich wieder, als sie erschienen waren.

Der Auftritt schien Zoroastern einige Augenblicke ein Traum. Die Estalinnen verliessen in der Bestürzung den heiligen Heerd, und flohen in ihren Tempel zurück. Er allein blieb auf der Stelle. Nur allzubald überzeugte er sich, daß Selime wirklich geraubt sey. Aber seine Liebe war zu heftig, und sein Entschluß, nur mit ihr und für sie zu leben, zu eng mit seiner ganzen Natur verwebt, als daß er sie hätte muthlos verlohren geben, und sich unthätig einem Geschicke unterwerfen sollen, das unbezwinglich schien. — „Bey dem guten Geiste, sprach er, dem diese Flamme lodert, schwör' ich es, Selimen so lange aufzusuchen, bis ich sie finde, und sollte mein Leben darüber hingehen, ich werde sie suchen, bis an meinen Tod. Mir

ist sie von den Göttern bestimmt, und mir lacht ohne sie keine Freude. Sollten die Götter sich selbst getäuscht, — sollten sie mir allein unter allen Sterblichen ein freudenleeres Leben beschieden haben? Nein, die Götter täuschen sich nicht, und all' ihren empfindenden Geschöpfen haben sie den Becher der Freude eingeschenkt!" — In der nächsten Hütte warf er seine weibliche Hülle von sich, zog Männerkleider an, und begann seine Reise. Sechs Jahre lang wanderte er in hundert verschiedenen Gestalten in Asien umher. Er öfnete jede Thüre, erklimmte jede Burg, durchspähte jede Einöde, betrat jedes Heiligthum, — nur Selimen fand er nicht.

Am Ende des besagten Zeitraums wanderte der von so vielen unerfüllten Hofnungen getäuschte Jüngling nach Lycien, um auch da nach dem Preise aller seiner Mühe zu spähen. Die Staatsverfassung dieses Landes hatte das bemerkenswerthe Eigene, daß immer ein Weib, als Königin, die erste Stelle begleiten mußte. Diese sonderbare Einrichtung hatte einen solchen Ursprung genommen, daß man ihr, so laut auch die Stimme der Natur den Männern die Verwaltung der Staats- und Kriegsgeschäfte

zu=

zutheilet, nicht alle Billigkeit versagen kann. Die Lycier hatten nämlich einige Jahrhunderte hindurch einen ununterbrochenen Frieden genossen. Aber sie hatten dieses Glück nicht zu ihrem Vortheile genützt. Vielmehr stürzte es diese zuvor so männliche Nazion in die verächtlichste Feigheit und Weichlichkeit herab. Die Männer verlohren all' die großen Eigenschaften, die ihre Väter so ruhmvoll ausgezeichnet hatten, und sanken in Schwäche, Eitelkeit, Kraftlosigkeit und Wohllust hin, so daß man sie eher für Weiber hätte halten können. Dabey aber behandelten sie ihre Gattinnen und Töchter als Sklaven, legten ihnen all' diejenigen Arbeiten auf, die für ihre Unmacht und Trägheit zu schwer waren, und zwangen sie, in fauler Unthätigkeit ersoffen, ihnen all' diejenigen Dinge herbey zu schaffen, deren sie zur Stillung ihrer Wohllüste und ihrer Schwelgerey bedurften. Deßhalb sah man in kurzem in diesem Lande die Ordnung der Natur umgekehrt. Denn was den Männern durch ihre Weichlichkeit an Stärke entgieng, wuchs den Weibern bey ihren fortdaurenden, körperlichen Anstrengungen zu. Endlich zeigte sich der entscheidendste Beweis da-

von.

von. Eine benachbarte Nazion rückte mit Heeresmacht über die lycischen Gränzen, und hauste gewaltig in den Gegenden, in denen sie sich ausbreitete. Die Männer ergriefen zwar die Waffen; und zitternd vor einer Gefahr, die sie sich nicht zu überwinden getraueten, versammelten sie sich bey ihren Fahnen. Aber der erste feindliche Angriff zerstreute ihr ganzes Heer, sie liefen flüchtig auseinander, und verbargen sich in den Wäldern und Höhlen. Die Weiber, entschlossen, ihr Vaterland zu vertheidigen, und durch ihre Sklaverey zu allen Strapazen abgehärtet, nahmen die Waffen zur Hand, die die feigen Weichlinge hinweggeworfen hatten, rückten muthig gegen den Feind an, schlugen ihn in die Flucht, verfolgten ihn bis über die Gränzen, und brachten ihren Männern Sieg und Freyheit zurücke. Mit den Waffen in der Hand, bestanden sie auf dem Gesetze, daß auf ewig ein Weib über das Land herrschen sollte, dessen Unabhängigkeit durch Weiber behauptet ward. Mit Freuden bewilligten die Männer ihre Forderung, und erhuben, unter allgemeinem Frohlocken, diejenige auf den Thron, die am meisten zur Unterdrückung des Feindes beygetragen

hat-

hatte. Man gab ihr einen Rath, der aus den weisesten und erfahrensten Greisen des Landes zusammengesetzt war, um sie in den Staatsgeschäften zu unterstützen. Das Volk war glücklich bey einer Verfassung, die die gesetzgebende Macht den Männern, die vollziehende aber den Weibern einräumte. Die Empfindsamkeit der letztern verhütete die Tyranney; der feste Sinn der erstern aber die Unbeständigkeit, die das ausschliessende Weiberregiment gewöhnlich begleiten soll.

In diesem Lande lag Zoroaster, an einem heissen Mittage, in einem schattichten Gesträuche, von Kummer und Wehmuth bedrückt, und gepeinigt von der heftigsten Sehnsucht, der keine Erfüllung beschieden schien. Schnell jagte ein Trupp berittener Soldaten bey ihm vorüber, und unmittelbar darauf folgte ein Haufen Frauenzimmer. In der Mitte derselben ritt eine junge Dame von ausserordentlicher Schönheit. Sie trug ein Jagdkleid und eine Krone von Blumen auf ihrem Haupte. Kaum einen Blick konnte Zoroaster auf sie werfen, und dieser einzige Blick sagte ihm, sie sey — Selime. Der Zug gieng sehr schnell fort. Er

sprang auf und sah ihnen nach. „Ja, sie ists!“ ruft er überlaut. Er eilt. Sie verschwinden im Gebüsche.

„Ja — ja sie ists — und ihr Schmuck verräth sie als Königin des Landes!“ — sprach der von Entzücken ergriffene Jüngling, und flog der Hauptstadt entgegen, die in einer kleinen Entfernung in einer weit ausgebreiteten Ebene vor ihm lag. „Ja, sie ists,“ wiederholte er tausendmal wieder, und gab keinem Zweifel, so viele deren auch in ihm erwachen mochten, Gehör. Auf dem Wege gesellte sich ein lycischer Priester zu ihm, und dieser redliche Diener Gottes erhub seine Vermuthung zur gänzlichen Gewißheit. „Unsre itzige Königin, sprach er, wird von der ganzen Nazion angebetet, wegen ihrer Schönheit, ihrer Weisheit und ihren Tugenden. Sie hat in der Schule der Widerwärtigkeiten die große Kunst gelernt, den Thron mit Beyfall zu behaupten, und die Jahrbücher von Lycien kennen keine glücklichere Periode, als die itzige. Nur Schade, daß wir keine Hofnung haben, sie noch in ihren Kindern zu ehren, da sie schlechterdings nicht bewogen werden kann, sich zu vermählen. Ihre Mutter ward

durch

durch die Ränke eines herrschsüchtigen Weibes vom Throne gestürzt, und um sich in ihrem ungerechten Besitze zu befestigen, war sie im Begriffe, die Erbin desselben zu ermorden. Aber einer aus dem Rathe der Alten floh mit der Prinzessin ferne ins Land der Sophiten, kleidete sie in das Gewand einer Estalin, und erwartete bessere Zeiten. Sobald die Thronräuberin gestorben war, traten die Anhänger der verdrungenen Königin auf, und führten ihre Tochter, samt ihrem Retter, aus dem Sonnentempel zurück. — „Und der Name eurer Königin?" fragte Zoroaster. „Selime!" erwiederte der Priester. „Ja, sie ists!" jubelte der entzückte Jüngling, und eilte, um keinen Augenblick zu verliehren, vor seinem Begleiter voraus.

Als er in die Stadt kam, wimmelten alle Strassen mit gewafneten Männern, Rossen und Streitwägen. Die Offiziere versammelten die Bürger zu ihren Fahnen, die Greise sprachen den Jünglingen Muth ein, die Mädchen umarmten ihre Liebhaber, und die Kinder riefen ihren Vätern aus den Häusern das Lebewohl zu. Waffengeklirre, Trompetenschall und Kriegsge-

sän-

sänge tönten feyerlich durcheinander. Der König der Karier war über die Gränzen des Landes vorgedrungen, hatte die kleinen Posten, die ihm entgegen gestellt waren, zurückgeschlagen, die fruchtbarsten Gegenden verwüstet und die Einwohner gefangen hinweggeführt. — Dieser Anblick erweckte mit einemmale den so lange schlummernden heroischen Sinn des Prinzen wieder, und gab seiner Seele plötzlich eine neue Richtung. Wie? dachte er, in dieser elenden, dürftigen Bettlersgestalt soll ich mich niederwerfen vor Selimen, gleich als flehte ich sie um Erbarmen? Sollte das nicht meiner unwürdig seyn? Und wer weiß, ob Zoroaster in demselben Grade ihre Liebe erlangen wird, in dem Amana ihre Freundschaft besaß? Wer weiß, ob nicht der Glanz des Thrones das sanfte, theilnehmende Gefühl, das der Estalin eigen war, in der Königin geschwächt hat? — Sechs Jahre irr' ich nun um ihrent willen in Asien umher; einige Tage oder Monate weniger oder mehr werden mich nicht aufreiben. Ich will mich unter ihre Krieger mischen, will tapfere und große Thaten thun, will als Held, mit Ruhm gekrönt, vor ihr erscheinen — dann bin

ich ihrer Hand um so gewisser!" Er gesellte sich unter die abmarschierenden Glieder, und rückte mit ihnen dem Feind entgegen.

Zoroaster ward von Jugend auf in den Künsten des Krieges geübt. Die Natur hatte ihn mit einem reichen Maaße von Unerschrockenheit, Muth und Klugheit ausgerüstet, und die Liebe zu Selimen war für diese natürlichen Gaben ein eingreifender Sporn. Deßhalb wurde es ihm nicht schwer, sich, zumal unter einem nicht sehr kriegerischen Volke, auszuzeichnen, und die Aufmerksamkeit der Befehlshaber auf sich zu ziehen. Er war in den kleinen Gefechten, die im Anfange des Krieges geliefert wurden, immer einer der ersten, machte häufige Ueberfälle in das Lager der Feinde, hob einzelne Horden derselben auf, und brachte jeden Morgen Beute und Gefangene vor das Zelt des Anführers. Dieser schätzte die Tapferkeit des Fremdlings, und machte ihn zum Befehlshaber einer auserlesenen Anzahl muthiger Jünglinge. Aber bald fand sich eine Gelegenheit, wo sein Muth und seine Talente in ihrem ganzen Glanze strahlen konnten. Die beyden Heere standen dicht aneinander, und die Schlacht, die das

Schicksal Lyciens entscheiden sollte, war unvermeidlich. Die Karier griefen mit einer unwiderstehlichen Wuth an, warfen die Reihen der Lycier zurück, und schlugen sie in die Flucht. Die letztern hatten einen engen Paß, in dem Felsengebürge, das das Schlachtfeld umschloß, hinter sich, wodurch sie ihren Rückzug nehmen mußten. Sobald Zoroaster die Lycier umwenden sah, flog er mit Pfeilschnelle vor die Schlucht, der sie alle, um sich zu retten, entgegen eilten. Er verwehrte mit seinem Haufen den Flüchtigen den Ausgang. „Sammlet euch! — Wendet wieder um! — Ueberlebet die Unterjochung eures Vaterlandes nicht!" — rief er ihnen zu. Sein Muth und sein Trotz entflammte sie aufs Neue. Er stellte sich an ihre Spitze und führte sie noch einmal gegen den Feind, der, durch den unerwarteten Angriff erschreckt, nach einem schwachen Widerstande die Flucht ergrief, und den Lyciern den vollkommensten Sieg überließ.

Wenige Helden haben je einen solchen Triumph geerndtet, als Zoroaster nach dieser großen und glücklichen That. Das ganze Heer sammelte sich um ihn, und huldigte sei-

ner Tapferkeit. Nicht wir, sprachen Offiziere und Gemeine, er allein hat das Vaterland gerettet. Alt und Jung pries ihn als den Retter des Staats. Im ganzen Lande ward sein Name gefeyert. Die Priester brachten ihm Kränze. Die Mädchen streuten ihm Blumen auf den Weg. Die Dichter der Nazion sangen sein Lob.

Sobald er in die Hauptstadt zurückgekommen war, forderte ihn die Königin vor den Thron. Der seelige Augenblick war gekommen, wo er den Lohn all' seiner Leiden erndten sollte. Aber der Stolz auf das von ihm um den Staat erworbene Verdienst, das durch dasselbe erweckte Bewußtseyn seines eigenen Werthes, die Lobsprüche, mit denen er von allen Seiten überhäuft ward, und die Erinnerung au die Aufopferungen, die er für Selimen theils schon gemacht hatte, theils noch machen wollte, — hiessen seine Neigung in diesem so lange ersehnten Zeitpunkte noch eine Weile schweigen, und ihn auf der Erwartung bestehen, ob die Königin nicht eben so bereit sey, ihm freywillig die Hälfte ihrer Krone anzubieten, als er es einst war, da sie noch als eine arme Estalin am Sonnentempel diente. Deßhalb beschloß er,

seinen Namen und seine Abkunft sowohl, als die Verhältnisse, in denen er ehemals als Amana mit ihr gestanden, zu verbergen. Seine Liebe für sie war brennend; aber er war stark genug, sie zu bezähmen, um mit dem Siege derselben noch einen eben so großen Triumph für seinen Stolz zu erlangen. Zwar schlug sein Herz mächtig, als er vor Selimen auftrat, und er konnte sich kaum erwehren, sie im Angesichte des ganzen Hofes zu umarmen, und ihr all' seine Geheimnisse zu gestehen. Die Königin kannte ihn nicht. Denn Kummer und Mühseeligkeiten hatten in der langen Zeit seiner Wanderung die Rosenfarbe der Jugend von seinem Gesichte verwischt, und alle Züge desselben verändert. Sie lobte seinen Diensteifer und seine Tapferkeit, und dankte ihm im Namen des ganzen Volkes für seine schöne That. Zoroaster schwieg bescheiden stille. Sie fragte ihn um seinen Namen und um sein Vaterland. „Ich bin, sagte er, in einem baktrianischen Dorfe, aus einer dunkeln Familie gebohren, habe von Jugend auf mich im Kriege geübt, und Isoris ist mein Name.“ Während er redete schien die Königin, entweder das große

Geheimniß, das er sich verschloß, zu ahnden, oder durch die Würde seiner Person und seines Anstandes bezaubert zu seyn. Sie gerieth in eine sichtbare Verwirrung, und verließ plötzlich das Zimmer.

Bald genoß Zoroaster die Freude, all' seine Ansprüche durch Selimen erfüllt zu sehen. Sie hatte ihn mit Einstimmung des Rathes der Greisen zum obersten Befehlshaber all' ihrer Truppen ernannt, und diese Würde verschafte ihm täglichen Zutritt zu ihr. Es waren nicht immer Staatsangelegenheiten, worüber sie mit einander sprachen. Selime machte den General zu ihrem Vertrauten, und ließ es ihn bald genug merken, daß sie nicht weniger Zärtlichkeit für ihn empfinde, als er für sie. Aber beyde vermieden es sorgfältig, sich ihre Gedanken gegenseitig zu erklären. Selime erzählte ihm oft die Schicksale ihrer Jugend, und besonders die Geschichte ihrer Verbindung mit Amana, und versicherte ihn nicht selten, daß sie nie mit jemanden, in Absicht der Gesinnungen und Grundsätze so ganz eingetönt habe, als mit dieser Priesterin, und daß er, bey aller männlichen Kraft, in manchen Stücken eine

auffallende Aehnlichkeit mit ihr habe. Zoroaster aber unterhielt sie mit interessanten Fabeln aus der griechischen und ägyptischen Mythologie, und leitete sie fleißig auf den Beweis hin, daß die Liebe selbst die Götter mit den Menschen vereinige, und alle durch Gesetze und Sitten unter den Menschen gepflanzte Unterschiede aufhebe. Oft ward er durch die naive Gutmüthigkeit, und die zärtlichen Aeuserungen der edlen Königin so hingerissen, daß er sich nur durch den schwersten Kampf enthalten konnte, seine Hülle abzuwerfen. Aber die eigensinnige Forderung, daß sie nun eben so handeln mußte, wie er einst handeln wollte, trug jedesmal den Sieg über die heftigsten Regungen des Gefühls davon. Zwar galt unter den Lyciern ein Gesetz, das den Königinnen die Vermählung mit einem Ausländer verbot. Aber Zoroaster ließ sich das nicht irren. So fest das Volk auch an seiner Verfassung hieng, so war er doch überzeugt, daß der Liebe nichts unmöglich sey.

Selime konnte ihrem Herzen seinen heissesten Wunsch nicht länger versagen. Sie beschloß, dem Manne ihre Hand zu reichen, den

sie allein derselben würdig hielt. Sie hüllte aber selbst vor Zoroastern ihren Entschluß in tiefes Stillschweigen ein, und wollte ihn dann erst damit überraschen, wenn die Nazion das besagte Gesetz, wenigstens für ihre Person, aufgehoben haben würde. Sie erklärte dem Rathe der Alten, der, so wie das ganze Volk, unaufhörlich in sie drang, sich zu vermählen, daß sie bereit sey, aller Wünsche zu erfüllen, sobald man ihr eine unumschränkte Freyheit in Absicht ihrer Wahl gestatten würde. Die ehrwürdigen Greise stimmten alle für die Bewilligung ihres Verlangens; „aber, sprachen sie, Gesetze, die Jahrhunderte hindurch bestanden, und mit dem Patriotismus der Bürger so enge verwebt sind, vermögen wir nicht aufzuheben. Dazu ist die Uebereinstimmung der ganzen Nazion erforderlich. Die Königin veranstaltete eine Volksversammlung, und eröfnete ihren Unterthanen ihren Willen. Wir verbürgen es ihr, daß es nicht ein einziger verlangen wird, daß sie ihrem Herzen Gewalt anthun soll. Denn alle finden ihr höchstes Glück in dem ihrigen.“

Die Häupter der Nazion aus allen Städten und Dörfern des Landes wurden in dasselbe Gefilde

filde zusammen berufen, in dem durch Zoroasters Tapferkeit die Karier die große Niederlage erlitten hatten. Dieser umgab mit der Armee den Thron, auf dem Selime im königlichen Schmucke, begleitet von ihrem ganzen Hofe, erschien. Niemand hatte bey diesem Auftritte ein größeres Interesse, niemand war aber auch gespannter, als der junge Held. Selime hielt mit all' der Würde und Holdseeligkeit, die sie in sich vereinigte, eine kurze Rede an das versammelte Volk. „Lycier, sprach sie, seitdem ich über euch herrsche, habe ich mich allen Gesetzen unsers Vaterlandes mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit unterworfen, und den Grundsatz unsrer Weisen bestättigt, daß die Gesetze über den Fürsten sind. Ich habe unsre Armeen gegen die Feinde angeführt; ich habe in den Schlachten wie ein Mann gestritten, ich habe große Siege erfochten, ich habe den Rath der Alten geehrt, ich habe Tag und Nacht gearbeitet, euch insgesamt zu freyen und glücklichen Menschen zu machen. Aber ist es billig, daß diejenige, die eure Freyheit befestiget hat, selbst eine Sklavin sey? Könnt ihr es zugeben, daß diejenige, die rastlos für euer Glück arbeitete,

selbst unglücklich sey? Es giebt aber keine grössere Sklaverey und kein grösseres Unglück, als wenn man den gerechten Neigungen seines Herzens Zwang anthun muß, und man fühlt diesen Zwang nur um so mehr, je mehr man sich von aussen mit Grösse und Majestät begabt sieht. Laßt mich, Lycier, laßt mich frey seyn in meiner Wahl!" — Es war nur eine Stimme unter dem ganzen Volke: „Wir können unsrer Königin nichts versagen. Sey frey, Selime, mache eine Ausnahme vom Gesetze!"

„Isoris trete hervor!" rief die Königin. Der Held, von Hofnung, Furcht, Freude und Schrecken erschüttert, erschien vor dem Throne. „Dieser Mann, sprach Selime, ist ein Fremdling. Aber er hat sich durch seine Verdienste zum Vater des Vaterlandes gemacht. Er ist kein Königssohn, aber durch Tugend geadelt. Sehet hier, Lycier, den Bräutigam eurer Königin! — Komm', Isoris, und theile mit mir den Thron!" — Ein allgemeines Freudengeschrey schallte in die Luft. Zoroaster fiel vor dem Throne nieder. Er konnte nichts sprechen, als die Worte: „Selime, — ich verstumme!"

Sie hub ihn auf, und führte ihn auf die Stufen des Thrones. „Dank dir, edles Weib! Dank dir, edles Volk!" sprach er laut. Das Freudengeschrey beginnt von neuem. Er wendet sich an die Königin. „Das erste mal, spricht er, siehest du mich, Selime, ohne Hülle. Sieh' mich an, ich bin — Amana!

„Bey den Göttern, ruft sie aus, er ist Amana! Der Nebel verschwindet vor meinen Augen!"

„Im Sonnentempel, fährt er fort, war ich Amana, und im Lande der Lycier war ich Isoris, — beydes aus Liebe gegen dich. Aber ich habe aus Liebe gegen dich einen Thron aufgeopfert, — ich bin Zoroaster, der Sohn des Königes der Sophiter!" Selime schließt ihn, von himmlischer Seeligkeit entzückt, in ihre Arme. Die ganze Menge schwimmt in Freudenthränen.

Ueber die Eitelkeit.

Der Trieb nach Ehre ist unter den Menschen beynahe so allgemein, als der Trieb der Erhaltung. — Es giebt vielleicht keinen Menschen, dem es im Ernste gleichgültig wäre, was andere von ihm urtheilen. Es wird dem klotzähnlichsten Phlegma, und der tiefsten Niederträchtigkeit doch lieber seyn, in ihrem Kreise zu gelten, als verachtet zu werden, und das erstere sowohl als die letztere wird sich bey dem Bewußtseyn eines guten Rufes besser befinden, als beym Gegentheil, wenn sie gleich überzeugt sind, daß es sich nicht der Mühe verlohne, durch Aufopferung ihrer Bequemlichkeit oder ihrer Lieblingsneigungen darnach zu streben. Hingegen unterscheidet sich die Mehrheit in dieser Ueberzeugung sehr weit von diesen Ausnahmen, indem einige den besagten guten Ruf für das größte, wünschenswertheste Gut halten, das ihnen für keine Mühe und für keine Entsagung zu theuer scheint; andere aber, ob sie ihn gleich schätzenswerthern Vorzügen unterordnen, doch eine unumgängliche Bedingung der Ruhe ihres Lebens, in die Achtung ihrer Mitmenschen setzen. —

Und

Und selbst auf der tiefsten Stufe der Kultur verläugnet die Menschheit diesen Drang nach Ehre nicht. Es hatten sich zween Komarier im Wettkampfe lange das Gleichgewicht gehalten. Der eine, der zu unterliegen fürchtete, riesz sich los, unb stürzte sich über einen fürchterlichen Felsenabgrund, mit den Worten: „Was ich thue, wirst du doch nicht thun!" — „Wähnest du, mich in irgend etwas übertreffen zu können?" sprach der andere, und stürzte ihm nach.

Um eine gute Meynung von uns zu erwecker, müssen wir Vorzüge haben, die unsern Werth auser Zweifel setzen. Vorzüge, die uns der Zufall zugetheilt hat, berechtigen uns zu keinen Ansprüchen auf wahre Ehre. Daß dein Leib schön gebaut, oder deine Börse vollgespickt, oder dein Haus in einem edlen Style aufgeführt ist, darum wird dich kein Vernünftiger ehren. Denn dein schöner Körper ist ein Geschenk der Natur, deine Börse ist ein Vermächtniß deiner haushälterischen Vorältern, und deine Wohnung das Werk eines Künstlers, der schon seit einem Jahrhundert unter den Verstorbenen modert. Hättest du aber deinen Körper durch Fleiß und Uebung zu einer anmuthigen Stellung ge-

gewöhnt, deine Reichthümer durch Thätigkeit und Klugheit erworben, und zu deinem Hause den Riß selbst entworfen, so würde dir niemand deine Ansprüche auf Ehre streitig machen; aber sie gründeten sich dann offenbar nicht auf diese Vorzüge an sich, sondern auf die Geschicklichkeiten und Tugenden, wodurch du dir dieselben erworben hast. Man ehrte nicht deine Schönheit, deine Schätze und deinen Pallast, sondern deinen Sinn fürs Schöne und Harmonische, deinen Fleiß und deine Klugheit, und die Kunst, womit du die Verhältnisse der Dinge zu berechnen weist.

Es erhellet aus diesen Beyspielen deutlich genug, daß die wahre Ehre nur einen einzigen Grund hat, auf den sie gebaut werden kann, und auf dem sie auch ausschliessend beruht, nämlich die der menschlichen Bestimmung, folglich dem Gesetze der Moralität angemessene Thätigkeit. Diese giebt dem Menschen seine höchste Würde, indem er durch sie die Absichten der Gottheit erfüllt, den Zweck seines Daseyns erreicht, und sich und andere vervollkommt und beglückt. Sie ist aber auch ganz von uns abhängig, und es zwinget uns keine Nothwendig-

keit, auf jenes Gesetz zu achten, oder es zu vernachläßigen. Ob wir sittlich gut, oder sittlich böse seyn wollen, kommt ganz auf unsre freye Entschliesung an, und nur diese kann uns ehren oder schänden, je nachdem sie das erstere oder das letztere erwählt.

Wir wissen gewöhnlich die Ansprüche anderer auf unsre Achtung treffend genug zu würdigen, und messen sie immer mit dem Maasstabe des sittlichen Werthes ab. Sobald wir überzeugt sind, daß unser Nachbar ein tugendhafter und rechtschaffener Mann sey, so fühlen wir uns gedrungen, so schlecht auch seine Hütte und sein Kittel seyn mag, ihm eine Stelle in der Reihe derjenigen Menschen einzuräumen, die wir unserer Achtung würdig halten. Es bildet sich in unserer Seele die Vorstellung, daß er die Würde des Menschen behaupte, und seine Bestimmung erfülle, und aus dieser Vorstellung erwächst die gute Meynung, die wir Ehre nennen. Aber der mächtigste Monarch, der reichste Privatmann und das schönste Weib werden diese gute Meynung in uns nicht erhalten, wenn sie nicht mit den besagten äusern Vorzügen, die durchaus vom Zufalle abhängen, die innere

Vollkommenheit des Herzens vereinigen. Wir werden über die Macht des Königes erstaunen, wir werden den Reichthum des Privatmannes wünschenswerth finden, wir werden die Schönheit des Weibes bewundern, — aber wir werden von allen dreyen keines ehren, so lange die Bedingung der Ehre nicht statt findet. Vielleicht neiget sich, nach dem Ausdrucke eines witzigen Kopfes, unser Haupt vor ihnen, aber nie wird sich unser Geist vor ihnen neigen.

Bey weitem nicht so richtig fällt aber unser Urtheil aus, wenn von unsern eigenen Ansprüchen auf Ehre die Rede ist. Der Wunsch, daß jedermann eine gute Meynung von uns haben möge, ist in unser aller Herzen unauslöschlich; aber sehr oft haben wir keinen derjenigen Vorzüge, auf welche sich diese Meynung gründet, vielmehr ist unser Geist auf allen Seiten mit Gebrechen und Mängeln überhäuft. Wir werden in diesem Falle von unsrer Eigenliebe, die es schlechterdings nicht zugeben kann, daß wir uns selbst für werthlose und unwürdige Menschen halten, gewöhnlich auf zween Abwege geleitet, auf denen beynahe ein jeder Mensch, wenigstens eine gewisse Zeit seines Le-

bens

bens hindurch, wandelt. Der eine ist der Weg der Selbsttäuschung, auf dem wir uns bereden, daß wir wirklich gute und tugendhafte Menschen seyen, und den Forderungen der Sittlichkeit, so weit man es von schwachen Menschen verlangen kann, Genüge leisten. Wenn auch manche unsrer moralischen Fehler so augenscheinlich sind, daß wir blind seyn müßten, wenn sie uns entgiengen, so blicken wir flüchtig darüber hinweg, erklären sie für unbedeutende Schattenpunkte auf der glänzendsten Lichtfläche, und beruhigen uns durch die Vergleichung mit Menschen, die noch auf einem weit tiefern Grade moralischer Kultur stehen, als wir selbst. — Finden wir auf diesem Wege nicht alles, was wir suchen, so betreten wir den andern, den Weg der unrichtigen Schätzung der Dinge, erheben die zufälligen Güter über die erworbenen, setzen die Vorzüge des Körpers über die Vorzüge des Geistes hinauf, und bereden uns, daß uns die erstern für den Mangel der letztern gänzlich entschädigen. Wir fordern deßhalb Ehre und Achtung wegen unsrer vornehmen Geburt, wegen unsrer Reichthümer, wegen unsrer Titel, wegen der schönen Kleidung, die wir tragen und

wegen dem geschmackvollen Hause, das wir bewohnen, und wir werden in diesen vernunftwidrigen Ansprüchen um so mehr bestärkt, da uns der große Hause um der besagten erträumten Bedingungen willen, bald aus Vorurtheil, bald aus Eigennutz, bald aus Gewohnheit, die äusern Zeichen der Verehrung erweißt, ohne sie in der That für uns zu empfinden.

Diese falsche Schätzung unsrer Vorzüge ist die Quelle des, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, so gemeinen Fehlers der Eitelkeit, der sich durch das geflissentliche Streben äusert, durch Dinge, die entweder gar keinen, oder nur einen sehr geringen Werth haben, durch das Kleine, Leichte, Unbedeutende, Ehre, Beyfall und Bewunderung zu erwerben. Er unterscheidet sich kennbar genug vom Stolze, indem dieser den Glanz im Größern und Planhaftern sucht, sein Gebiete so weit als möglich auszudehnen pflegt, andere neben sich drückt und verachtet, und auch, ohne Beyfall, mit dem eigenen Bewußtseyn seiner Größe zufrieden ist.

Ich kenne ein eitles Mädchen, die für ein Bild aller derer gelten kann, die man mit ihr der nämlichen Thorheit beschuldiget. Sie kennt un-

unter allen Vollkommenheiten, womit der Schöpfer die Sterblichen ausgestattet hat, keine größere und keine schätzenswerthere, als körperliche Schönheit und körperlichen Reiz. Die Natur hat sie in Ansehung dieses Vorzuges eben nicht stiefmütterlich behandelt; doch stehet sie noch sehr tief unter dem Ideale der vollendeten weiblichen Form. Indeß ist sie überzeugt, daß sie der treueste Ausdruck desselben sey, und wendet alle Mittel an, um es, wenn es möglich wäre, sogar noch zu übertreffen. Sie ist am Morgen des Tages kaum erwacht, so eilt sie vor den Spiegel, weilet stundenlang vor demselben, und beschäftigt sich, mit dem äusersten Interesse, mit den Uebungen in der großen Kunst, ihren Mund in schöne Falten zu legen, ihre Augen mit Grazie zu drehen und ihren Körper mit Anstand zu tragen. Es giebt keine geplagtern Geschöpfe als ihren Friseur und ihr Kammermädchen. Denn nie legt der erstere ihre Haare künstlich genug zusammen, und nie weis die letztere ihr die Kleider geschmackvoll genug anzuziehen. Gewöhnlich bringt sie fünf Stunden des Tages unter der Hand des erstern und der letztern zu, und nicht selten gebraucht sie die

 übri-

übrigen Stunden, um die Fehler, die beyde gemacht haben, zu verbessern. Ihre Wangen färbt sie weiß und roth mit Schminke, und Haare und Kleider läßt sie reichlich mit wohlriechenden Wassern bespritzen. Tritt sie in Gesellschaften auf, so träumt sie sich, aller Augen seyen auf sie gerichtet, und schielt, die verstohlnen Blicke abgerechnet, die sie in die Spiegel des Zimmers wirft, beständig auf die jungen Herren und Damen umher, ob die erstern sie auch bewundern und die letztern beneiden. Auch in der Gesellschaft beschäftigt sie ihr Putz unaufhörlich, und Höllenpein leidet sie durch die Besorgniß, es möchte ein Härchen aus seiner Lage gerückt, oder eine Falte des Kleides verschoben, oder der Drath an der künstlichen Blume verbogen werden. Steif und behutsam schreitet sie im Zimmer umher, und stellt nebenbey ihre Beobachtungen an, ob ihre letzte Art von Putz von andern nicht nachgeahmt worden sey, oder ob sie selbst an andern nichts zum Nachahmen finde. Sie spricht wenig und handelt wenig, aus Furcht, durch das eine oder durch das andre etwas für ihre Erwartungen zu verderben. Nur wenn das Gespräch auf Angelegenheiten der

Mode kommt, dann wird sie wohl warm, und entscheidet mit der Kennermiene. Sie fürchtet den Regen und den Sonnenschein; denn jener könnte ihr Gewand verhäßlichen, und dieser — ein noch weit schrecklicheres Unglück — könnte ihre feine Haut schwärzen. Freylich begreift man den letztern Grund eben nicht sehr leicht, da das besagte Unglück, vermittelst der Schminke, so plötzlich wieder gut gemacht werden kann. Der Spiegel ist ihr Götze, den sie täglich so manche lange Stunde anbetet; Schneider, Friseur und Putzhändler sind die Priester in ihrem Tempel; das Journal der Moden ist ihr Erbauungsbuch.

Doch findet sich Eitelkeit bey weitem nicht blos unter Weibern, und nicht immer ist körperliche Schönheit ihr Zweck. Ich kenne Männer, die dieser Verirrung in einem nicht geringern Grade ergeben sind, als das besagte Mädchen, und sie auf eine eben so auffallende und zum Theil noch lächerlichere Weise äusern, im bunten Schmucke ihrer Equipagen, in der Farbe ihrer Pferde, im Ameublement ihrer Zimmer, im Einbande ihrer Bücher, und sogar in der Art, wie sie ihren Huth und ihre Taschen-

 uhr

uhr tragen; — Männer, die keinen schönern Weg zur Ehre kennen, als die Kunst, mit Anstand und Leichtigkeit zu tanzen, oder eigenhändig die Pferde am Wagen zu regieren, oder das L'hombre gut zu spielen, oder durch die Zähne zu reden, oder eine Prise Taback zu nehmen, *comme il faut*. —

Eigentlich gründet sich also doch die Eitelkeit auf ein falsches Urtheil von dem Werthe derjenigen Dinge, durch die sie Beyfall und Bewunderung erringen will. Was die gesunde Vernunft für klein und unbedeutend erklärt, dasselbe scheint ihr groß und wichtig; und was die erstere nicht des mindesten Lobes, wohl gar des Tadels werth hält, betrachtet sie als die unfehlbarste Bedingung der Ehre. Dieses irrige Urtheil wird aber gemeiniglich schon frühe in die jungen Seelen gepflanzt, und haftet um so fester, je mehr es in dieser Zeit der Empfänglichkeit Wurzel schlagen konnte. So ist es, z. B. eine beynahe allgemeine Gewohnheit, den Kindern immer recht viel von dem überwiegenden Werthe körperlicher Schönheit vorzuschwatzen. Wollen wir sie loben, so heisen wir sie hübsch, und zürnen wir über sie, so schelten wir sie als

gar=

garstig. Wir führen es ihnen auch immer fleissig zu Gemüthe, daß sie den Leuten durch nichts besser gefallen, als wenn sie sich recht schön putzen lassen. Wir belohnen ihren Fleiß und ihren Gehorsam durch niedliche Kleider, und erwecken in ihnen den Neid über diejenigen, die vom Glücke mehr begünstigt sind als sie. Hingegen belehren wir sie selten durch weisen Unterricht, und noch seltener durch unser Beyspiel von dem hohen, unabhängigen Werthe der Tugend, und von dem einzigen Pfade zur wahren, daurenden Ehre, von der Unwichtigkeit des Beyfalls der ungebildeten Menge, und von der Beruhigung, die aus dem Beyfall der kleinen Zahl der Weisen und Edeln fließt. Ist es alsdann ein Wunder, wenn die Kinder körperlichen Vorzügen und den Mitteln, wodurch sie verschönert werden, den höchsten Werth beylegen? — wenn die wahren Vollkommenheiten des Menschen von ihnen verkannt oder herabgesetzt werden? — wenn sich ihr Blick ausschliessend aufs Kleine und Tändelnde heftet? Kommen sie erst in die Welt, so sehen sie die durch die Erziehung in sie gepflanzten Vorurtheile überall bestättigt, indem der große Haufe durchgängig gewohnt ist, die

Achtung, die er den Menschen zollt, nach dem äusern Scheine zu berechnen, der sie umgiebt. Sie machen sich es deßhalb zur Regel, sich durch diejenigen Vorzüge auszuzeichnen, denen das öffentliche Vorurtheil huldiget. Es fangen an, Verführer und Schmeichler hinzu zu treten, und sie zu versichern, wie sehr ihnen ihre Absicht gelinge. Sie finden diese auf einem Wege, der tausendmal bequemer ist als derjenige, den die Vernunft sie gehen heißt, erreicht, und siehe! von nun an ist Eitelkeit der Grund ihres Charakters.

Man will behaupten, daß diese Verirrung unter dem weiblichen Geschlechte gemeiner sey, als unter dem männlichen; und die Behauptung scheint unläugbar. Wenigstens treffen bey dem erstern die Umstände, durch die sie gewöhnlich herbeygeführt wird, weit häufiger ein, als bey dem letztern. Einmal hat schon die Natur in den Geist der Männer einen stärkern Hang gelegt, auf das Große und Allgemeine zu sehen, und dieser Hang wird auch von Jugend auf durch den wissenschaftlichen Unterricht mehr genährt, und in den Geschäften des Lebens selbst unterhalten und bestättiget. Die Weiber hingegen,

gen, von der Natur zu einfachern Geschäften berufen, und seltener zu einem umfassenden und weiten Blicke gewöhnt, werden durch ihre natürlichen Anlagen und durch ihre Bestimmung fester an das Kleine geheftet, durch unsre Vorurtheile und Sitten mehr zur Schätzung der Schönheit und des Schmuckes ermuntert, und durch Schmeichler und Verführer mehr in der schiefen Ansicht der Dinge bestärkt. — Man vergiebt ihnen auch diesen Fehler leichter als den Männern, und beweißt damit schon genugsam, daß man denselben an ihnen mehr gewohnt seyn muß, als an diesen.

Dadurch werden aber die traurigen Folgen, die er für die Vervollkommung und Beruhigung der Menschen hervorbringt, nicht aufgehoben. Je höher der Werth ist, den wir dem Kleinen beylegen, desto mehr muß das Große in unsrer Achtung verliehren, und je ängstlicher wir nach dem Besitze des erstern streben, desto gleichgültiger werden wir beym Verluste des letztern seyn. — Wer nur darauf sinnt, wie er seine äusere Form aufs vortheilhafteste herausheben, und die Bewunderung der Thoren erlangen

möge, der wird unvermeidlich die Vorzüge des Geistes und Herzens vernachläßigen, und unbekümmert den Beyfall der Weisen entbehren. Er wird die Aufopferungen und die Anstrengung, durch die man den letztern erwirbt, um so belästigender finden, da er die erstere, ohne irgend einer seiner Neigungen Gewalt anzuthun, erlangen kann. — Er wird die Pflichten, die ihm sein eigenes Beste, und das Wohl seiner Familie auflegen, leichtsinnig versäumen, und über dem eigennützigen Strebeu nach scheinbarem Lobe, all' die Forderungen vergessen, die Gatte, Kinder und Mitmenschen an ihn zu machen haben. Wahrheit und Tugend werden ihr Interesse verliehren, und die Kraft der erstern wird samt den Reizen der letztern unwirksam bleiben. Und wird sich hiedurch nicht der Eitle das tiesste Elend bereiten? Kann er glücklich seyn, indem er das Gebiete seines Geistes so sehr verengt, seinen Kräften eine so schiefe Richtung giebt, und sich so weit vom Zwecke der Menschheit entfernt? — Kann er noch Freude und Trost des Lebens hoffen, indem er die Guten von sich zurückstößt, seinen äusern Wohlstand zerstöhrt, und wenn das Unglück kömmt, nicht bewafnet ist, mit

Kraft

Kraft ihm zu widerstehen, und nicht mit Stärke, um es zu tragen? —

Der Schimmer der Täuschung müsse dir nicht lieber seyn, meine Tochter, als der Glanz der Wahrheit. — Gewöhne dich an die stete Anschauung des einzigen Gutes, das dich allein ehren, und dich eines Beyfalls, der allein wünschenswerth ist, des Beyfalls deines Schöpfers, und aller edeln Menschen versichern kann, — an die Anschauung der Tugend. Suche dich immer mehr von ihrem hohen, ewigen Werthe zu überzeugen. Denn je mehr du ihre Vortrefflichkeit und ihre Würde anerkennst, je tiefer werden in deinem Urtheile die Scheingüter fallen, mit denen sich die Thorheit brüstet.

Lerne die Dinge in und auser dir nach ihrem wahren Werthe schätzen, indem du sie immer in ihrem Bezuge auf die Vollkommenheit deines Geistes betrachtest. Dieser Maasstab wird dich dann, mit der untrüglichsten Sicherheit, das Kleine vom Großen, und das Ehrenwerthe vom Gleichgültigen unterscheiden lehren, und während du dem letztern die Stelle einräumest, die ihm gebühret, wird dein Blick desto fester auf dem erstern weilen.

Was

Was dir der Zufall gegeben hat, kann dich weder ehren noch schänden; aber was du dir durch Klugheit und Fleiß auf dem Pfade der Sittlichkeit erwirbst, giebt deinem Werthe neuen Zuwachs. Doch vernachläßige die Geschenke des Zufalles nicht, und suche sie zu veredeln; nur hüte dich dafür, daß du stolz auf sie seyest.

Deine ganze Thätigkeit müsse stets Streben nach Wachsthum an sittlicher Güte seyn, dann kannst du mit ruhigem Herzen die Ehre erwarten, die dir gebührt. — Sollten auch Menschen sie dir versagen, — so giebt dir sie dein eigenes Gewissen und dein Schöpfer. Bedarfst du noch des Lobes der Menge, das so trüglich und so unsicher ist, wenn jener untrügliche Beyfall dir lächelt? —

Briefe über Charlotte Corday.

I.

Ich bin noch bey weitem nicht überzeugt, meine verehrte Freundin, daß Ehrgeiz die einzige, oder auch nur die erste Triebfeder der That des en=

enthusiastischen Mädchens gewesen sey, von der sie in ihrem Briefe mit so viel Wärme und Bewunderung sprechen. Indeß hat sie, wenn sie durch diesen Sporn gelenkt wurde, ihren Zweck sicher erreicht. Denn in dem großen und schrecklichen Schauspiele, das uns unsre Nachbarn, jenseits des Rheins, seit sieben Jahren eröfnet haben, haben wenige einzelne Szenen eine so allgemeine Sensazion erregt, und ein so ungetheiltes Interesse unter Menschen aller Art gefunden, als Marats Ermordung. Zwar waren die Folgen dieser That höchst unbedeutend, und entschieden für das Schicksal von Frankreich nicht das mindeste; aber sie hatte an sich selbst so viel Neues und Auffallendes, und schien beym ersten Anblicke so viel originelle Größe im Charakter der handelnden Person zu verrathen, daß man sie selbst unter dem Gedränge weit größerer, und für die gesamte Menschheit wichtiger Ereignisse, nicht so leicht aus dem Gesichte lassen konnte. Die Geschichte der Revolution hat sicher viele weit erhabenere Züge von Menschengröße aufgestellt; aber sie sind im Andenken der Zuschauer erloschen, weil ihnen der äusere Schimmer fehlte, durch den

der Eindruck der That dieses Mädchens so ausserordentlich verstärkt worden ist.

Eben dieser äusere Schimmer hat aber auch die vielen schiefen und unrichtigen Urtheile veranlaßt, die über sie in und auser Frankreich gefällt worden sind. Der gröſste Theil des männlichen und weiblichen Publikums ward durch denselben bestochen, und gutmüthig genug, ihn für den reinen Glanz einer sittlich schönen und großen Handlung zu halten. Deßhalb war eben diese Parthey an Lobsprüchen unerschöpflich, und erklärte Charlotten für einen der ersten Charaktere, die in der Geschichte der Revoluzion sich ausgezeichnet haben, für ein Muster von Patriotismus, dergleichen die schönsten Tage der römischen Republik keines kennen, für eine Heldin der Tugend, bereit, zur Rettung der Menschheit alles aufzuopfern, die es verdiene, nach dem Wunsche des guten, unglücklichen Adam Luchs, eine Bildsäule zu empfangen, mit der Umschrift: „größer als Brutus!" — Ein anderer Theil aber, der entweder gar keinen Sinn für das Große und Originelle hatte, oder den besagten Schimmer bis auf seinen unzweydeutigen Grund zu durchschauen glaubte,

fiel

fiel auf das Gegentheil, und erklärte Charlotten bald für eine Närrin, die man hätte ins Tollhaus führen sollen, bald für eine verdammliche Verbrecherin, die wohl nicht viel mehr werth gewesen sey, als der Bösewicht, den sie ermordet hat. *) Aber diese Urtheile sind nicht weniger ungerecht, als die angeführten Lobsprüche, und es ist an ihnen das Bestreben nur allzu bemerkbar, das Gewicht derer, die sich auf ein Extrem verirrt haben, dadurch aufzuwiegen, daß man sich auf das entgegengesetzte stellt.

Dieser an sich unnütze und armselige Kunstgriff ist, vielleicht seitdem die Welt stehet, nie häufiger gebraucht worden, als in den itzigen Tagen, wo das politische Interesse unter allen Menschenklassen jedes andere zu verschlingen scheint. Jede Parthey, die demokratische und die aristokratische wandelt auf dem Aeusersten, und verwirft unbedingt das Gute samt den Fehlern ihres Gegentheiles, in der trüglichen Meynung,

*) Dieß letztere Urtheil hat zum Beyspiel ein Recensent in der allg. deutsch. Bibl. mit diesen Worten gefällt.

nung, man könne diesem durch nichts mehr schaden, als wenn man ihm gar nichts gewonnen gebe. Aber wer siehet nicht, daß die Vernunft, die doch die ausschliessende Richterin über Wahrheit und Irrthum seyn soll, an diesem Verfahren nicht den mindesten Antheil hat? — und daß man folglich durch dasselbe nie in den festen und sichern Besitz einer zuverläßigen Ueberzeugung gelangen kann? —

Der Werth der menschlichen Handlungen wird allein durch ihr Verhältniß zu dem Gesetze der Sittlichkeit bestimmt, und steigt und fällt in dem Maase, in dem sie mit demselben übereinstimmen. Je mehr wir uns deßhalb in irgend einer Handlung von allem Einflusse eigennütziger Neigungen und Triebe losmachen, je fester wir blos auf die Forderungen des Gesetzes hinblicken, und je größer die Aufopferungen sind, die wir aus Achtung für dasselbe machen, desto größer ist auch ihr sittlicher Werth und ihr Verdienst. Diese unbestreitbaren Bemerkungen verbinden uns, wenn wir es uns anmaßen, andere zu richten, und ihre Handlungen zu schätzen, nicht bey dem ersten Eindrucke, den diese auf uns gemacht haben, stehen zu bleiben, und

eben so wenig blos auf die Folgen zu sehen, die aus denselben entstanden sind. Vielmehr müssen wir auf ihre Triebfedern und Bewegungsgründe achten, ihre Absichten untersuchen, und durch die Vergleichung der letztern und der erstern mit dem Gesetze der Sittlichkeit ihr moralisches Verhältniß berechnen. Denn bleiben wir blos bey dem ersten Eindrucke stehen, so räumen wir dem Gefühl das Recht ein, in einer Sache zu sprechen, die vor das Gericht der Vernunft gehört; sehen wir aber ausschliessend auf die Folgen, so vernachläßigen wir das ächte Merkmal der Moralität, das in der Uebereinstimmung mit dem Gesetze liegt, und fällen folglich in beyden Fällen ein falsches Urtheil.

Vielleicht ist es noch nicht Zeit, ein entscheidendes Gericht über Charlotten zu wagen, weil dazu eine so genaue und zuverläßige Kenntniß ihres ganzen Charakters und ihrer Art zu denken und zu handeln erfordert wird, die das Publikum erst von spätern, ruhigern Zeiten erwarten darf. Indeß nehmen wir, ohne über sie abzusprechen, die Thatsachen, die bis itzt bekannt geworden sind, an, und setzen sie, als wahr und unverfälscht, mit unsern moralischen

Begriffen in Vergleichung. Vielleicht war sie schlimmer? Vielleicht war sie besser? — Wir ertheilen ihr Lob und Tadel nur in so ferne wir sie kennen.

Es ist nun allgemein anerkannt, daß der Mann, der durch Charlottens Hand gefallen ist, einer der rohesten, gefühllosesten, grausamsten und überhaupt schändlichsten Menschen gewesen ist, die im Laufe der französischen Revoluzion aufgetreten sind. Zu talentlos, selbst ein Partheyhaupt zu seyn, bediente sich die berüchtigte, abscheuliche Rotte, die Frankreich mit so vielen unerhörten, die Menschheit schändenden Greuelthaten erfüllt hat, seiner zu ihrem Werkzeuge, um die Forderungen, die zu unverschämt waren, als daß sie ein anderer behauptet hätte, öffentlich auszurufen, und besonders das Volk zur Unterstützung ihrer frevelhaften Absichten zu gewinnen. Marat war für das eine sowohl, als für das andere der rechte Mann. Gleichgültig gegen Tugend und Laster, Ehre und Schmach, konnte er laut den empörendsten Unsinn und die gräßlichste Schändlichkeit behaupten, unbekümmert, ob man ihn für einen Verrückten, oder für einen Bösewicht erklä-

klären würde. In dieser Gesinnung war es ihm ein leichtes, die Hefe des Pöbels an sich zu ziehen, und in den Vorstädten von Paris für einen Götzen zu gelten. Denn keine Unordnung und keine Abscheulichkeit ward im ganzen weiten Umfange des Reiches von dem zügellosen Gesinde ausgeübt, die er nicht in seinem Journale, das er den Volksfreund nannte, entweder in Schutz genommen, oder gar mit den größten Lobsprüchen erhoben hätte. Er schrieb ganz im Tone und in der Sprache des Pöbels; er ermunterte ihn, die Großen und Reichen zu plündern; er forderte ihn zu verschiednen malen auf, immer wieder neue hundert tausende zu morden; er verschafte Armen Brod und Unterhalt; er erschien in dem schmutzigen Anzuge eines ächten Ohnehosenmannes, und manchmal mischte er sich sogar selbst in die stürmenden, empörten Haufen, um durch seine Gegenwart ihre Wuth zu beleben.

Sobald er aber unmittelbaren Antheil an den Staatsgeschäften bekommen hatte, begnügte er sich nicht mehr, blos durch sein bisheriges Organ zu wirken, sondern legte Hand an, die von ihm geäuserten abscheulichen Forderungen

zu realisiren. Kaum war er Mitglied des Pariser Gemeinderathes geworden, als er in Verbindung mit Danton und Robespierre alle diejenigen Bürger gefangen nehmen ließ, die im Verdacht waren, daß sie die Zwecke der Jakobiner mißbilligen, und zugleich das Volk unaufhörlich zu Raub und Mord gegen dieselbe aufwiegelte. Dadurch hatte er die schrecklichen Greuel der ersten Septembertage (1792.) vorbereitet, zu deren Ausführung er auf eine sehr thätige Weise mitwirkte. Jedermann verabscheute die Wuth, mit der so viele unbewehrte und größtentheils schuldlose Gefangene hingewürgt wurden; nur Marat war frech genug, den Mördern in einem gedruckten Zettel für ihren patriotischen Enthusiasm zu danken, und sie um Fortsetzung ihrer gerechten Rache zu bitten. Acht tausend Namen hatte er mit seinen Genossen bereits wieder auf die Todtenliste geschrieben, und die kaum geleerten Gefängnisse waren in Kurzem eben so voll als zuvor.

Die Parthey der Girondisten, an deren Spitze Brissot stand, die, gegen die Absicht der Jakobiner, Ruhe und Ordnung einzuführen, und dem durch Gesetzlosigkeit und Partheykämpfe zer-

zerrissenen Staat wieder eine feste Konsistenz zu geben suchten, boten alles auf, Marat und diejenigen, die durch ihn handelten, zu unterdrücken, und sie in ihrer ganzen Schande darzustellen. Alle Bessergesinnte, denen es um die gute Sache allein zu thun war, und besonders die Bürger in den Departements, wo die jakobinische Pest bey weitem nicht so sehr angesteckt hatte, wie in der Hauptstadt, waren auf ihrer Seite. Aber doch vermochten sie es nicht, ihre Gegner, die, wenn sie durch Beredsamkeit und Gründe stritten, unterstützt vom Pariser Pöbel, sich mit Gift, Piken und Bajonetten geltend zu machen wußten, zu stürzen. Ja sie konnten es nicht einmal verhindern, daß Marat als Mitglied in die Nationalkonvention aufgenommen wurde.

Er wirkte in dieser neuen Würde in seinem alten Geiste fort, und blieb gleichgültig bey der allgemeinen Verachtung, die seine Kollegen auf ihn legten. Sogar diejenigen, deren Werkzeug er war, stellten sich schnöde gegen ihn, um nicht mit ihm zugleich verachtet zu werden. Er klagte anerkannte patriotische Bürger an, ohne seine Anklagen erweisen zu können; er vertheidigte

diejenigen Pariser Bataillons, welche vier Preussische Ueberläufer auf die schändlichste Weise ermordet hatten; er behauptete, daß die Republik nicht fest stehe, so lange nicht noch wenigstens 250000 Köpfe gefallen wären; er betrieb, so gut er konnte, die Hinrichtung des Königes; er ermunterte das Volk, die Buden der Kaufleute zu plündern, und lobte es darüber, nachdem es geschehen war; er schimpfte endlich das ganze Konvent und einzelne Mitglieder desselben, und forderte die Bürger feyerlich auf, sich gegen ihre Repräsentanten zu empören, und eine neue, ächt jakobinische Ordnung der Dinge zu erzwingen. Der letzte Schritt war zu arg, als daß er einem Manne, von dem man sich schon so viel hatte gefallen lassen, übersehen werden konnte. Die würdigern Konventsmitglieder und andere bedeutende Männer im Staate hatten schon unzähliche mal die Forderung erneuert, den Bösewicht aus der Zahl der Volksrepräsentanten zu verstoßen, und nicht länger zuzugeben, daß das Heiligthum der Nazion durch seine Gegenwart geschändet würde; aber seine Partheygenossen hatten ihn immer zu schützen gewußt. Doch dießmal stimmte die Mehrheit

für

für seine Verhaftnehmung. Marat verbarg sich so lange, bis die Jakobiner ihre Anstalten beym Revolutionsgerichte getroffen hatten, daß seine Anklage sich in einen Triumph für ihn verwandeln sollte. Sobald dieß geschehen war, stellte er sich freywillig. — Von allen Beschuldigungen losgesprochen, und für einen verdienstvollen Bürger erklärt, kam er, auf den Achseln eines Sansküloten, gekrönt mit einem Eichenkranz, unter dem Schalle von Paucken und Schallmeyen, und dem trunkenen Jubel des Pariser Pöbels ins Nationalkonvent zurück.

Die Erbitterung der beyden Hauptpartheyen, der Jakobiner und der Girondisten, wurde indessen immer heftiger, und ihr Streit reifte mit jedem Tage mehr zu seiner Entscheidung. Marat, den Grundsätzen seiner Fakzion getreu, und durch Rache gegen seine Widersacher getrieben, wüthete und tobte ärger als zuvor, im Nationalkonvent und in öffentlichen Blättern, gegen alle diejenigen, die das gemeine Beste beabsichtigten, und die zerrissenen Bande der Gesellschaft wieder aneinander knüpfen wollten. Man suchte das Volk so viel möglich auf den Hauptschlag vorzuberei-

ten. Die Maschienen schienen ihren Dienst nicht mehr zu versagen. Die Jakobiner veranstalteten durch ihre gewöhnlichen Mittel einen Aufstand. Der Pöbel drang in den Saal der Volksversammlung, und forderte, mit Schwerdtern und Piken in der Hand, daß dreyßig Deputirte, die Häupter der Girondisten, in Verhaft genommen werden sollten. Die gut Gesinnten konnten nicht mehr zur Sprache kommen. Das Verhaftsdekret war gegeben, und den Jakobinern war der schönste Sieg gelungen.

Schon vor diesem ihrem Triumphe war der bey weitem größte und zugleich auch der bessere Theil der französischen Nazion mit Haß und Abscheu gegen sie erfüllt, setzte aber immer seine Hofnung auf das Gewicht der guten Sache, und auf die Klugheit und die Talente der Verfechter derselben. Besonders war diese Gesinnung in den Provinzen beynahe allgemein; aber die Wuth des Pariser Pöbels, der durch Schmeichelen und Bestechungen ganz für die Gegenparthey gewonnen war, verschafte dieser, bey allem Widerspruche der öffentlichen Meynung, den Sieg. Indeß war das tyrannische

De=

Dekret gegen die Häupter der Girondisten kaum gegeben, als die bisherige Unzufriedenheit öffentlich ausbrach, und besonders in denjenigen Departements, deren Deputirte in Verhaft genommen waren, eine allgemeine Empörung entstand. Man beschloß in den nördlichen Gegenden des Reiches, in den ehemaligen Provinzen Normandie und Bretagne, die arretirten Repräsentanten mit Gewalt zu befreyen, eine zahlreiche Armee zu errichten, gegen Paris loszurücken, und die Jakobiner für ihre Verbrechen zu züchtigen. Dieser Entschluß ward um so thätiger betrieben, da es den meisten von den besagten Gefangenen gelungen war, aus dem Verhafte zu entfliehen, und sich mit ihren unzufriedenen Mitbürgern zu vereinigen. Die Stadt Caen, im Calvadosdepartement, ward zum Mittelpunkte der aufstehenden Gegenden gemacht. Zu tausenden ströhmten die Jünglinge daselbst zusammen, um sich als Kämpfer gegen die Tyrannen im Konvente einschreiben zu lassen. Der General Wimpfen ward zum Anführer der nördlichen Departementalmacht ernannt. Zugleich war ganz Südfrankreich in Empörung. Der schreck-

lichste bürgerliche Krieg war seinem Ausbruch nahe.

Doch lassen Sie mich nun abbrechen, beste Freundin, ehe ich Sie ermüde. Stets der

Ihrige ꝛc. ꝛc.

II.

Man muß sich, meine verehrte Freundin, in die Lage der Charlotte setzen, um ihre Handlung richtig beurtheilen zu können. Denken Sie sich ein Mädchen von 25 Jahren, von einem festen, entschlossenen Charakter, und einer feurigen Phantasie, die ihre Richtung ganz auf die Angelegenheiten ihres Vaterlandes genommen hatte, und durch die Lektüre griechischer und römischer Geschichtschreiber mit den größten und kühnsten Bildern von Bürgerpflicht und Bürgertugend erfüllt war. Sie sah' eine unzähliche Menge rascher und muthiger Jünglinge in ihrer Vaterstadt Caen zusammen ströhmen, alle bereit, ihr Blut, zur Befreyung des Staats von den jakobinischen Ungeheuern, zu verspritzen. Die aus dem Gefängniß entflohenen Deputirten schryen am lautesten über Marat, über seine Wuth, und über die rastlose Thätigkeit, womit er ihre Verhaftnehmung be-

trie-

trieben hatte. Dadurch erscheint **Marat** im ganzen nördlichen Frankreich als das Haupt der Anarchisten, und als die Axe, um die sich die ganze Gegenparthey drehet. Die zum Streite freudigen Jünglinge sprechen nur von **Marat**, und von **Marats** Kopfe. Ihr Muth, das Getümmel der Krieger und der Waffen, die Gespräche der Deputirten, mit denen **Charlotte**, besonders mit **Pethion** und **Barbaraux**, viel umgeht, und das allgemeine Geschrey um Rache und um Freyheit, setzten sie in Flammen. — „**Ein** Mensch könnte das Vaterland von diesem Ungeheuer befreyen, und allem Elende eines bürgerlichen Krieges zuvorkommen!“ Dieser Gedanke entstehet zuerst in ihrer Seele. — „Auch die Hand eines Weibes — auch **Charlottens** Hand könnte es thun!“ setzt ihre empfängliche Phantasie hinzu. — „**Charlotte** tödtet einen Bösewicht, fährt sie fort, und rettet tausende, und — verschaft ihrem Namen Unsterblichkeit!“ — Ihr Entschluß ist feste.

Am neunten Heumonats reißte sie unter einem erdichteten Vorwande, denn keinem Menschen hatte sie ihren Anschlag entdeckt, von **Caen** ab, und kam am dritten Tage darauf zu

Pa-

Paris an. Sie suchte sogleich den Deputirten Duperret auf, dem sie von seinem entflohenen Collegen Barbaraux, durch ein Schreiben empfohlen war. Diesen und den folgenden Tag sprach sie den erstern mehrere male, ohne nur ein Wort von ihrem Vorhaben fallen zu lassen. Sie unterhielt sich lange mit ihm, über die damalige Lage ihres Vaterlandes, und über das Schicksal der Girondisten. Sie äuserte den lautesten Patriotismus, die entschiedenste Anhänglichkeit an die republikanische Verfassung, und die edelste Theilnahme am Wohle des Volks. Doch sprach sie mit weit mehr Ruhe und Kaltblütigkeit, als der Entschluß, den sie gefaßt hatte, erwarten ließ. Am Ende des Gesprächs drang sie sehr in Duperret, daß er sich vom Konvente zurückziehen, und nach Caen begeben sollte, weil er dort der guten Sache weit nützlicher seyn könnte, als in Paris. Sie wollte ihn dadurch der Gefahr überheben, die ihm, nach der Vollendung ihrer That, aus seinem Umgange mit ihr zuwachsen könnte. Er war aber durch keine Vorstellung zur Flucht zu bewegen. „Bürger, sprach sie, Sie machen einen dummen Streich!“

aber das Gewicht dieser Worte fühlte der Deputirte damals noch nicht.

Am dreyzehenten Heumonats, früh um acht Uhr, verließ das Mädchen ihre Wohnung, um die That zu vollbringen, die ihr so nützlich, so groß und so ruhmvoll schien. Nachdem sie sich im Palais royale ein großes Messer gekauft, und samt der Scheide in ihrem Busen verborgen hatte, miethete sie einen Fiakre, und fuhr vor Marats Haus. Da sie wußte, daß dieser damals unpäßlich war, hatte sie sich auf den Fall, daß sie nicht vorgelassen würde, versehen. Dieser Fall traf auch wirklich ein. Charlotte übergab deßhalb an der Thüre einen Brief an Marat, worinn sie ihn um Gehör bat, und zugleich versicherte, daß sie ihm Geheimnisse von der äusersten Wichtigkeit aus dem Calvadosdepartement zu eröfnen hätte. Sie fuhr zurück und kam Abends um sieben Uhr wieder. Marat saß eben damals im Bade. Seine Domestiken weigerten sich abermals, sie vorzulassen. Das Mädchen aber bestand darauf, sie müßte ihn sprechen. Marat hörte den Zank der Leute vor der Thüre, und befahl, sie hereinzuführen.

Das Gespräch lenkte sich sogleich auf die neuen Auftritte im nördlichen Theile von Frankreich, und besonders in Calvados. Marat erkundigte sich um die Namen der Verwalter dieses Departements, und der Deputirten, die ihre Zuflucht in dasselbe genommen hatten, und um die Anstalten, die sie treffen, um ihre Empörung gegen den Konvent auszuführen. Charlotte beantwortete alle seine Fragen. Endlich sagte er: „In wenigen Tagen wird der Aufstand gestillt seyn; dann sollen aber auch die Köpfe der Anstifter desselben, wie sie es verdienen, unter der Guillotine fallen." Diese Worte gaben dem Entschlusse des Mädchens, nach ihrem eigenen Geständnisse, die letzte Kraft. Sie rieß plötzlich das Messer aus ihrem Busen, und stieß es dem Bösewicht in die Brust. — „Zu Hülfe, meine liebe Freundin, zu Hülfe!" rief er aus. Seine Mätresse eilt herbey, und hält, sobald sie Blut erblickt, die Mörderin fest. Sogleich kommt auch die Magd und der Bediente. Sie fallen wüthend über Charlotten her, werfen sie zu Boden, und tretten sie mit Füssen. Der Lerm ruft die Leute von der Strasse herauf. Die Neuigkeit verbreitet sich plötzlich unter dem

gan-

ganzen Volke, daß sein Liebling gefallen sey. Er ward aus dem Bade ins Bett gebracht; aber nur wenige Minuten überlebte er den tödtlichen Stich. Nach einem kurzen vorläufigen Verhör, wobey sich Charlotte mit einer Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit benahm, die alle Anwesende in Erstaunen setzte, wurde sie unter tausend Verwünschungen und Flüchen des zusammengelaufenen Pöbels in das Gefängniß abgeführt.

Es sind noch wenige Menschen nach ihrem Tode so verherrlichet worden, als der Verbrecher, zu dessen Richterin sich Charlotte aufgeworfen hatte. Es läßt sich kein ehrenvoller Beyname denken, der ihm nicht gegeben ward. Man schwur bey seinem Namen, und einige Sektionen von Paris legten einen Monat lang die Trauer um ihn an. Man setzte seinen Leichnam, das Haupt mit einer Eichenkrone bedeckt, in der mit den Nationalfarben tapezierten Franziskanerkirche, aus. Seine Leiche ward mit allem Pompe des republikanischen Zeremoniels gehalten, und sein Monument mit einer preißvollen Innschrift bezeichnet. Seine Büste ward in der Sitzung des Gemeinderaths

auf=

aufgestellt; sein Herz, als eine heilige Reliquie, im Jakobinerklub bewahrt, und ein Fest zu seinem Andenken gehalten. Redner und Dichter verherrlichten sein Lob, und einer von den ersten war sogar unsinnig und frech genug, ihn mit dem Heilande der Welt zu vergleichen, wobey natürlich der letztere neben Marat unendlich viel verlohr. — Wie unsicher ist der Schluß von erlangter Ehre auf die Würdigkeit derselben, nachdem ein Frevler vom ersten Range, der noch dazu halb wahnsinnig war, so großen Preiß geerndtet hat!

Charlotte blieb sich in der Entschlossenheit, Sorglosigkeit und Standhaftigkeit, womit wir sie bisher haben handeln sehen, bis in ihren letzten Athemzug gleich. Sie verläugnete in diesen Eigenschaften den weiblichen Charakter gänzlich, und erscheint in einer Gestalt, die des ersten Römers würdig gewesen wäre. Wer findet nicht die Art, womit sie diese Züge in ihrem Verhöre geäusert hat, aller Bewunderung werth? — Lassen Sie mich nur einige ihrer Erklärungen ausheben:

„Was hat Sie verleitet, Marat zu ermorden?“

Seine Verbrechen.

„Was verstehen Sie unter seinen Verbrechen?“

Die Verwüstungen, welche die Anarchie in meinem Vaterlande anrichtet. Er hat unsern Nationalcharakter verderbt, und die Moral des Volks zerstöhrt. Das Ungeheuer hat uns vier Jahre lang durch seine Verbrechen entehrt. Zum Glück war er kein Franzose. *)

„Haben Sie Mitschuldige?“

Ja.

„Wollen Sie sie nennen?“

Ja.

„Wer sind sie?“

Alle rechtschaffene Menschen in ganz Frankreich. — Kennen Sie das menschliche Herz so wenig, um nicht einzusehen, daß es weiter kei-

*) Er war zu Baudry, einem kleinen Dorfe bey Neuchatel, in der Schweiz, gebohren, und bey seinem Tode 49 Jahre alt.

keiner fremden Eingebungen bedurfte, und daß man besser seinen eigenen Willen vollführt, als einen fremden?

— — —

„Lieben Sie die republikanische Verfassung?“ Ob ich sie liebe? — Ja ich liebe sie, und kenne sie besser als Jemand; aber den Franzosen fehlt es an Geist und Energie, um gute Republikaner zu seyn. Ich sehe nichts als Egoisten, die sich auf den Ruinen ihrer Mitbürger zu erheben suchen. Ich sehe in der Konvenzion unwissende und feige Memmen, welche dulden, daß einige Bösewichter die Menschheit mit Füssen treten, und den Bürgerkrieg anzünden. Ich bin es müde, länger unter einem solchen herabgewürdigten Volke zu leben.

— — —

„Wie haben Sie den Vorsatz fassen können, einen Mann zu ermorden, den Sie nicht kannten?“

Ich that es, um hundert tausend Menschen das Leben zu retten. — Schon lange vor der Revoluzion war ich Republikanerin, und nie hat es mir an Energie gefehlt.

„Was heisen Sie Energie?"
Die Kraft, den Privateigennutz bey Seite zu setzen, und sich für das Vaterland aufzuopfern.

— — —

„Sind Sie schwanger?"
Ich habe keinen Mann gekannt, und keinen gefunden, den ich meiner würdig gehalten hätte; denn Marat lebte noch.

Als das Verhör geendiget war, legte Chaveau, den man ihr zum Beystande gegeben hatte, die kurze Vertheidigungsrede ab, die alles enthielt, was für sie gesagt werden konnte. „Ihre Ruhe und ihre Selbstverläugnung, sagte „er eben so schön als treffend, lassen sich anders „nicht erklären, als aus der Exaltazion des „politischen Fanatismus; und dieser ist „es auch, der ihr den Dolch in die Hand gegeben „hat." Die Richter sprachen das Urtheil des Todes über sie aus, und sie hörte es mit einer Gleichmüthigkeit an, daß man nicht die mindeste Veränderung in ihrem Gesichte dabey bemerkte. Sie wandte sich darauf zu ihrem Vertheidiger, und sagte ihm: „Ich danke Ihnen, „Sie haben mich auf eine feine und edle Art ver-

„theidigt. Es war die einzige, die sich für mich „schickte. Sie haben sich dadurch meine ganze „Hochachtung erworben. Ich will Ihnen ei„nen Beweis davon geben. Diese Herren (sie „zeigte auf die Richter) sagen mir so eben, daß „mein Vermögen konfiszirt sey. Ich bin noch „etwas im Gefängniß schuldig, und ich trage „Ihnen auf, diese Schuld zu bezahlen.“

Auch der bekannte Brief, den sie den Tag vor ihrem Tode an ihren Vater geschrieben hatte, athmet die nämlichen Gesinnungen, und dasselbe — freylich irrige Bewußtseyn, eine gute und große That gethan zu haben. „Ich habe, sagt sie, viele unschuldige Schlachtopfer gerächt, und bin vielem Unheile zuvorgekommen. Das Volk, wenn ihm die Augen einst aufgehen, wird sich freuen, von einem Ungeheuer befreyt zu seyn. — Ich bitte Sie, mich zu vergessen, oder vielmehr sich über mein Schicksal zu freuen. Sie kennen Ihre Tochter. Ein tadelhafter Beweggrund hätte sie nicht leiten können. Vergessen Sie den Vers des Corneille nicht;

Le crime fait la honte, et non pas l'echafaud! *)

Dasselbe gilt von dem zur nämlichen Zeit geschriebenen Briefe an Barbaraux. — „Möchte doch, sagt sie darinn, der Friede, sobald als ich es wünsche, hergestellt seyn. Ein großer Bösewicht ist nun weniger. Ohne dieß hätten wir ihn nicht erhalten können. In mir ist es schon seit zwey Tagen Friede. Das Glück meines Vaterlandes ist das meinige. — Diejenigen, die mich betrauren, sollen sich freuen, mich in den elysäischen Feldern, bey Brutus und einigen Alten zu sehen. Denn die neuern bekümmern mich nicht. Er sind so schlechte Leute! Es giebt wenige wahre Patrioten, die für ihr Vaterland zu sterben wissen. Sie sind Egoisten! — Ich weiß nicht, wie die letzten Augenblicke meines Lebens vorbey gehen werden, und nur das Ende krönt das Werk. Ich habe nicht nöthig, Unempfindlichkeit gegen mein Schicksal zu affektiren, denn bis itzt spüre ich nicht die geringste Furcht vor dem Tode. Ich habe das Le-

*) Das Laster macht Schande, und nicht das Schaffot!

Leben nie anders geschätzt, als nach dem Nutzen, den es haben konnte."

Aber auch in den besagten letzten Augenblicken verläugnete Charlotte ihren Charakter nicht. Sie aß, als sie nach der Verkündigung des Todesurtheils ins Gefängniß zurück gekommen war, ein ganzes gebratenes Huhn. Als der Scharfrichter in ihr Zimmer trat, sie zur Guillotine abzuholen, schrieb sie eben an einem Brieschen, worinn sie Doulcet, der sich aus Feigheit geweigert hatte, ihre Vertheidigung zu übernehmen, einen Verweis gab. Sie bat ihn, noch einige Augenblicke zu verziehen, bis sie das Brieschen geendigt und gesiegelt hätte. — Dem Gesellen des Scharfrichters, der ihr im Gefängnisse die Haare abgeschnitten hatte, dankte sie für seine Mühe. Auf dem Wege zum Gerichtsplatze, den sie wegen des Volksgedränges erst in zweyen Stunden zurücklegte, war sie so heiter als zuvor. Ihr schöner Wuchs, ihr freundliches Aussehen und ihr lächelnder Mund machten alle diejenigen verstummen, die schon angefangen hatten, Verwünschungen über sie auszusprechen. Als sie auf das Blutgerüste kam,

grüß-

grüßte sie die umherstehenden Zuschauer. Dieser Zug that ausserordentliche Wirkung. Ein allgemeines Bravo schallte der zuvor so tief verachteten Mörderin Marats entgegen. Nur als sie das Halstach und den Mantel von sich legen mußte, überströhmte eine sichtbare Schaamröthe ihr Gesicht. Sie legte den Kopf in der Maschiene selbst zurechte. Das Messer fiel, und — Charlotte war nicht mehr.

Einer von den Gesellen des Scharfrichters, der ihren Kopf dem Volke vorzeigte, schlug diesen einige mal mit der Faust. Dieß erregte allgemeines Murren, und die entrüsteten Zuschauer verlangten, was auch geschah, daß der Barbar arretirt, und bestraft werden sollte. So hatte Corday, durch die standhafte, sorglose und entschlossene Art, womit sie in den Tod gieng, den ganzen Pöbel mit sich ausgesöhnt.

Und nun, meine Freundin, welchen Werth hat ihre That, und welches sind die Quellen, woraus sie entsprang? — Diese Fragen geben mir den Stoff zu meinem dritten Briefe. Leben Sie wohl!

III.

War — meine beste Freundin, — war die That Charlottens wirklich eine moralisch-gute, dem Gesetze der Sittlichkeit gemäße, eines vernünftigen Beyfalls würdige That? — Zwar scheinen Sie längst zum Vortheile dieses von Ihnen so sehr bewunderten Mädchens entschieden zu haben; aber Sie werden es mir vergeben, wenn ich Ihnen geradezu erkläre, daß ich ihre That für moralisch-schlecht, und um deßwillen für ganz verwerflich halte.

Allerdings hat sie einen großen Bösewicht ermordet, einen Mann, von dessen Daseyn ihre Mitbürger nichts als Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Grausamkeit erwarten konnten, weil er, um das Interesse seiner Parthey zu befördern, sich keiner Schandthat schämte, und mit einem unersättlichen Blutdurste alle diejenigen auszurotten entschlossen war, die mit ihm nicht denselben Zweck, und zwar durch gleiche Mittel, beabsichtigten; — und Charlotte baute in ihrer Handlung auf den Schluß, weil Marat ein Verbrecher ohne seines gleichen ist, der der guten Sache unendlich viel schadet, und das Wohl des Volkes seinen partheysüchtigen

Planen, mit der äusersten Gewissenlosigkeit, aufopfert, so bin ich berechtigt, ihn aus dem Wege zu räumen. Aber es ist unwidersprechlich, daß die Gültigkeit dieses Schlusses nur alsdann zugegeben werden kann, wenn der Grundsatz auser allen Streit gesetzt ist, daß es einem jeden Menschen nicht nur frey stehe, sondern sogar Pflicht sey, denjenigen zu tödten, dessen Daseyn für andere entweder höchst gefährlich, oder höchst schädlich ist. Allein diesen Grundsatz können wir durchaus nicht einräumen, wir müßten dann uns selbst, und alle Menschen neben uns, in die fortdaurende Gefahr stürzen, von den Händen schwärmerischer oder boshafter Leute gemordet zu werden. Nach demselben hänge das Recht zum Leben blos von unserm Verhalten ab, und jeder andere wäre unter einer gewissen, sehr unbestimmten Voraussetzung autorisirt, uns dasselbe zu nehmen. Aber wie oft halten uns andere für schädlicher und schlimmer, als wir wirklich sind? Wie oft dichtet man uns Absichten an, die wir nicht haben? Wie oft umgiebt unsre edelsten und schönsten Handlungen der Schein der Gesetzwidrigkeit? Und wie oft stellt die Bosheit und die Verläum-

dung unsern Charakrer in ein falsches Licht? — Wir wären also, wenn jener Grundsatz gälte, nie gesichert, auch bey der reinsten und unschuldigsten Gesinnung aufgeopfert zu werden, und der Haß und der Eigennutz würden sich tausendmal in die Gestalt des Eifers für die gute Sache kleiden, um diejenigen auszurotten, die ihnen im Wege stehen. Die Welt würde eine Mördergrube, wo jeder nur dafür zu sorgen hätte, sich gegen die Anfälle derjenigen zu schützen, die ihn bald ihrer Schwärmerey, bald ihrem Interesse zum Opfer bringen wollten.

Bey jenem Grundsatze wäre Niemand in einer gefährlichern Lage, als gerade diejenigen Menschen, denen der wichtigste und größte Wirkungskreis angewiesen ist, und die an der Spitze der bürgerlichen Gesellschaft stehen, um die Bande derselben fest zu halten. Es ist, bey dem größten Talente und dem besten Herzen, schlechterdings unmöglich, daß diese es allen recht machen können, weil sie selbst durch ihre Thätigkeit zur Unterstützung der Unschuld, und zur Beförderung des öffentlichen Wohls immer gegen das Interesse derjenigen anstoßen müssen, die die erstern drücken, und sich auf Kosten des

letztern zu bereichern suchen. Diese werden an den Anstalten des würdigsten Fürsten stets vieles zu tadeln finden, und wohl gar überzeugt seyn, daß er seinem Berufe entweder nicht gewachsen sey, oder doch den Willen nicht habe, ihn zu erfüllen. Sobald aber diese Ueberzeugung in ihnen Wurzel gefaßt hat, so wird sie nichts hindern können, vielmehr werden sie es für ihre Pflicht halten, vor den Thron zu treten, und die Menschheit von dem unwürdigen Besitzer desselben zu befreyen. Andere aber werden, selbst in diesem Falle, wenn jene Ueberzeugung nur Maske ist, nicht berechtigt seyn, diese Mörder zu bestrafen, weil sie etwas gethan haben, was sie, vermöge eines geltenden Grundsatzes, thun konnten, — ja sogar thun mußten. — Ist es nöthig, meine Beste, noch ein Wort hinzu zu setzen, um das Ungereimte und Empörende dieser Folgerungen ins Licht zu stellen?

„Aber, wenden Sie vielleicht ein, Charlotte beabsichtigte bey ihrer Handlung das Wohl des Vaterlandes, und eine Reihe von beglückenden Folgen für ihre Mitbürger; und eine

Handlung, der eine solche Absicht zu Grunde liegt, kann kaum moralich = verwerflich seyn."

Ich gebe Ihnen die erste Hälfte ihres Einwurfes ohne Einschränkung zu; obgleich Marats Tod die Folgen bey weitem nicht hatte, die sie bezielte; denn Jakobinismus war ein vielköpfiger Drache, der durch einen Schlag nicht getödtet werden konnte, und zudem hatte die Mörderin nur einen Subaltern getroffen, der fallen konnte, ohne daß die Häupter der Verschwörung in ihrer Thätigkeit geirrt worden wären. Indeß ist dieser Umstand in der Beurtheilung der Moralität ihrer Handlung auserwesentlich. Denn es war ein bloßer Irrthum, daß sie den für das Haupt der Anarchisten ansahe, der es in der That nicht war; auch war es nicht ihr Fehler, daß aus seinem Falle nicht das Gute entstanden ist, das sie durch denselben bezweckt hat. —

Durch die andere Hälfte Ihres Einwurfes aber scheinen Sie den Grundsatz zu bestättigen, daß jede Handlung moralisch = gut sey, die entweder wirklich gute und wohlthätige Folgen habe, oder sie wenigstens beabsichtige; — ein Grundsatz, den man, meines Erachtens, nicht

gelten lassen kann, ohne das ganze Gebäude der Sittlichkeit niederzureißen, und die Menschen zu den größten Verbrechen zu berechtigen. Denn sehr oft haben die letztern gute Folgen, und entschiedne tugendhafte Handlungen sind eben so oft Veranlassungen des geraden Gegentheils. Lassen Sie uns, zur Erläuterung dieser Bemerkung, die Erfahrung um Rath fragen. — Es hat z. B. ein Fürst zween Söhne. Der ältere, der Thronerbe, ist ein bösartiger, roher, gefühlloser Bube, von dessen Regierung nichts als lauter Böses zu erwarten stehet; der jüngere aber hat die entgegengesetzten Eigenschaften, und das Volk ist überzeugt, daß es, wenn ihm der Thron beschieden wäre, sehr glücklich werden würde. Um der Nation dieses Glück zu verschaffen, tritt ein Bürger hin, vergiftet den ältern Prinzen, der jüngere erhält die Regierung, und das Land sieht alle seine Hofnungen erfüllt. — Fragen Sie Ihr Herz, meine Freundin, ob es die That jenes Giftmischers billige? Ob Sie wünschen, sie selbst gethan zu haben? — — Oder, es machte ein Fürst seinem verdientesten, würdigsten Minister die Zumuthung, ihm seine Tochter zur Mätresse zu geben,

ben, und zwar mit dem Zusatze, wo er sich weigere, werde er seiner Stelle verlustig. Dieser Mann hat nun zwischen der fatalen Alternative zu wählen, entweder die Unschuld und die Tugend seiner Tochter dem gekrönten Wohllüstling aufzuopfern, oder sein Amt, in dem er unendlich viel Gutes gewirkt hat, aufzugeben, und es einem andern zu überlassen, der, nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit, den höchsten Misbrauch davon machen würde. — Fragte Sie dieser Mann um Rath, würden Sie ihm wohl zu dem erstern rathen? — — Und doch müßten Sie es thun, sobald Sie die guten Folgen einer Handlung zum Charakter Ihrer Pflichtmäßigkeit machten.

Wenn wir das Verhältniß, in dem sich Charlotte gegen Marat befand, verändern, und annehmen, daß er entweder einen gewaltsamen Anfall auf ihr Leben, oder auf ihre weibliche Unschuld, oder auf ihr Vermögen gemacht hätte, wie es z. B. ein Bösewicht gegen ein Mädchen thun kann, die ihm in einem einsamen Walde begegnet, so dürften wir keinen Anstand nehmen, zuzugeben, daß sie berechtiget gewesen sey, falls sie sich seiner Gewaltthätigkeit auf

kei-

keine andere Weise erwehren können, ihn zu tödten. Denn die Vernunft erlaubt es uns nicht nur, sondern sie fordert uns sogar auf, in einem Falle, wo uns der Staat nicht schützen kann, der Gewalt eines Mörders oder eines Räubers wieder Gewalt entgegen zu setzen, und uns im äusersten Falle, auf Kosten seines Lebens, gegen ihn zu vertheidigen. Aber Charlotte befand sich in diesem Falle nicht. Marat hatte sie nicht beleidigt; und sie hatte auch, für ihre Person, von ihm keine Gefahr zu fürchten. Mithin war sie auch nicht berechtigt, eine Ausnahme vom Gesetze zu machen, das uns den Mord untersagt.

Indeß lehrt uns ihr Beyspiel eine große Wahrheit, daß man sich nämlich bey der besten Meynung, und sogar bey dem edelsten Herzen, zu den schändlichsten und verdammlichsten Verbrechen verirren kann, wenn man den Werth der menschlichen Handlungen, nach dem aus ihnen erwachsenden Erfolge, berechnen zu müssen, glaubt. Die Frage, was ist recht? und was ist unrecht? wird, in allen Fällen, schon deutlich genug durch das in unsre Herzen geschriebene Sittengesetz beantwortet, so daß wir nicht nö-

nöthig haben, auf die Folgen unsers Verhaltens zu sehen, die, wie man weiß, höchst unsicher sind, und meistentheils von Umständen abhängen, über die wir nicht gebieten können. Hätte Charlotte nur dieses Gesetz gefragt, so würde es ihr gesagt haben: du sollst nicht tödten! Aber sie schlug den entgegengesetzten Weg ein. Sie brachte die Frage, mit Verachtung dessen, was die Stimme der Vernunft ihr sagen mochte, vor den Richterstuhl ihrer erhitzten Phantasie, und diese beantwortete sie einseitig und schief genug, daß sie, in der Meynung eine große und edle That zu thun, ein Verbrechen begieng, das jedem kaltblütigen und ernsten Beobachter, bey aller Achtung für die Gesinnung, in der sie handelte, das Geständniß abzwingt, daß sie unter den tausend Unschuldigen, deren Blut unter der Guillotine floß, wirklich als eine Schuldige gefallen ist.

So laut die Vernunft Charlottens That verwirft, so beredete sie sich doch, daß sie dem Gesetze gemäß gewesen, und von ihm gefordert worden sey, daß sie folglich durch dieselbe des Beyfalls der Gottheit, und aller Rechtschaffenen, unter allen Völkern, und in allen

Zeiten würdig geworden sey. Wie fest diese ihre Ueberzeugung war, erhellet deutlich genug aus der Ruhe und Freudigkeit, worinn sie sich bis in ihren Tod gleich geblieben ist, und aus den zuversichtlichen Aeuserungen von dem hohen Werthe ihrer That, die sie im Verhöre, und in ihren Briefen aus dem Arreste gegeben hat. Sie hielt sich für eine Patriotin vom ersten Rang, die für ihr Vaterland das gethan hatte, was sonst keiner ihrer Mitbürger sich zu thun getraute, und sah' sich umgeben von dem glänzenden Strahlenkreise, der die Märtyrer für die gute Sache der Menschheit verherrlichet. Der Gedanke, Frankreich von einem Ungeheuer befreyt zu haben, das sie als den Ursprung alles Elends und aller Greuelthaten der damaligen Zeit betrachtete, erhub ihr Herz zu dem beglückenden Bewußtseyn, daß sie die Wohlthäterin ihres ganzen Volkes sey, und gab ihr selbst einen Beyfall, der sie reichlich genug für den Triumph entschädigte, den die Genossen Marats über sie hielten.

Vielleicht war es aber Charlotten weniger um die Errettung ihres Volks von der jakobinischen Tyranney, als um den aus einer so schim-

schimmernden That entspringenden Ruhm, und um die Verewigung ihres Namens zu thun? — Vielleicht handelte sie nicht aus reinem Wohlwollen gegen ihre Mitbürger, sondern aus Ehrsucht und Streben nach Unsterblichkeit?

Es ist kaum etwas schwerer, meine Freundin, als die Entwicklung der innern, geheimen Triebfedern der menschlichen Handlungen, und kaum etwas unsicherer. Diese verbergen sich oft täuschend genug vor dem Handlenden selbst, daß er sich beredet, durch die reinsten Beweggründe bestimmt zu seyn, während er ausschließend von Selbstsucht und Eigennutz geleitet wird; um so weniger darf man sich verwundern, wenn sie dem Zuschauer auf der Seite nicht in ihrer wahren Gestalt erscheinen, da ihm blos die Form und die Wirkung der Handlung sichtbar wird, die, in den meisten Fällen, nur eine trübe Aussicht auf ihre erste Quelle eröfnen. Besonders weiß sich die Ehrbegierde auf eine sehr feine Art zu verbergen. Denn sie erzeugt Handlungen, die durch die Aufopferungen und die Uneigennützigkeit, die ihnen zu Grunde zu liegen scheinen, sich so groß und so musterhaft darstellen, daß man die menschliche Natur ungern

um die Ehre bringen möchte, die sie auf dieselbe zurückwerfen; — und sie thut oft so ganz auf Befriedigung der niedrigern Triebe Verzicht, und giebt allen Kitzel der rohen Sinnlichkeit so großmüthig hin, daß es unbegreiflich scheinet, wie sie etwas anderes, als wirklicher Adel des Herzens seyn könnte.

Ich glaube fest, und es liegt, dünkt mich, klar genug am Tage, daß auch diese Triebfeder das Ihrige zu Charlottens That beygetragen habe. Einmal hatte sie von bürgerlicher Tugend einen so hohen Begriff, daß sie derselben jede andre nachsetzte, und die größte Ehre des Menschen nur in ihr fand. Dann sprach sie aber auch so anmassend und so kühn von dem Unwerthe ihrer Zeitgenossen, die nicht Stärke genug hatten, ihr Wagestück fürs Vaterland zu unternehmen, und von dem Beyfalle, den edlere Seelen ihrer That lächeln würden, — daß der Einfluß unverkennbar ist, den dieser Beyfall und jener Begriff auf sie hatte. Sie gefiel sich dabey so wohl, wenn sie sich mit den größten Charakteren aus der griechischen und römischen Geschichte verglich; sie hoffte mit so vieler Zuversicht in ihrem Reihen in den elysäischen

Feldern zu wallen; sie sorgte mit einer wahrhaft eiteln Beflissenheit dafür, daß ein treues Bild ihrer äusern Gestalt auf die Nachwelt käme; — lauter Züge, die wenigstens so viel beweisen, daß sie für den Reiz der Ehre sehr empfänglich war, und daß sie in sich die Ueberzeugung befestiget hatte, sie verdient zu haben.

Aber daß der Hinblick auf Nachruhm sie ausschliesend bestimmt habe, dünkt mich nicht behauptet werden zu können, ohne ihr auffallend unrecht zu thun, ja, die vorliegenden Thatsachen erlauben es nicht einmal, die besagte Erwartung nur als das Haupttriebwerk anzunehmen, zumal da uns jener andere Umstand, den ihr Apologet sehr treffend Exaltazion des politischen Fanatismus nennt, überall viel zu stark in das Gesicht springt, und alles viel zusammenhängender und begreiflicher macht, als Ehrsucht. Es beweißt schon dieß sehr viel für sie, daß man die Spuren der letztern in ihrem Benehmen absichtlich aufsuchen muß, wenn man sie finden will, die Spuren der erstern hingegen sich überall von selbst darbieten. Die lange Vorbereitung und die unerschütterliche Festigkeit ihres Entschlusses,

die

die Kaltblütigkeit, womit sie ihn ausführte, der verachtende Blick auf den Tod, der ihr in tausend Fällen gegen einen gewiß war, die unwandelbare Ueberzeugung von dem moralischen Werthe ihrer That, die daraus entstehende Ruhe und Sorglosigkeit, und der heitere, frohe Sinn, mit dem sie der Guillotine entgegen gieng, — alles dieß konnte bey weitem nicht durch bloßes Streben nach Ruhm gepflanzt und behauptet werden; alles dieß aber ist sehr konsequent und sehr natürlich, sobald man denjenigen Zustand der Seele annimmt, den Chaveau so wahr und so schön bezeichnet hat.

Charlotte hatte durch die Lektüre republikanischer Schriftsteller aus dem Alterthume ihren Geist genährt, und ihm eine unter ihrem Geschlechte ungewöhnliche Anhänglichkeit an das politische Interesse gegeben. Durch diese Lektüre faßte ihre Phantasie eine Menge schöner Bilder von bürgerlichen Tugenden und enthusiastischem Patriotismus auf. Sie sah' ihr Vaterland in einer Lage, wo sich jene Tugenden in ihrem schönsten Glanze zeigen konnten. Marat dünkte sich ein Cäsar, gegen den sich ein Brutus erheben müßte. Kühn und stark

genung zu seyn, um in die Fußstapfen des letztern zu treten — welch' erhabener Gedanke! welch' göttliches Bild für ihre Imaginazion! — welch' lockendes Ziel für ihre Ehrbegierde! — Sie wird hingerissen von dem Sturm dunkler Vorstellungen, über deren keine die Vernunft Licht zu ergiesen vermag, und ergreift den Mordstahl, in dem stolzen Bewußtseyn, daß in den Ebenen der Normandie noch eine Römerseele lebe, — und daß sie es sey!

Was war also Charlotte anders als eine — Schwärmerin, die als psychologisches Phänomen Beobachtung, — als Weib Bewunderung, — als moralisches Geschöpf — keine Verachtung, aber — Tadel verdient?

Leben Sie wohl, beste Freundin, und halten Sie mein Urtheil einer Prüfung werth, so unterlassen Sie es nicht, das Resultat derselben mitzutheilen

Ihrem rc. rc.

Anek-

Anekdoten und charakteristische Züge.

1.

Die gekrönte Liebe.

In der Mitte des funfzehenten Jahrhunderts lebte am Hofe des Landgrafen Ludwigs von Hessen ein biederer, fester Ritter, Herrmann Riedesel von der Brockenburg. Er liebte ein schönes, züchtiges Fräulein, Margrethe, die Tochter des alten Erbmarschalls Röhrig von Röhrenfurth. Aber ihrer Liebe lächelte keine Krone. Der alte Erbmarschall, unbeugsam in seinen Entschliessungen, und gefühllos gegen die Thränen seiner Tochter, beharrte unerschütterlich darauf, daß nicht der junge Ritter, sondern sein Nebenbuhler, der durch Reichthum und Ehrenstellen glänzte, die Hand des Fräuleins erhalten sollte. Riedesel bot alles auf, den Alten zu gewinnen; selbst der Landgraf sprach oft und stark für das Interesse der Liebenden. Der Erbmarschall war unerbittlich. „Die reiche Erbin meiner Güter — endete er jedesmal — soll nicht die Beute eines leichten Abentheurers werden.“

Einst war Herrmann in einem dichten Walde auf der Jagd. Plötzlich hört er um Hülfe schreyen. Seiner Ritterpflicht eingedenk, eilt er dem Geschrey des Nothleidenden entgegen. Wenige Schritte — und er erblickt den Vater seiner Dirne, von Räubern niedergeworfen, in der äusersten Gefahr, gemordet zu werden. Rasch stürzt er auf die Bösewichte los, haut gewaltig um sich mit seinem Schwerdte; — sie ergreifen die Flucht, und der zitternde Greis ist gerettet.

„Unbekannter Mann, sprach der Erbmarschall, heische von mir, und kein Lohn wird mir zu groß seyn, um dir deine Biderthat zu vergelten!"

Er kannte Riedeseln nicht; denn er war geharnischt, und hatte sein Haupt mit dem Helm umschlossen.

„Meine Bitte ist kühn, erwiederte der junge Ritter, aber du wirst sie mir nicht versagen. — Ich bitte dich um deiner Tochter Hand."

„Du sollst sie haben, sprach der Greis, so du anders von edlem Blute bist."

„Das bin ich, versetzte Riedesel, schloß den Helm auf, und warf sich dem staunenden

Röh=

Röhrig in die offenen Arme. Freudig zogen sie an das Hoflager des Landgrafen zurück, und brachten Margrethen die entzückende Kunde, daß nun alle ihre Wünsche erfüllt seyen. *)

2.

Ein Weib giebt die erste Idee zum Schweizerbunde. **)

„— Es saß zu Steinen im Schweiz ein ehrbarer Mann, eines alten und wappengemeßen Geschlechts, mit Namen Wernher von Staufachen, dessen Vater, Rudolf von Staufachen, vor dreißig Jahren Landammann zu Schweiz gewesen war, derselbig Wernher hat zu Steinen ein schön, neu Haus gebauen. Als aber Landtvogt Geißler dafür reit, fragt er ihn, wessen dieses Haus wäre?

*) Aus dieser Ehe stammt die ganze itzt florirende Familie der Freyherren Riedesel von Eisenbach ab, so wie auch die meisten Güter, die dieses Haus noch itzt in Franken und Hessen besitzt, durch Margarethen auf dasselbe kamen.

**) Jos. Simler vom Regiment der Eidgenossenschaft rc. S. 38.

re? Der Staufacher, der da wohl wußt', daß ihm der Landvogt aufsätzig war, von wegen, daß er allzeit dem Volk gerathen hat, sie sollten sich nicht ergeben an die Herren von Oesterreich, antwortet ihm: Herr, das Haus ist meines Herrn, des Königes, und euer und mein Lehn. Der Landtvogt sprach: ich bin an meines Herrn, des Königes statt, Herr in diesem Lande; ich will, daß ihr Bauern keine Häuser bauet, ohne mein Verwilligen, als ob ihr selbst Herren seydt, und ihr werdet es bald erfahren."

„Diese schmächliche Ant- und Dräuwort fasset Staufacher zu Herzen, und bekümmert sich sehr. Seine Hausfrau, die ein züchtig, weis und verständig Weib war, als sie sahe, ihren Ehemann bekümmert und angsthaft, auch die Ursach von ihm verstund, tröstet sie ihn, er sollte gute Hofnung haben, Gott der Herr, dem aller unbilliger Gewalt und Tyranney mißfalle, werde sie erhören, wenn sie ihn ernstlich anrufen. — Du weist, fuhr sie fort, *) daß sich eine Menge frommer Landleut in unserm Land auch

*) Tschudi.

auch ob des Landvogts Wütherey klagt, so zweifle ich nicht, dann daß viel biderber Landleute in Ury und Unterwalden auch das tyrannisch Joch drücke, wie man denn täglich hört, daß sie ihre Noth klagen. Darum wäre gut und vonnöthen, daß euer etliche, die einander vertrauen dörfen, heimlich zu Rath zusammen giengen, und Nachgedenken hätten, wie ihr des muthwilligen Gewalts abkommen möchtet, und einander verhießet beyzustehen, und bey der Gerechtigkeit zu schirmen, so würd euch Gott ohne Zweifel nicht verlassen, und die Unbilligkeit helfen dämmen. Fragte ihn darauf, ob er in den Ländern Ury und Unterwalden zu jemand achtbarer Kundschaft hätte, denen er vertrauen, seine Noth klagen, und wegen dieser Dinge Unterred haben dürfte. Er gab Antwort: Ja, ich kenn' allda fürnehme Herren-Leut, die mir insonders geheim, denen ich wohl vertrauen darf. Also gedachte Staufacher in ihm selbst, der Frauen Rath möchte nichts bös seyn, folgte ihr, fuhr gen Ury, und lag da etliche Tage still, zu losen, wie der gemeine Mann gesinnet wäre. — Da sah' er wohl, daß jedermann dem Vogt Geißler, nicht minder

dann

dann zu Schweiz, gehaßt war, und das um seines untragenlichen Hochmuths willen."

„Der Freyherr von Attinghausen, der Staufacher kennt, und dazumal Landammann war, klagt sich übel ob Vogt Geißlers Hochmuth, der da gebot, daß man seinem Huth Ehr anthät, wie einem Fürsten oder Herrn, und sprach: diese Tyranney möchte nicht länger erlitten werden. Aber Staufacher besorgt, er redete vielleicht solches, daß er ihn erfahren möchte, dürfte also sich gegen ihm nicht offenbahren. Er hatte aber einen vertrauten, alten Freund, mit Namen Walther Fürsten, dem eröfnet er sein Anliegen. Diese zween nahmen zu ihnen Arnolden von Melchthal aus Unterwalden, und rathschlagten mit einander, wie den Sachen zu thun wäre, und verbunden sich mit Eidespflicht zusammen, sie wollten einander helfen und rathen, daß diese Tyranney abgeschaft, und das Land wieder in seine vorige Freyheit gesetzt würde. Sie haben auch mit einander abgeredt, daß jeder daheim in seinem Lande fromme und verständige Leut zu ihm, und in diesen Bund aufnehme, die alle schwören, Leib und Gut dar-

zu-

zusetzen, daß jedermann möge kommen und bleiben bey seinen Rechten und aller Freyheit des Landes. Jedoch soll ein jeder thun alle Dienst, die er pflichtig und schuldig sey, dem Reich, den Gotteshäusern und jemands andern edlen und unedlen. Sie gelobten auch, diesen Bund heimlich zu halten, bis sie ihn gemeinlich in allen dreyen Waldstädten zumal offenbaren wollten. Es ward auch abgeredt, so etwas zu berathschlagen wäre, daß diese drey Männer, mit etlichen mehr Bundsgenossen, Nachts zusammen kämen, an einem Ort am Urner See, genannt im Bauer oder im Grütli; und hat also die Eidgenoßschaft ihren Anfang genommen von diesen drey Männern, Walthern Fürst von Ury, Wernhern Staufacher von Schweiz, und Arnolden im Melchthal, von Unterwalden." —

3.

Was man nicht durch Liebe vermag!

Die Verschwornen, welche sich miteinander verbunden hatten, das Joch, das die oesterreichische Tyranney auf die Hälse der freyen Schweizer gelegt hatte, abzuwerfen, waren un-

ter sich übereingekommen, am neuen Jahrstage loszubrechen, und mit Eroberung der Burgen, auf denen die Landvögte hausten, zu beginnen. Ein festes Schloß lag im Lande Unterwalden, auf einem unzugänglichen Felsen, und Rotzberg war der Name desselben. Die armen, unbewehrten Leute konnten es nicht mit Gewalt hinwegnehmen; aber List erreicht oft schneller und leichter die Zwecke, die man durch die erstere bezielet.

Es war unter den Bundsgenossen ein muthiger, frommer Jüngling, voll Freyheitssinnes und Eifers für die gute Sache. Dieser liebte eine von den Dienstmägden des Landvogtes, und ward oft von ihr, wenn er ihr einen nächtlichen Besuch abstatten wollte, an einem Seile in die Burg hinaufgezogen. Mit zwanzig wohlgerüsteten Männern erschien er in der Neujahrsnacht am Fuße des Felsen, und schon harrte seiner seine Dirne, mit der er sich verabredet hatte, ohne ihr seine Absicht zu entdecken, mit dem Seile. Sobald er in ihre Kammer gestiegen war, schlich er, unter einem erdichteten Vorwande, hinweg, und brachte auf dieselbe Weise

einen seiner Genossen durch ein anderes Fenster in die Burg. Dieser öfnete, während der Liebhaber guter Dinge mit seiner Dirne war, die Pforte; die Verschwornen drangen hinein, und der Vogt ward mit all' seinem Gesinde von ihnen gefangen genommen. In wenigen Tagen sah' man die Burg in einen Steinhaufen verwandelt, und all' die, die es mit der Sache der Freyheit nicht redlich meinten, über die Gränze verjagt.

4.

Eine edle Antwort.

Die Königin Christine von Schweden ließ den bekannten französischen Schriftsteller Scudery wissen, daß es ihr sehr angenehm wäre, und daß er auf eine große Belohnung rechnen dürfe, wenn er ihr das Gedicht Alarich dediciren würde; nur müßte er den Lobspruch, den er dem Herrn de la Gardie, den die Königin haßte, darinn ertheilt hatte, ausstreichen. — „Ich zerstöhre nie den Altar, auf dem ich geopfert habe!“ — erwiederte Scudery. — Welche Demüthigung für Christinens Eitelkeit!

5.
Ein Seitenstück zum Vorhergehenden.

Der edle Menschenfreund Howard hatte mit einer unermüdeten Thätigkeit den größten Theil seines Lebens dazu verwandt, die Gefängnisse, Hospitäler und Lazarethe in allen Ländern von Europa zu untersuchen, und durch die auf seine Beobachtungen gebaute Vorschläge, das Elend der unglücklichen Bewohner dieser Anstalten zu mindern. Er erklärte dem Kaiser Joseph geradezu, daß er die Verwaltung der Hospitäler in seiner Monarchie äuserst schlecht gefunden habe, und daß besonders die Gefangenen über alle Beschreibung unbarmherzig behandelt werden. „Ich, sagte der Kaiser, setze die Uebelthäter gefangen, und in Ihrem Vaterlande hängt man sie zu Dutzenden auf. Es fragt sich, welches von beyden menschlicher sey?“ — O — erwiederte Howard — ich wollte tausendmal lieber in England gehangen werden, als in den Staaten Eurer Majestät nur vier Wochen gefangen sitzen! —

„Warlich — sagte Joseph einem andern neben ihm stehenden Engländer — dieß kleine Männchen schmeichelt nicht!“

6.
Die glückliche Entdeckung.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts zog der schwäbische Graf von Marstetten, der den Zunamen der Möringer führte, ins ferne Asien, um an den Gräbern Jesu und der ersten Bekenner des Evangeliums die Sünden abzubüßen, die er begangen hatte. Er hinterließ eine junge Gattin, und eine einzige Tochter, die Erbin aller seiner Güter. Sieben lange Jahre waren dem harrenden Weibe schon dahin geflossen, und noch war der fromme Gemahl nicht zurückgekommen. Sie schickte gegen alle vier Winde Späher aus, ihn zu erfragen; aber keiner gelangte auf seine Spur, und alle bestärkten sie in der Vermuthung, daß er entweder von den Heiden erschlagen, oder von dem Meere möchte verschlungen seyn.

Es ward dem Weibe zu traurig, so einsam zu leben auf ihrer Burg, und die Freuden der Liebe nicht mehr zu schmecken in den schönsten Tagen ihres Alters. Graf Berchtold von Neuffen, ein junger, rüstiger Ritter, entbrannt von Liebe gegen sie, und wie sie wähnte, ihrer

ihrer Gegenliebe nicht unwürdig, war kühn genug, um ihre Hand zu freyen. „Sobald du mir Gewißheit verschaffest, sprach die Gräfin, daß mein Gatte gestorben sey, so erhältst du meine Hand." Was konnte Berchtolden leichter seyn, als diese Bedingung zu erfüllen?

Im lauten Jubel, beym Becher und im frohen Getümmel des Reigens feyerten Ritter und Knechte, Fräulein und Zofen, den Vermählungstag auf dem Schlosse zu Buoch. Am Abend des Tages, mit dem Untergange der Sonne, kam in der Mühle, unten am Fuße des Schloßberges, ein armer Pilger an, ausgemergelt von den Mühseeligkeiten der Reise, trüben Blickes und hagerer Gestalt. Er erkundigte sich nach der Ursache des Freudenfestes auf der Burg. „Unsre gnädige Frau, sagte ihm der Müller, macht heute Hochzeit mich Berchtolden von Neuffen, nachdem ihr erster Ehemann auf dem Zuge ins heilige Land verschieden ist."

Eiligst flog der Pilger den Schloßberg hinan, und drang, trotz aller Widerrede, in den Saal, wo die Braut unter einer Menge ehrbarer Herren und Frauen am Tische, von den

Armen ihres Buhlen umschlungen, saß. Unversehens warf er einen Ring in ihren Becher. Sie wollte trinken. „Halt, sprach sie, was find ich hier, — sie nahm den Ring heraus — „Gott und alle Heiligen — ruft sie aus — wo der Ring ist, muß er auch seyn! — Sehet — der Ring, den der Graf mit ins heilige Land genommen hat!“ Staunend starrten sich die Gäste an. „Kennst du mich nicht mehr, mein trautes Weib?“ spricht eine leise Stimme hinter dem Stuhle. Sie wendet sich um. Sie sinkt in seine Arme. Sprachlos ist der Liebenden Entzücken; — stumm des betäubten Bräutigams Schmerz.

„Du sollst nicht getäuscht seyn, Berchtold von Neuffen, — sprach der Möringer; — konntest du die Mutter lieben, so wirst du auch die Tochter nicht verschmähen. In wenigen Jahren wird sie mannbar seyn; dann nimmst du sie hin, und mit ihr nach meinem Tode alles Gut, was ihr zufallen wird von dem Meinen.“ *)

*) Im Jahre 1154. ließ der Möringer Berchtolden seine Tochter antrauen, und

Unaussprechlich war aller Freude, und trunken von Lust, leerten die Ritter die vollen Humpen auf das Wohl des Möringers und seines Weibes, und auf des Neuffers und seines Fräuleins Wohl.

7.

Weiberrache.

Pompejus Planta, ein graubündischer Edelmann, fiel im Anfange des sechzehenten Jahrhunderts bey seinen Landsleuten in den Verdacht, daß er es auf Kosten des Vaterlandes mit den Feinden halte, und mit verrätherischen Absichten schwanger gehe. Sie forderten ihn deßhalb vor ihr Gericht; aber statt

gab ihm sogleich Marstetten und Weissenhorn, mit der Bedingung, sein Stammwappen zu führen. Ihre Nachkommen starben im Jahr 1349. aus, da denn die besagten Güter an Baiern fielen. Nach dem Tode Georgs des Reichen kamen sie an Oesterreich, und wurden von hier an die Grafen von Fugger verkauft, die sie noch heut zu Tage besitzen.

zu erscheinen, entfloh er, bestättigte dadurch den gegen ihn gefaßten Argwohn, und wurde dadurch in die Acht erklärt. Georg Jenats, sein erbittertster Feind, der aus einem reformirten Prediger der Anführer eines kleinen Trupps republikanischer Soldaten geworden war, harrte sehnlich auf eine Gelegenheit, das Vaterland an ihm zu rächen. Er hatte kaum gehört, daß er sich auf dem Schlosse Rittberg, hinter der feindlichen Armee, aufhalte, als er sogleich mit wenigen entschlossenen Männern aufbrach, glücklich durch das spanische Lager hindurch schlich, und in der besagten Burg anlangte. Planta stand mit bloßem Schwerdte bereit, sich zu vertheidigen. Aber die Verbundenen wurden leicht seiner Meister, warfen ihn nieder, und Jenats hieb ihm, vermittelst eines Beils, den Kopf mit einem so gewaltsamen Streiche ab, daß man die dadurch in den Fußboden geschlagene Ritze noch itzt auf dem Schlosse zu Rittberg zeigt.

„Ich bin nur ein Weib, sprach Planta's Tochter, Lukrezie, als sie die Nachricht von ihres Vaters Tod vernahm, — aber ich werde dem Mörder seinen Lohn nicht schuldig bleiben.“

Es flossen viele Jahre dahin; Lukrezie trat in neue Verhältnisse; sie wurde Gattin und Mutter; — aber ihre Rache erlosch nicht.

Einst in einer Nacht war Jenats zu Chur auf einem Balle. Lukrezie ließ ihn unter einem verdächtigen Vorwande herunter rufen. Sie wartete seiner unter der Thüre des Hauses, mit demselben Beile bewafnet, womit er ihren Vater getödtet hatte. Jenats tritt heraus. Sie erhebt das Mordwerkzeug. „Empfange deinen Lohn, Verbrecher!" zürnt sie, und schlägt ihn nieder.

Zur Versöhnung des Himmels stiftete die Bluträcherin eine jährliche Pfründe von 300 fl. auf ewige Zeiten, für die Kirche und die Armen des Orts, in dem ihr Vater getödtet war, welche noch itzt von der Familie der Trawersche von Ortenstein, in welche Lukrezie geheurathet hatte, bezahlt wird. Im Schlosse zu Ortenstein wird auch noch das Beil gezeigt, unter dem Planta und Jenats gefallen sind.

8.

Kindestreue.

Der durch seine Tapferkeit und seine edle

Denkungsart gleich berühmte preußische General Ziethen stammte aus einem armen adelichen Geschlechte ab. Seine Mutter lebte als Wittwe in den dürftigsten, hülflosesten Umständen; er selbst aber diente als Page am Hofe des Königes. Da sein Gehalt zu klein war, als daß er sie von demselben hätte unterstützen können, so versah er gewöhnlich die Nachtwachen für seine reichern Kameraden im königlichen Vorzimmer, und was er dadurch verdiente, schickte er seiner Mutter treulich zu.

Einst, als eben Ziethen wieder den Dienst eines andern vertrat, hatte der König eine schlaflose Nacht. Er klingelte, er rief dem Pagen; aber es erschien niemand. Er stand auf und gieng ins Vorzimmer, um zu sehen, ob niemand da wäre. Er fand Ziethen, in festen Schlaf versunken am Tische sitzen, und vor ihm folgendes Briefchen:

„Itzt, meine beste, geliebteste Mutter, ist „schon die dritte Nacht, da ich für Geld die „Wache habe. Kaum kann ichs mehr aus„halten. Indeß freu' ich mich, daß ich nun „wieder zehn Thaler für Sie verdient habe, „welche ich Ihnen hiebey überschicke."

Der König, innig gerührt durch diese schöne Probe kindlichen Sinnes, gieng in sein Kabinet, holte zwo Rollen mit Dukaten, steckte sie dem Jünglinge in die Tasche, und ließ ihn fortschlafen.

Als Ziethen erwachte und das Geld bey sich fand, war er, da ihm der Geber desselben keinen Augenblick verborgen bleiben konnte, vor Freude und Schrecken auser sich. Vor Schrecken, weil ihn der König in einer Nachläßigkeit in seinem Dienste überrascht hatte, vor Freuden, weil er sich in den Stand gesetzt sah, seine arme Mutter so reichlich unterstützen zu können. Sobald der Monarch erwacht war, bat er ihn um Vergebung, und dankte ihm für das Geschenk. Dieser lobte ihn wegen seiner edlen Gesinnung, ernannte ihn auf der Stelle zum Offizier, und ließ ihm eine hinreichende Summe auszahlen, um sich für seine neue Stelle equipiren zu können.

9.

Sklaventreue.

„Wer staunt nicht über die Treue, die ein Sklave des Urbinius Panopio bewieß? — Als er hörte, daß die Soldaten, die bereits

von

von treulosen Hausgenossen unterrichtet waren, auf dem Stratinischen Landgute angekommen seyen, um seinen in die Acht erklärten Herrn zu ermorden, so verwechselte er mit diesem sein Kleid und seinen Ring, führte ihn heimlich zur hintern Thüre hinaus, setzte sich in seinem Schlafzimmer auf sein Bett nieder, und ließ sich, als wär' er Panopio selbst, niedermachen." *)

10.

Ein Edler, wie es wenige giebt.

„Herr, euer Geld, oder ich drücke los!" — Mit diesen Worten und einer gespannten Pistole in der Hand, fiel in einer Abendstunde ein Räuber den Parlamentsrath von Sallo auf offener Straße in Paris an.

„Freund, erwiederte Sallo, ihr kommt an den Unrechten. Ihr werdet euch an mir nicht bereichern. Drey Pistoletts (12 Rthlr.) ist mein ganzer Vorrath. Hier habt ihr sie!"

„Es ist genug für mich," sprach der Räuber, nahm das Geld und entfernte sich.

*) Valer. Max. VI, 8.

Das Benehmen dieses Mannes fiel dem Parlamentsrathe auf. Er hatte ihn mit großer Schüchternheit angesprochen; zitternd hielt er die Pistole in der Hand; furchtsam zog er sie zurück. Diese Umstände schienen ihm zu beweisen, daß er kein Dieb von Profeßion, sondern gezwungen durch drückende Noth seyn dürfte. Dieß war um so wahrscheinlicher, da eben damals — es war im Jahre 1662. — ein langwieriger und schrecklicher Hunger in Paris herrschte. — Er befahl dem einzigen Bedienten, den er bey sich hatte, den Räuber von Ferne zu verfolgen.

Er trat an einen Beckerladen, kaufte sich Brod, und ließ eine von Pistoletten wechseln. — Nicht weit davon gieng er in ein Haus. Der Bediente verließ ihn nicht. Vier Treppen hoch trat er in ein Zimmer, das blos vom Mondenlichte erhellet war, und wo eine Frau und einige Kinder, von Noth und Elend ausgemergelt, herumsaßen. Mit einem Strome bitterer Thränen warf er das Brod auf den Tisch, und sprach schluchzend: „Da esset. — O ein theures Brod! Esset euch nun satt, und höret auf, mich zu quälen. Dieß Brod bringt mich an den

Gal=

Galgen, und ihr seyd schuld daran." — Heißhungerig fielen die Kinder darüber her, und die Frau weinte mit ihrem Gatten.

Mit dem Anbruche des folgenden Tages begab sich Sallo mit seinem Bedienten, der ein Zeuge dieses Schauspiels gewesen war, in das Haus des Räubers. Er erkundigte sich im ersten Stockwerke nach seinen Umständen. „Der Mann im vieren Stockwerke, hieß es, sey ein ehrlicher, arbeitsamer, dienstfertiger Mann, und seines Handwerkes ein Schuhmacher. Aber er sey auser Standes, mit seiner Hand seine zahlreiche Familie in dieser harten Zeit zu ernähren, und deßhalb geh' es ihm mit den Seinigen sehr kümmerlich!"

Sallo gieng hinauf, und geradezu in sein Zimmer. Der erste Blick sagte dem Armen, daß dieß der nämliche sey, den er am Abend zuvor beraubt hatte. Er sank auf die Knie nieder, und bat um Vergebung und Erbarmen.

„Seyd zufrieden — sprach der edle Menschenfreund, — und unbesorgt. Ich komme nicht, euch unglücklich zu machen. Aber soviel versichere ich euch, ihr treibt ein gefährliches Handwerk, und wenn ihr damit fortfahrt, werdet

det ihr euch in kurzer Zeit ins Verderben stürzen. Ich weis, ihr seyd ein Schuster. Hier habt ihr dreyßig Louisd'ors. Die geb' ich euch zum Geschenke. Kaufet Leder dafür, und verdienet von nun an durch Arbeit, was ihr für euch und eure Kinder gebraucht.“ —

11.

Unrecht bleibt Unrecht.

Der Herzog von Bourbon war gegen seinen König, Franz den ersten von Frankreich, treulos geworden, und zu der der Armee seines Feindes, des Kaisers Karls des Fünften, übergegangen, wo ihm zum Lohne seiner Verrätherey der Feldmarschallsstab zu Theil ward. Als er nach der Schlacht bey Pavia, wo es ihm gelungen war, Franzen aufs Haupt zu schlagen, und sogar gefangen zu nehmen, mit allem Stolze und allen Erwartungen eines Siegers an Karls Hof nach Madrid zurück kam, ward seine Untreue von allen Großen der Residenz dergestalt verabscheut, daß ihn keiner in sein Haus aufnehmen wollte. Der Kaiser verlangte deßhalb vom Marquis von Villane, daß er ihm seinen Pallast einräumen

men sollte. — „Ich kann, sagte dieser, den Befehlen Euer Majestät nicht widerstehen; aber sobald Bourbon mein Haus verlassen haben wird, werd' ich es verbrennen. Denn wo der Meineid gewohnt hat, kann kein ehrlicher Mann mehr wohnen."

12.

Ein derber Wahrheitsprediger.

Johann Peter Camus, der von Heinrich dem vierten zum Bischoffe von Belley ernannt wurde, eiferte mit der unbefangensten Offenheit für alles, was er für gut und wahr hielt, und sprach gegen das, was ihm Thorheit oder Laster dünkte, mit einer Stärke und Freymüthigkeit, die nicht selten an das Unanständige und Pöbelhafte gränzte. Diesen Ton erlaubte er sich insonderheit in seinen Predigten. Als er einst in Gegenwart der Reichsstände, am ersten Adventssonntage 1614. öffentlich sprechen mußte, trug er kein Bedenken, den Repräsentanten der Nazion ganz unumwunden zu sagen: „Was würden unsre Väter gesagt haben, wenn sie gesehen hätten, daß „richterliche Aemter von Weibern und Kindern „in

„in der Wiege verwaltet werden? Was bleibt „nun noch übrig? Nichts weiter, als daß man, „gleich jenem alten Kaiser, Pferde in den Se„nat treten lasse. Und warum geschieht das „nicht? Weil so viele — Esel in demselben er„scheinen.“

Doch wußte Camus auch leiser zu treten. Als er einst vor einem gewissen Erzbischoffe predigte, redete er ihn also an: „Gnädiger Herr! „wenn ich mir Ihren Kopf vorstelle, glaube ich „immer eine große Bibliothek zu sehen. Auf „der einen Seite sehe ich die Schriften des heili„gen Augustin und des heiligen Hierony„mus; auf der andern die Bücher des heiligen „Cyprian und des heiligen Chrysostomus, „und — einen weiten Platz, um noch andere „hineinzustellen.“

Gegen niemand eiferte er aber, sowohl in seinen Predigten als in seinen Schriften, heftiger als gegen die Mönche seiner Zeit, die ihm durch ihre Unthätigkeit und verdorbenen Sitten, ganz von dem Zwecke ihres Berufs abgekommen zu seyn schienen. Er nannte einst in einer Predigt, die er bey den Franziskanern hielt, frey und trocken, die Söhne des heiligen Franzis-

ziskus einen Haufen von 40000 Faullenzern. — Dadurch setzte er alle Orden gegen sich in Bewegung, und sie ließen kein Mittel unversucht, theils ihn zum Stillschweigen zu bringen, theils sich an ihm zu rächen. Sie wandten sich deßhalb auch an den damaligen Minister, den Cardinal Richelieu, und bestürmten ihn unaufhörlich, den verhaßten Mann zur Ordnung zu bringen. Richelieu, um des Dringens der lästigen Mönche los zu werden, machte ihm Vorstellungen. „Ich finde an euch, mein lie„ber Bischoff, sagte er ihm, gar nichs zu ta„deln, als nur die heftige Hitze, womit ihr ge„gen die Mönche zu Felde zieht. Auser dem „würde ich euch kanonisiren, wenn ich könnte." —„ Ach, daß Sie es könnten, erwiederte Camus, dann hätten wir beyde unsern Wunsch erreicht. Sie würden dann Pabst, und ich ein Heiliger seyn." —

Die Geschichte meiner Muhme.

Ich war noch ein kleiner Knabe, als einst ein mir unbekannter Mann, den ich zuvor nie gesehen hatte, und auch nachher nicht mehr sah, in das Haus meiner Aeltern kam. Sein Bild ist mir bis auf diese Stunde vollkommen gegenwärtig geblieben, und ich kann die Vorstellung desselben nie erneuren, ohne zugleich die wehmüthigsteu Empfindungen in mir zu erwecken. Der Mann schien so redlich und unschuldig, und sah' sich damals von einem Mißgeschicke getroffen, das beynahe das bitterste war, das ihn hätte treffen können. Könnt' ich ihn doch mahlen, wie er da saß, den Arm auf das Klavier gestützt, die Füße übereinander geschlagen, mit schwermüthigem, auf die Erde geheftetem Blicke, und zu wiederholten malen sein trauriges Stillschweigen unterbrechend, mit dem Ausrufe: Rosine, Rosine, — wie schändlich lohntest du meiner treuen Liebe!

Seine Ankunft hatte das ganze Haus mit Kummer und Thränen erfüllt. Mein Vater reißte sogleich auf einige Tage hinweg, und als er wieder kam, entfernte sich der Fremde. Er

schloß

schloß mich oft mit Heftigkeit in seine Arme, und sprach immer dazu: O Unschuld des Kindesalters! Nur in dir täuscht man sich nicht! — Dadurch gewann er mein ganzes Herz, und ich weinte oft mit ihm, ohne eigentlich zu wissen warum? Denn meine Mutter, die ich gewöhnlich über Dinge, die meinem Vorwitze nach dunkel schienen, zu befragen pflegte, hatte mir, troz all' meiner dringenden Erkundigungen, nur die sehr unbestimmte Auskunft gegeben, daß der Oheim — so hieß man mich den Fremden nennen — einen Schatz von größtem Werthe verlohren habe. Ich hatte kurz zuvor eine bleierne Sackuhr verlohren. Ich war also im Stande, mit dem Unglücklichen zu fühlen. O welch' ein heißer Strom von Thränen entdrang meinen Augen, als mir meine Mutter sagte, daß hundert tausend Sackuhren eine Kleinigkeit gegen den Verlust des armen Oheims seyen.

Allmählich gieng mir ein helleres Licht über seine Geschichte auf. Ich hörte oft bey Tische, oder wenn ich Abends bey meinen Aeltern im Schlafzimmer saß, von derselben reden, und faßte so nach und nach alle einzelne Züge und

Umstände auf, um den ganzen Gang der Ereignisse, worüber der liebe Mann so bitter klagte, übersehen zu können.

Er war ein angesehener und sehr wohlhabender Bürger in einer großen Reichsstadt des südlichen Deutschlandes, und trieb einen ausgebreiteten Handel. Er hatte in dem Komtoir meines Großvaters viele Jahre mit Treue und Redlichkeit gearbeitet, und zum Lohne seiner Dienste die Hand seiner einzigen Tochter, der Schwester meines Vaters, empfangen. Freylich scheint die Liebe an dieser Verbindung weniger Antheil gehabt zu haben, als es recht ist; wenigstens hörte ich oft sagen, daß Rosine ihre nachherigen Verirrungen immer mit der Entschuldigung beschöniget habe, daß sie gezwungen worden sey, ihre Hand einem Manne zu geben, den sie freywillig nie gewählt haben würde.

In ihren beyderseitigen Charakteren war allerdings nicht die mindeste Harmonie. Der Oheim war ein ernster, arbeitsamer, stets über seine Geschäfte spekulirender Mann, der für den frohen Genuß des Lebens ganz erstorben schien, uud sein höchstes Glück in der ungehemmten

Betreibung seiner merkantilischen Thätigkeit fand. Die Muhme hingegen war ein rasches, feuriges Mädchen, voll Stolz auf ihre Reize, und unermüdet, sie durch künstlichen Schmuck zu erheben. Sie liebte die rauschenden Freuden der Jugend, und strebte nach nichts mehr, als nach der Bewunderung und den Lobsprüchen der Männerwelt, und nach dem Neide der Weiber. Dabey ward ihre Einbildungskraft durch empfindelnde Lektüre aus dem Geleise gehoben, und auf erträumte Ideale geheftet, die man im wirklichen Leben so vergebens sucht, als geflügelte Pferde oder Sirenen.

Mein Großvater war der Meynung, daß gerade der Oheim wegen seiner Festigkeit und Besonnenheit der rechte Mann sey, den unbeständigen, schwankenden Charakter des Töchterleins ins Gleichgewicht zu bringen. Aber er hatte fehl geschlossen, und den guten, treuen Diener, freylich ohne seine Absicht, jämmerlich betrogen. So warm dieser auch Rosinen liebte, so fand er doch keine Gegenliebe, sondern Kälte, und am Ende sogar Verachtung. Er war das gerade Gegentheil der süßen, schwärmenden, schmelzenden Männerchen, deren Bil-

der in den Lieblingsbüchern des Mädchens so bezaubernd dargestellt waren; er blieb gleichgültig bey den Thränen, die sie in den schwermüthigen Klang ihres Klaviers weinte; er sprach nie von Götterliebe, von Engelsschönheit und von Selbstmord; und war so ganz ohne Geschmack und ohne Gefühl, daß er nie das Rosenroth ihrer Wangen, den Silberton ihrer Stimme und die Grazie ihres Wuchses bewunderte. Den größten Theil des Tages brachte er an seinem Schreibtische zu, und kam er zu ihr aufs Zimmer, so ließ er es, statt zu ächzen und zu streicheln, bey einem bloßen kalten Händedruck bewenden.

Meine Muhme erzählte es in allen Kaffeegesellschaften und auf allen Bällen, daß ihr der trockenste Mann in der ganzen Welt zu Theil geworden sey, der in seinem Komtoir an seine Bücher geheftet, allen weiblichen Werth und alle Empfänglichkeit für die Freuden des Lebens verlohren habe. Das liessen sich die jungen Herren aus der Nachbarschaft nicht zweymal sagen. Es erfolgten Besuche über Besuche. Man machte seine Aufwartung in den Morgen- und in den Abendstunden an der Toilette. Man

be-

beneidete sich um Rosinens Gunst. Sie erschien, von ihren Anbetern umgeben, bey allen Lustparthien in der Stadt und auf dem Lande. Ihre Eitelkeit und ihre Empfindsamkeit fanden von Tag zu Tag mehr Nahrung. Ueberall ward sie, je nachdem sie unter Menschen kam, als ein Weib von einem zweydeutigen Charakter, bald aufgesucht, bald verachtet. Ihr Leichtsinn wurde bald zum Stadtgespräche. Sie setzte sich über alles hinweg, weil sie alles zu ihrem Vortheile erklärte, und fühlte sich in ihrem Traume glücklich. Der gute Oheim aber saß — weil man den Menschen selten mehr Böses zuzutrauen pflegt, als man selbst zu begehen fähig ist — ruhig an seinen Büchern, und dachte: mußt' dem jungen Weibe doch auch eine Freude gönnen.

Das junge Weib war aber nicht immer so flatterhaft in der Begünstigung ihrer Anbeter; sie wußte auch, wie ihr nun sogleich sehen werdet, treu und fest zu lieben, und sich, wenigstens eine Zeitlang, mit einem einzigen Günstling zu begnügen. Es lag ein preussischer Kapitän in ihrer Stadt auf Werbung. Er sah sie

das erste mal auf einem Spaziergange, am Arm seines beßten Freundes, und sie erschien ihm hier so reizend und so liebenswürdig, daß er sogleich den Anschlag faßte, jenen aus seinem Besitze zu verdringen. Ich weis nicht, war der besagte Freund ein Mann von ungewöhnlicher Großmuth, oder ein dummer Pinsel, oder seiner Liebschaft überdrüßig; kurz, er bahnte dem Kapitän selbst den Weg zu Rosinen, und sie stand harrend am Ende desselben, um ihn mit offenen Armen zu empfangen. Der Preusse war der rechte Mann für sie; — ein ächter Held aus der Romanenwelt, stark und schwach, groß und klein, trotzig und verzagt, heute voll Himmelsseeligkeit, Morgen voll Höllenschwermuth, — kurz, ganz so, wie Rosine auch war, und wie die sublimirten Geister aus der neuen Schule der Empfindung alle sind. Man schwur sich ewige Treue, man schrieb sich Briefe in der Siegwartssprache, man unterzeichnete sie mit Blut, man lud Pistolen, und — hieng sie an die Wand, man trieb, mit einem Worte, all' das Leib und Seel durchschneidende Spiel, das unsere jungen Herren und Damen von dem Klostergärtner, der auf dem Grabe seiner Auserkohr-

erkohrnen aus lauter Liebe verschmachtet ist, gelernet haben.

Aber Himmel, welch' ein Donnerschlag rollte von Norden her! — Der verliebte Ritter sollte, so schnell als möglich, zu seinem Regimente zurückkehren. Doch wer weis nicht, daß die Liebe unüberwindlich ist, und stark wie der Tod? — „Uns soll nichts mehr trennen, selbst der Tod soll uns nicht trennen; denn dem Ueberlebenden bleibt noch Gift und Dolch," versicherte man sich hinüber und herüber. — „Ich fahre mit dem Kapitän aufs Dorf," rief Rosine dem argwohnslosen Gatten ins Komtoir. „Komme gesund wieder, liebes Kind!" rief er zurück; — aber wie auf Flügeln giengs über die Berge, den Ufern der Spree entgegen, und fort war Rosine auf immer. Damals erst fielen dem guten Oheim die Schuppen von den Augen; damals kam er in mein älterliches Haus, um Rath und Trost zu holen; damals war es, als er im gerechten Gefühle der Niederträchtigkeit seines Weibes so oft ausrief: Rosine, Rosine, wie schändlich lohntest du meiner treuen Liebe!

Es verflossen viele Jahre, ohne daß man etwas Zuverläßiges von dem Schicksale der entlaufenen Muhme erfahren konnte. Ich weis nicht, war es Furcht vor den gerechten Vorwürfen, die sie erwartete, oder Gleichgültigkeit gegen die Menschen, mit denen sie natürliche und sittliche Bande bisher verknüpft hatten; sie schrieb kein Wort weder an meinen Vater noch an meinen Oheim. Der letztere überlebte dazu ihre Flucht nicht lange. Er war zuvor schon ein zu kränkelnder und hypochondrischer Mann gewesen, als daß eine Beleidigung, die sein Herz und seine Ehrliebe in gleichem Maaße traf, hätte ertragen können. Einige unsichere Gerüchte sagten uns, der Kapitän habe sich mit ihr nach seiner Zurückkunft trauen lassen, sie aber bald darauf aus Ueberdruß und Eigennutz an den Obersten seines Regiments abgetreten. Sie spiele eine große Rolle in ihrem Cirkel, vermöge alles über ihren Liebhaber, und habe ein Glück gemacht, um das sie viele gute Menschen in dem nämlichen Grade beneiden, indem sie die Mittel, durch die sie dazu gelangte, verabscheuen. Mein Vater hörte alles, was von ihr gesagt ward, mit der Empfindung an, womit wir

uns an Freunde zu erinnern pflegen, die sich unserer unwürdig gemacht haben, und bemühte sich, eine Schwester zu vergessen, die er verachtete.

Endlich, es war wenige Wochen nach meiner Zurückkunft von der Universität, ward meinem Vater ein Brief von der Post, mit dem Siegel und der Unterschrift der vergessenen Schwester, eingehändigt. Es war ein großer, langer Brief, der eine detaillirte Erzählung alles dessen enthielt, was wir bisher nicht recht, oder gar nicht gewußt hatten. Im ganzen wurden die Gerüchte bestättiget, die uns zu Ohren gekommen waren; nur war, begreiflich, alles so gestellt, daß so wenig Schatten als möglich auf den Charakter der Erzählerin fallen konnte. Der Oberst war, wie sie am Schlusse des Briefes bemerkte, gestorben, und hatte sie zur Erbin des größten Theils seines Vermögens eingesetzt. Ich sehe mich nun, fuhr sie fort, für mein künftiges Leben geborgen, und hoffe, der Herr mag mich nun früh oder spät aus diesem Jammerthale rufen, soviel von dem mir bescherten Segen zu hinterlassen, daß dadurch der Wohlstand meiner nächsten Verwandten um ein

Beträchtliches gehoben werden kann. Du bist alt, mein liebster Bruder, dich werde ich wohl nicht mehr sehen; aber du würdest mir eine grosse Freude machen, wenn du deinen jüngsten Sohn hieher schicken möchtest. Ich lege hier eine Banknote bey, die zur Bestreitung der Reisekosten zureichen wird. Erfülle meine Bitte, und sey versichert, daß ich ihn eben so freundlich aufnehmen werde, als Raguel den jungen Tobias aufnahm, als er zu ihm gen Rages kam."

Der Ton, in dem dieser Brief geschrieben war, interessirte uns anfänglich beynahe noch mehr als sein Inhalt; denn er bewieß auf eine nur allzuhandgreifliche Weise, daß auch in der Person der werthen Muhme das alte Sprüchwort bestättiget werde, das den Uebergang von der Verliebtheit zur Andächteley für natürlich und allgemein erklärt. Sie hatte auch durch diesen Ton mehr bey uns verlohren als gewonnen. Denn gieng er ihr von Herzen, so erschien sie als eine Närrin, die durch einen sinnlosen Klingklang von Worten das zu ersetzen glaubte, was ihr an wahrem Werthe gebrach; war er aber erkünstelt, so trat sie als eine

Heuchlerin auf, die eine Maske annimmt, um ihre Flecken damit zu bedecken. Mir kam es vor, als wären in ihr die beyden besagten Züge zusammen geflossen, um den dritten zu bilden, den wir Pharisäism oder Frömmeley nennen.

Aber der Segen, den der Herr ihr beschert hatte, und die Hofnung, ihn einst in unserm Hause einzusammlen, war doch ein Punkt, der nicht so schlechthin hinweg geworfen zu werden verdiente. Das Geschehene ließ sich einmal nicht ungeschehen machen, und ihr Anerbieten konnte auch angenommen werden, ohne daß die strenge Rechtschaffenheit meines Vaters verletzt worden wäre. Eine große Reise war dabey für einen Jüngling von meiner Lebhaftigkeit und Wißbegierde ein zu reizender Gegenstand, als daß ich mich nicht hätte bemühen sollen, jede Schwierigkeit, die von den Meinigen gemacht wurde, beyseite zu räumen. Mein Vater beantwortete den Brief der Muhme in dem ernsten, männlichen Tone, der seiner würdig war. Er verschwieg keine der Empfindungen, die ihre treulose Flucht in ihm, in ihrem Gatten und in allen gutdenkenden Menschen erregt hatte, bestrafte ihren Leichtsinn und ihre Ungerechtigkeit,

ermunterte sie, die Verirrungen ihrer Jugend so viel möglich wieder gut zu machen, und erklärte ihr seine Bereitwilligkeit, alles, was sie besitze, zu entbehren, wenn sie sich für verpflichtet halte, es auf eine andre wohlthätige, edle Art anzuwenden. Diese Erklärung war keine Maske der Habsucht. Denn mein Vater war gegen jeden Gewinn, der nicht durch eigene Thätigkeit gemacht ward, ziemlich gleichgültig, und schätzte nicht sowohl das erworbene Gut, als die Kraft und die Gesinnung, durch die es erworben war. — Die fromme Muhme beantwortete auch diesen Brief in demselben Geiste, den der erstere geathmet hatte, und ich reißte ungesäumt ab.

Als ich in der großen Stadt angekommen war, in der sie lebte, mußte ich einen ganzen Tag vergebens umher laufen, weil mir niemand ihre Wohnung sagen konnte; denn ich selbst hatte, unter den Zurüstungen auf die Reise, die Bezeichnung derselben auf ihren Briefen vergessen. Ich bemerkte auf einem öffentlichen Spaziergange, unter dem Gewühle der Menschen, die sich hier versammelt hatten, um zu sehen und gesehen zu werden, einen Offizier von dem nämlichen

lichen Regimente, unter dem der erste Liebhaber meiner Muhme gedient hatte. Ich wendete mich an ihn, und bereitete meine eigentliche Angelegenheit durch ein gleichgültiges Gespräch vor. „Ich kenne, sagte er, die Dame, von der Sie reden; aber ihre Wohnung ist mir unbekannt. Sie werden am besten thun, wenn sie sich bey dem Kaufmann Z** auf dem Schloßplatze erkundigen, der das Haupt unter den hiesigen Pietisten ist.“

Also unter den Pietisten, glauben Sie, daß ich sie suchen müsse? — sagte ich.

„Wie kann Sie das befremden? fuhr der Offizier fort; wissen Sie nicht, daß die Kokketterie, wenn sie ihre Absicht nicht mehr erreicht, gewöhnlich Entschädigung in der Frömmeley sucht?“

Aber daß dieß wirklich auch von der Madam N** gelten sollte?

„Von Niemand mehr als von ihr, sagte der Offizier. Es war eine Zeit, wo sie hier im Kleinen die Rolle der Ninon Lenklos spielte; aber als die Anbeter ausen blieben, verkroch sie sich in die Einsamkeit, suchte das verfehlte Bedürfniß in der Liebe zum Heilande, empfin-

delte eben so vor dem Kruzifixe, wie sie zuvor vor den Bildern ihrer Liebhaber empfindelt hatte, las statt der Romane mystischen Unsinn aus dem Zeitalter der Hollaze und der Bogazky, erhub ihre Stimme, die so oft in den Konzerten beklatscht ward, in den Versammlungssälen der frommen Brüder, schrieb Briefe in die weite Welt an Priester und Laien, die im Geruche der Heiligkeit standen, und dekorirte ihre Zimmer, in denen zuvor die schlüpfrigsten Szenen aus ältern und neuern erotischen Dichtern umher hiengen, mit Situazionen aus der christlichen Mythologie."

Ich dankte dem Offiziere für seine Belehrung, und gieng dem Schloßplatze zu. An der Ecke desselben begegnete mir ein Geistlicher, feyerlich einherschreitend, und seinen Segen zu beyden Seiten reichlich ausspendend. „Ehrwürdiger Herr — begann ich, indem ich bescheiden meinen Hut unter den linken Arm nahm, werden Sie wohl einem unbekannten Fremdling sagen können, in welchem von diesen Häusern der Kaufmanu Z** wohne?

Der Priester sah mir scharf ins Gesicht. „Kennen Sie den Kaufmann Z**?

„Ich

„Ich kenne ihn nicht, erwiederte ich, aber man hat mir gesagt, daß ich bey ihm erfahren könne, wo die Madam N** zu finden sey.“

„Kennen Sie die Madam N**?“ fiel der fromme Mann hastig ein.

„Sie ist meine Muhme,“ sagte ich.

Der Priester schien durch diese Erklärung überrascht zu werden. „Segen über Sie, edler Jüngling! fuhr er nach einer kleinen Pause fort. Sie haben eine würdige Muhme. Sie ist unter den wenigen, die sich der Herr in diesem Sodom auserwählet hat, eine der redlichsten, voll Geisteskraft und innern Lebens. Sie wohnt bey dem frommen Manne, nach dem Sie sich erkundigen, zur Miethe, dort in dem blauen Hause, drey Treppen hoch. Gott segne Sie. Wir werden uns wohl noch genauer kennen lernen.“ Er drückte mir die Hand und gieng.

Meine Erwartung hätte kaum höher gespannt werden können, als durch diese Urtheile des Soldaten und des Predigers, die so widersprechend schienen, ob sie gleich für den dritten das nämliche besagten. Nebenzu konnte ich mich auch der entstehenden Besorgniß nicht erweh-

wehren, daß ich profaner Mensch einen widrigen Eindruck auf meine Baase machen dürfte, zumal da ich mich in der physischen und moralischen Rücksicht unvermögend fühlte, eine Rolle zu spielen, die mir nicht natürlich war. Doch waffnete mich gegen diese Furcht auf der einen Seite das Bewußtseyn meiner reinen Absichten, und das Gefühl meines eigenen Werthes, das mich für jeden Fall weit über ein Weib erhub, die gegen die Verbrechen ihrer Jugend ihre Beruhigung in den Träumen einer trunkenen Phantasie zu finden glaubt. — Fest und entschlossen trat ich in ihr Zimmer.

Ich fand die Redlichste unter den Auserwählten in Sodom in tiefe Andacht versenkt. Sie lag am Fenster vor einem kleinen Tischgen, auf dem ein Kruzifix stand, auf den Knien, die gefalteten Hände zu dem Gekreuzigten erhebend, auf den ihre Augen geheftet waren. Meine Ankunft hinderte sie nicht, ihre fromme Beschäftigung fortzusetzen. Sie ließ mich stehen, ohne sich umzusehen. Ich betrachtete sie. Ungefähr fünf Minuten mochte ihre Entzückung noch fortgedauert haben, als sie sich erhub.

„Die

„Die Rede mit dem Lamme, das die Welt versöhnet hat, sprach sie mit heiliger Gebährde, darf nicht durch die Dazwischenkunft eines seiner Versöhnten unterbrochen werden; denn wir sind Staub und Asche, und mit Sündenunflath überdeckt, ihm aber gebühret der Preis und die Anbetung der Engel und Erzengel. — Darf ich nun fragen, wen ich die Ehre habe zu sehen?“

Ich bin der Sohn Ihres Bruders, sagte ich.

Sie schien durch diese Entdeckung sehr überrascht, fuhr mir mit heftigem Ungestümm an den Hals, und drückte einen langen Kuß auf meine Lippen. In diesem Augenblicke schien sie ihren Charakter zu vergessen, und ganz im Geiste ihrer frühern Jahre zu handeln. Denn die Art, mit der sie mich umarmte, hatte weit mehr mit der Impertinenz einer zudringlichen Buhlerin, als mit der sanften Zärtlichkeit einer gerührten Matrone gemein. Sie besann sich aber schnell, und war sogleich wieder in ihrem vorigen Geleise.

Meine Muhme war noch ein Weib in mittlern Jahren, aber schon so abgeblüht, daß man wohl sehen konnte, daß sie, dnrch Nothwendigkeit gezwungen, ihr ehemaliges heilloses Gewer-

be aufgegeben hatte. Zwar sah man auf ihrer Stirne, und besonders in dem Feuer und der Bewegung ihrer Augen noch immer die Spuren einer erloschenen Schönheit; aber ihre Wangen fiengen schon an, runzlicht zu werden, die Zähne waren zum Theil ausgefallen, und ihr Leib hatte eine unverhältnismäßige Dicke. Desto unverkennbarer waren auf ihrem Gesichte diejenigen Züge ausgedrückt, die bey den meisten Leuten von ihrer religiösen Denkungsart charakteristisch sind, und sich leichter mit dem Pinsel als mit der Feder zeichnen lassen. Man weis, daß diese Züge mit den physiognomischen Zeichen der Empfindsamkeit und Verliebtheit sehr viel Aehnliches haben, und diese Aehnlichkeit war nirgends täuschender als bey ihr.

Nach den ersten Fragen und Erkundigungen trat derselbe Geistliche, mit dem ich an der Ecke des Schloßplatzes gesprochen hatte, herein. Er mochte mich für einen Jünger aus seiner Schule gehalten haben, und sprach deßhalb sogleich in einem so vertrauten Tone, und über Dinge, die wir Weltmenschen für Thorheit halten, mit so viel Ernst und überzeugter Zuversicht, daß ich mich erst nicht recht in ihn zu finden wußte.

Als ihm meine Muhme, die ihn mit größter Verehrung behandelte, zu verstehen gab, daß ich vielleicht etliche Wochen oder Monate bey ihr bleiben würde, fieng er ein ganz erbärmliches Klaglied über den Sittenverfall der Hauptstadt an, und warnte mich mit einem Eifer, der mich hätte beleidigen können, vor den Verführern, die überall umher schleichen, und besonders vor den Herolden der Aufklärung, die, seiner Behauptung nach, auf die gänzliche Ausrotttung aller Religion und Moralität ausgehen. Das letztere war mir zu albern, und verrieth mir allzuviel unsittlichen Sinn, als daß ichs über mich vermocht hätte, ihm nicht geradezu zu erklären: daß ich seine Furcht für übertrieben halte, und daß er da Gespenster zu sehen glaube, wo alles ganz natürlich zugehe. Ueber dieß einzige Wort machte der Prediger und seine würdige Zöglingin große Augen. „Sie beurtheilen, sagte er, das noch im Fleische, was geistlich gerichtet seyn muß. Doch, setzte er hinzu, hoffe ich, unter Gottes Gnade, Ihren Blick schon noch zu schärfen, und ihn für die Strahlen der reinen Wahrheit empfänglich zu machen.“ Wehe mir, dachte ich, wenn das

durch dich geschehen muß — und ließ den faden Schwätzer laufen.

Allerdings war ich entschlossen, etliche Monate zu bleiben, zwar nicht, um durch meine Muhme bekehrt zu werden, sondern in dieser großen, volkreichen Stadt den Kreis meiner Erfahrung und meiner Kenntnisse zu erweitern. Allein die hartnäckige Unbelehrlichkeit, womit ich all' ihre Bußpredigten aufnahm, und der trotzige Widerspruchsgeist, womit ich den Unsinn ihrer Lieben und Getreuen abfertigte, verdarben mir, leider, nur allzubald das Spiel.

Es gehörte ein seltenes Maas von Gedult dazu, die ewigen theologischen und moralischen, oder vielmehr theosophischen und mystischen Vorlesungen nur anzuhören, die das fromme Weib, mit einer unermüdbaren Geschwätzigkeit, in meiner Gegenwart und zu meinem Nutz und Frommen ablegte. Abgerechnet, daß ihre moralischen Begriffe den meinigen gar nicht gemäß waren, und keinen Zusammenhang unter sich, und sehr oft auch keinen Sinn hatten, Umstände, die in mir, da ich doch nicht immer geradezu widersprechen durfte, nicht selten einen unüberwindlichen Reiz zum Erbrechen erregten, —

so war niemand weniger als sie zu diesem Geschäfte berufen, und alles Gute, was sie unter einem Schwall von Unsinn vorbrachte, schien mir eben dadurch an seinem Werthe zu verlieren, weil es von ihrem Munde ausgesprochen ward. Denn die Vorstellung ihres ehemaligen Wandels und ihres itzigen Selbstbetruges ließ mich alles, was sie sprach, für nichts anders als für leeren, heuchlerischen Wortkram halten. Auch weisern und bessern Menschen stehen solche unaufhörliche, ohne Veranlassung vom Zaune gerissene Ermahnungen an andere übel genug, indem sie damit immer zu verrathen scheinen, daß sie ihren eigenen moralischen Werth kennbar machen, und sich mit dem Interesse brüsten wollen, das sie an sittlicher Güte und an der Veredlung der Menschheit nehmen. Wem es mit diesem Interesse ein Ernst ist, der wird zwar, mit Vermeidung des Lehrertons, bey schicklichen Gelegenheiten manch heilsames Wort fallen lassen, daß es, gleich dem Saamen in der Erde, in den Herzen der Menschen keime; aber er wird seine schöne Absicht, nach dem Muster von Sokrates und Christus, mehr durch sein tugendhaftes Beyspiel, als

durch Lehre und Ermahnung zu bewerkstelligen suchen. Auf diesen Punkt ließ sich meine Muhme nicht ein. Sie glaubte das, was ihr an Thaten fehlte, desto reichlicher durch Worte zu ersetzen, und sie ward mir dadurch eine interessante psychologische Erscheinung, die mich lehrte, welch' ungeheure Widersprüche zwischen den Meynungen und Gesinnungen der Menschen möglich sind.

Es waren vornehmlich drey Stücke, die diesem Weibe allen ächten Anspruch auf christliche Gesinnung raubten, und sie weit aus der Reihe der Erleuchteten hinwegwiesen, die, nach der Belehrung unsers Meisters, seine rechten Jünger sind, und Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Das habe ich ihr gerne vergeben, daß ihre Vorstellungen von den Lehren der Religion finster und unzusammenhängend waren, und weder der Vernunft noch der Schrift entsprachen. Denn es ist zur Zeit noch nicht allen gegeben, in die Gefilde des Lichts hindurch zu blicken, und den Buchstaben vom Geiste zu sondern, und wenn nur überall die Sittlichkeit gebaut und befördert wird, so kommt es soviel nicht auf die Mittel an, wodurch man dieses

Werk

Werk betreibet. Aber daß meine Muhme den Geist ganz verachtete, um desto fester an den Buchstaben zu hängen, daß sie die Menschen, die nicht mit ihr auf demselben Wege wandelten, für lauter Stiefbrüder und Stiefschwestern ansah, und sich zu keiner Pflicht des Wohlwollens und der Liebe gegen sie verbunden achtete, — das waren Dinge, die mein Herz bald beugten, bald empörten.

Sie beschäftigte sich den ganzen Tag mit gottesdienstlichen Uebungen. Mit der ersten Morgenstunde begann das Singen und Beten, das Knien vor dem Kruzifixe, und die Lektüre jener feinen Produkte der Schwärmerey, worinn die einfachen Wahrheiten der Religion in einer Fluth mystischer und apokalyptischer Bilder und Apostrophen ersäuft sind, — und dauerte fort bis an den späten Abend. Die Besuche der Glaubigen, die Briefe an die Auserwälten in der Ferne, und die gemeinschaftlichen Erbauungsstunden, die auf dem Saale des Hauses gehalten wurden, waren die einzigen Intermezzo's, die ihre fromme Kontemplazion unterbrachen. Sie begrif es nicht, daß all' diese Dinge nur Mittel zur moralischen Bildung des Men-

schen seyen, und daß ihr Werth ganz von dem Verhältnisse zu ihrem Zwecke abhänge. Sie sah sie für den Zweck selbst an, überredete sich, durch sie des göttlichen Beyfalls werth zu werden, fand in ihrem Gebrauche Beruhigung bey der Erinnerung an ihre Jugendsünden, und vergab sich um ihretwillen jede Nachläßigkeit in der Uebung ihrer eigentlichen Pflicht. — Wenn Verwechslung des Mittels mit dem Zwecke Thorheit heißt, gab es dann wohl eine gefährlichere, das Ziel des Menschen weiter verrückende Thorheit als diese?

Es war zum Theil eine Folge derselben, daß das fromme Weib alle Menschen, die sie nicht in die Klasse der Widergebohrnen setzen zu dürfen glaubte, ohne Unterschied verachtete, und sie samt und sonders als Ruchlose und Verbrecher der Hölle übergab. Denn da sie von den wenigsten das, worein sie den eigentlichen Werth des Menschen setzte, eifrig genug getrieben sah, so konnte sie auch nur dem kleinsten Häuflein diesen Werth zugestehen. Aber die Lehrer ihrer Schule sind überdieß gewohnt, solche Begriffe in ihr System zu verflechten, die dem Menschen alle Würde rauben, ihm alle

moralische Selbstthätigkeit unbedingt absprechen, und ihn als einen Auswürfling im Reiche Gottes darstellen. Daher die tausendmal wiederholten ärmlichen Klagen: daß wir von Natur nichts erkennen und nichts vermögen, — daß das Wollen und das Vollbringen durch die Gnade in uns gewirkt werden müsse, — daß selbst die Tugenden der Unwiedergebohrnen nur glänzende Laster seyen, — daß uns, von der Fußsohle an bis auf die Scheitel, eitel Sündenunflath überdecke, — daß es immer schlimmer mit den Menschen werde. — Doch wer kennt die Lästerungen nicht, die Schurken und Narren aus dieser Klasse so frech über ihr Geschlecht, und damit zugleich über den Schöpfer desselben auszusprechen pflegen?

Vielleicht hatten diese, den Werth der Menschheit so tief herabsetzenden Vorstellungen, mehr als sonst eine andere Ursache zu der Gleichgültigkeit beygetragen, womit sie das Wohl und das Weh ihrer Brüder betrachtete, und zu der Unempfindlichkeit, die, bey ihrem großen Ueberflusse an zeitlichen Gütern, ihr Herz so fest gegen die Thränen der würdigsten Armen verschloß. Zwar that sie viel für die Ge-

Genossen ihres Glaubens, die ihr auf eine feine Art zu schmeicheln, und mit frommem Anstande von dem Blute und den Wunden des Lammes zu schwatzen wußten; und diese Leute waren auch bey all' ihrer Heiligkeit eigennützig und listig genug, ihr die schönsten Gelegenheiten zu Werken der Liebe zu geben. Aber, gleich als ob der Umkreis ihrer Wohlthätigkeit nur Heuchler und Betrüger in sich schließen müßte, wies sie mit einer grausamen Härte jeden andern Nothleidenden hinweg, der durch die von den Frömmlern ausgebreiteten Gerüchte ermuntert, Labung und Hülfe bey ihr suchte. „Traget, duldet, — war noch das sanfteste, was sie solchen Menschen sagte, — der Herr will euch durch seine Züchtigungen zur Buße leiten; nöthiget mich nicht, ihn zu versuchen, indem ich euch Linderung verschaffe, ehe seine väterlichen Absichten an euren Herzen erreicht sind.“ Wie da die armen Leute, im bittern Gefühle ihrer Hülflosigkeit, und der in dieser Anrede liegenden Beleidigung, beschämt und niedergeschlagen, die Treppe hinunterschlichen. Aber zur Wahrnehmung dieser Empfindungen hatte sie keinen Sinn. Sie wäre fähig gewesen, ihren

Bru=

Bruder Hungers sterben zu lassen, so lange sie ihn für keinen Wiedergebohrnen gehalten hätte. Täglich bestättigte sie durch ihr Verhalten den von ihr tausendmal wiederholten Grundsatz: durch Wohlthaten macht man die Kinder dieser Welt nur schlimmer; sobald sie ihrer zu ihrem Heile bedürfen, so giebt sie ihnen der Vater im Himmel wohl selbst, der es allein weis, wann es Zeit ist, daß seine zürnende Hand von ihnen ablassen soll.

Ich konnte meine Muhme bey diesem Zustande ihres Chakters unmöglich lieb gewinnen. Denn ihre Thorheit, ihr Eigendünkel, ihr Religionsmechanismus und ihre Scheinheiligkeit mußten sie mir, zumal da die Erinnerung an ihre jugendlichen Abentheuer durch eben diese Züge nur allzuoft geweckt wurde, verächtlich machen. Aber auch sie ließ es mich bald merken, daß sie an mir eben so wenig Geschmack finden konnte. Ich handelte in ihrer Gegenwart mit all' der Heiterkeit und Freymüthigkeit, die mir eigen ist. Ich las keines ihrer Erbauungsbücher. Ich schwieg stille, wenn sie vom Leben im Geiste, oder vom Durchbruche der Gnade radotirte. Sie konnte mich durch-

aus nicht dazu bringen, daß ich die Versammlungen der Frommen besucht hätte. Ich behandelte die Freunde ihres Geldes, die sich ihre Freunde nannten, mit Verachtnng. Ich gieng ihrem Lieblingsprediger nicht in die Kirche. Ich brachte Spaldings und Zollikofers Schriften ins Haus, die der besagte Ehrenmann für höllische Ketzergeburten erklärte. Ich besuchte Gesellschaften, Schauspiele, Promenaden und Konzerte. Ich erklärte Jerusalem, Tellern und Hermes für vernünftigere Theologen, als Brastbergern, Steinhofern und Hahn. Ich nannte alle Dinge bey ihrem rechten Namen, und lüpfte oft den Schleyer, den sie über dieses und jenes geworfen hatte. Dafür galt ich aber auch bey ihr für einen Naturmenschen, der noch nicht zur Erkenntniß des Heils gekommen sey, oder für ein verirrtes Schaaf, das sich von der Heerde unter die Wölfe verlohren habe. Wie sie mir oft predigte! „Sorgen Sie nicht für mich, liebe Muhme, sprach ich immer, wir kommen alle doch auf einem Wege in den Himmel, wenn wir nur tugendhafte Menschen werden, und unsern Glauben durch Werke erproben.“ — „Der

leibhaftige Indiferintismus! *) pflegte dann der Lieblingsprediger für sich hin zu murmeln, und stieß gewöhnlich einen erzwungenen Seufzer dazu aus.

Dieser Mensch, derselbe, von dem oben schon die Rede war, machte sich ein sehr wichtiges Geschäfte daraus, sein folgsames Beichtkind immer mehr gegen mich einzunehmen. Er hatte seinen guten Grund, um deßwillen er es nicht zugeben durfte, daß ich bey ihr geltend würde. Denn da er sich die Rechnung machte, einst der Universalerbe meiner Muhme zu werden, so hätte dieß nur auf seine Kosten geschehen können. Er mag auch deßhalb durch den Auftrag derselben, mich zur Fahne der Glaubigen zu werben, in nicht geringe Verlegenheit gekommen seyn, weil mein Uebertritt zu den Kindern des Lichtes seiner Absicht offenbar nicht geringen Eintrag gethan haben würde. Er erfüllte aber die

*) Indiferintismus heißt eigentlich die noch von keinem Menschen behauptete Meynung, daß alle religiöse Theorien und Systeme gleich gut, und für den Zweck aller Religion gleich brauchbar seyen.

die besagte Erinnerung meiner Muhme auf eine so äuserst elende Weise, daß seine Vorstellungen bey einem noch weniger verstockten Sünder als ich es war, keine Wirkung gethan haben würden. Wir waren in den ersten Grundsätzen zu weit von einander entfernt, als daß eine Vereinigung unter uns hätte statt finden können. Er sprach für die Knechtschaft, ich für die Freyheit; er für Schwärmerey, ich für Vernunft; er für den Glauben, ich für die Werke; — und da ich ihn für unfähig hielt, Gründe zu wägen und zu prüfen, so war ich boshaft genug, mich statt derselben manchmal des Spottes zu bedienen, der ihre Stelle oft sehr glücklich ersetzt. Dadurch machte ich mir den Mann, den ich zuvor schon irrte, noch obendrein gehässig, und mit heiliger, jämmerlicher Miene trat er vor meine Muhme, und stellte ihr das Gutachten über mich: ich sey ein Weltkind, ein Anbeter der Vernunft, ein Bewunderer menschlicher Tugend, ein Verächter der unmittelbaren Wirkungen der Gnade, ein Zweifler, ein Atheist — der in das Gericht der Verstockung hingegeben worden.

„Glau-

„Glauben Sie, liebe Muhme, sagte ich ihr, als sie einst mit einem Strohm von Thränen meinen verdorbenen Seelenzustand bejammerte, — glauben Sie diesem Verläumder nicht. Sollten Sie nicht wissen, was unser göttliche Lehrer von denen gesagt hat, die sich anmassen, andere zu richten, und den Splitter aus dem Auge ihrer Brüder zu ziehen, — und was er gesagt hat, zur Strafe der Pharisäer, die den Schein der Tugend für das Wesen derselben hielten, und während sie Kamele verschlangen, Mücken durchsäugten? — All das gilt genau von dem Manne, der mich so tief herabzusetzen sucht. O, mein Herz ist voll Wärme und Verehrung für unsere Religion, und für den großen Stifter derselben; denn in ihr findet es die wirksamste Ermunterung zu allem Guten, und die kräftigste Beruhigung in den Leiden des Lebens. Aber ich glaube nicht, daß die Verehrung Jesu und die Erfüllung seiner Absichten darinn bestehet, wenn man sich von den Menschen absondert, Singen und Beten für Tugend hält, auf Gefühle und Gesichte wartet und mit sinnlosen Worten tändelt. Ich halte mich an den Ausspruch unsers Meisters: die den Willen meines

Vaters thun, werden in mein Reich kommen, — und dieses Wort, Muhme, enthält mein ganzes Glaubensbekenntniß, auf das ich lebe und sterbe."

Aber all' diese Demonstrazionen waren unnütz, weil sie das fromme Weib nicht überzeugten, und weil ihr Gewissensrath nicht säumte, jede in ihr erwachende Hofnung, mich einst doch noch bekehrt zu sehen, niederzuschlagen. Sie wurde deßhalb mit jedem Tage kälter und zurückhaltender gegen mich, und ließ es mich wohl merken, daß sie mich als einen Ueberlästigen betrachtete, dessen sie gerne los gewesen wäre. Ich benahm mich aber immer nach derselben Weise, that als ob ich nichts sähe und nichts hörte, und wandelte sorglos auf meinem Wege fort. Doch wurde mir dieser unter uns herrschende Ton mit jedem Tage unerträglicher. Ich schrieb meinem Vater alles treu und redlich und umständlich, und bat ihn um Erlaubniß, wieder nach Hause gehen zu dürfen. Man hatte mir gerathen, den Mantel ein wenig nach dem Winde zu hängen, weil es sich, um der in der Aussicht liegenden Erbschaft willen, doch der Mühe verlohne, unter den Narren eine Weile

ihre

ihre Kappe zu tragen. Ich verwarf aber diesen Rath mit all' dem Unwillen, den die durch denselben bezielte Niederträchtigkeit verdiente und beschloß, die Antwort meines Vaters abzuwarten. Aber noch ehe diese ankam, hatte unser gegenseitiger disharmonischer Ton eine so hohe Spannung erlangt, daß es unvermeidlich zum Bruche kommen mußte. Vielleicht war ich zu heftig und zu zufahrend, aber ich hätte kein Mann seyn, wenigstens die Mannheit durch den verächtlichsten Schurkensinn erstickt haben müssen, wenn ich die Thorheit noch länger ertragen hätte, die mich so grausam geiselte. Man höre.

Die Muhme, der Prediger und ich sassen Abends auf ihrem Zimmer beysammen. „Ich habe heute, sagte die erstere, den Diakon an der Schloßkirche gehört, aus dem mein Neffe so viel Wesens macht, aber ich habe in seinem Vortrage die gerühmte Kraft nicht gefunden. Mir behagt er nicht."

Ich. Mich dünkt er einer der besten Prediger der Stadt zu seyn. Wenigstens habe ich noch keinen gehört, der die Wahrheit so lichtvoll, überzeugend und rührend vorträgt als er.

Jedermann kann man nicht gefallen. Christus gefiel auch nicht all' seinen Zuhörern.

Muhme. Christus und der Diakon — Neffe, welche Zusammenstellung!

Ich. Ich fühle nichts unschickliches darinn.

Prediger. Bey der Vorstellung, die Sie sich von Christus machen, glaube ich das wohl. Sie mögen auch in Ansehung derselben ziemlich mit dem Diakon übereinstimmen, von dem die Rede ist.

Ich. Gewiß war mir all' das aus der Seele genommen, was er heute von den Verdiensten, der Würde und der Verehrung unsers Herrn sprach. Er stellte ihn dar als das Licht der Welt, und bewieß, daß wir seiner durch nichts anders werth werden können, als wenn wir auch im Lichte wandeln.

Prediger. Ob aber dieser Diakon selbst im Lichte wandelt?

Muhme. Ach man siehet ihn bey Gastmahlen, im Schauspielhause und sogar in den Klubs der Maurer. Auch schreitet er, an jedem Arm eine hochfrisirte Dame, durch die

Strassen. Bedarf man weiter Zeugniß für seinen Fleischessinn?

Ich. Ich weis nicht, was Sie unter Fleischessinn verstehen, meine Muhme. Aber wenn Sie mit diesem Ausdrucke den Begriff von Unsittlichkeit verknüpfen, so bin ich nicht mit Ihnen einverstanden. Denn ich begreife nicht, warum Gastmahle, Schauspiele, Maurerey und Umgang mit Weibern so unbedingt verwerflich seyn sollten. Wissen wir doch, daß sich der Stifter unsrer Religion selbst gesellschaftliche Freuden dieser Art nicht versagt hat.

Muhme. Ach er bedurfte dieser Freuden nicht. Er mischte sich unter die Menschen, nicht um mit ihnen die Lüste des Fleisches zu geniessen, sondern sie für sein Reich zu gewinnen.

Prediger. Wie erfinderisch doch die in uns wohnende Sünde ist, um ihre Ausbrüche zu beschönigen!

Ich. Aber sagen Sie mir doch, Herr Prediger, was Sie Sträfliches an jenen Dingen finden.

Prediger. Ich weis voraus, daß ich Sie nicht überzeuge. Denn alles, was man für die Wahrheit spricht, ist vergeblich, so lange das

Licht der Gnade noch nicht in dem Herze des Hörers aufgegangen ist.

Muhme. Herr, öffne seine Augen, daß er sehe, — öffne seine Ohren, daß er höre!

Prediger. Schlage an sein Herz, daß es für die Wirkungen deines Geistes empfänglich werde.

Ich. Sie scheinen mich für blind, taub und verstockt zu halten. Zum Glücke fühl' ich es, daß Sie sich irren!

Prediger. Kein Fehler ist schwerer zu verbessern, als der, den man nicht kennt.

Ich. Vielleicht gilt das noch mehr von Ihnen, als von mir, Herr Prediger.

Muhme. Neffe! — — Ach möchtest du umkehren von dem Irrpfade, auf dem du wandelst, auf die Wege des Heils.

Ich. Ich halte meinen Weg für den richtigen, und indem ich redlich nach stetem Wachsthum an Weisheit und sittlicher Vollkommenheit strebe, so bin ich es gewiß, daß mich keine der Hofnungen täuschen wird, die Christus seinen treuen Verehrern gemacht, und mit seinem Blute versiegelt hat.

Prediger. Aber ist das Weisheit, was Sie für Weisheit halten? Ist das seligmachende Glaube, von dessen Früchten Sie sprechen? — Es giebt keine Erkenntniß ohne göttliche Erleuchtung, und keinen Glauben ohne Wiedergeburt und Tödtung des alten Menschen.

Ich. Christus sagt, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, und diese Probe wollen wir uns empfohlen seyn lassen, Herr Prediger.

Prediger. Sie sind unbelehrbar, junger Mann. — Gott sey Ihnen gnädig!

Ich. Wenigstens dürften Sie der Mann nicht seyn, dem eine Aenderung meiner Denkungsart gelingen möchte, und ich bitte Sie, daß Sie sich deßhalb weiter keine Mühe geben.

Muhme. Mit dir ist es aus, Neffe, du bist in ein schreckliches Gericht hingegeben. In welchem Tone sprichst du mit dem Boten des Evangeliums? Siehe deine alte Muhme an. O wie habe ich gerungen, um zu siegen, wie klein bin ich geworden, um stark zu werden! Wie habe ich mich verläugnet, daß ich Christum gewönne!

Ich. Ob Sie Christum gewonnen haben, weis ich eben nicht, Muhme. Doch wer weis,

was Sie unter diesem mysterwösen Ausdrucke denken?

Prediger. Wie, Sie unterstehen sich, den Glauben dieser treuen Jüngerin zu bezweifeln? Schämen Sie sich.

Ich. Diesen Ton verbitte ich mir, Herr Prediger. Ich halte meine Muhme nur für die Betrogne, Sie aber für den Betrüger.

Muhme. Hebe dich weg von mir, Unwürdiger! Dein Anblick soll meine stille Seele nicht mehr trüben.

Ich. Ist es Ihnen Ernst, Muhme?

Muhme. Entferne dich. Solche Menschen heißt der Geist uns meiden.

Ich. Nun so leben Sie wohl, — werden Sie endlich vernünftig, und hören Sie auf, das Sprüchwort zu bestättigen, daß junge Huren alte Betschwestern werden.

Ich ergrif die Thüre und reißte ab. Mein Vater billigte mein Betragen, und fand es sogar tadelnswerth, daß ich so lange bey einem Weibe ausgehalten hatte, die, nachdem sie aufgehört hatte, lasterhaft zu seyn, eine Närrin geworden war. Der Prediger aber erreichte seinen Zweck vollkommen, und theilte sich, noch bey ihrem

Le=

Leben, mit einigen andern aus dem Orden der frommen Brüder, in ihr Vermögen. — Das einzige ärgerte mich, daß es mir nicht hatte gelingen können, diesen Heuchlern ihre Freude zu verderben.

Von den Trieben der Thiere.

Das eigentlich Charakteristische des Menschen, das ihn unter allen lebenden Geschöpfen, die die Erde mit ihm bewohnen, auszeichnet, und zugleich unendlich weit über sie erhebt, ist die Vernunft. Denn durch sie ist er, was sonst keinem Thiere gegeben ist, vermögend, den Zusammenhang und die Verhältnisse der Dinge zu berechnen, die Gründe und Folgen derselben einzusehen, ihre Ursachen und Wirkungen zu unterscheiden, nach bestimmten Absichten zu wählen, und das in ihr ausgedrückte Gesetz der Sittlichkeit zu überschauen und zu beobachten. Sie ertheilt ihm seine eigenthümliche Würde und Vollkommenheit, und macht ihn zum Herrn der Natur, und zum Ebenbilde und Stellvertreter Gottes.

Aber auch bey den Thieren bemerken wir solche Aeuserungen, die uns beym ersten Blicke in Versuchung führen, anzunehmen, daß auch in ihnen ein Strahl des Lichtes scheine, das uns der Schöpfer in seiner ganzen Fülle gegeben hat. Denn wir sehen sie Endzwecke mit Aufmerksamkeit verfolgen, mit scheinbarer Ueberlegung die Mittel zu denselben wählen, uud sie mit einer Vorsicht, Klugheit und Uebung anwenden, die wir uns selbst kaum zu übertreffen getrauten. Und diese Erscheinungen — sollten sie nicht dieselbe Fähigkeit als Bedingung voraussetzen, die wir dem Menschen ausschliessend zuzuschreiben pflegen?

Bey fortgesetzter Beobachtung sehen wir uns bald gezwungen, diese Frage zu verneinen, und jene in uns erregte Vermuthung großen Theils zurück zu nehmen. Einmal gehen die Thiere, bey allem Anschein von Ueberlegung, doch in manchen Stücken so mechanisch zu Werke, oder übersehen so leichte Vortheile, daß man sie ihnen ganz absprechen möchte, und werden höchst selten durch die veränderte Beschaffenheit der Gegenstände zu einer Veränderung ihrer Handlungsweise bestimmt. Manche Raubthiere zum

B. grei-

B. greifen die todten Körper eines andern Thieres eben so an, als wenn er noch belebt wäre, und suchen ihm vor allen Dingen solche Verletzungen beyzubringen, daß er nicht mehr entfliehen kann. Auch weis man von den Affen in den nördlichen Theilen von Amerika, daß sie sich haufenweis bey den von den Menschen verlassenen Feuern versammlen, um sich dabey zu wärmen; aber keinem fällt das leichte Kunststück ein, Holz zuzulegen, und dadurch die Dauer desselben zu verlängern. — Zum andern aber sehen wir nicht, daß ihre Anlagen veredelt werden, und fortschreitende Vervollkommung ist doch ein Hauptcharakter der Vernunft. Im Thierreich ist nirgends ein Wachsthum an geistiger Vollkommenheit. Wie der Biber vor 5000 Jahren seinen Bau anlegte, so legt er ihn noch itzt an, und die Taube, die Noah aus der Arche fliegen ließ, bereitete ihren Eyern kein anderes Lager, als es noch itzt von allen ihren Nachkommen geschieht.

Diese Fertigkeiten gründen sich also nicht auf Ueberlegung, sondern auf eine vom Schöpfer den Thieren eingepflanzte bestimmte Anlage, auf einen in ihre Natur gelegten Drang, der

bey ihnen zu ihrer Fortpflanzung und Erhaltung die Stelle der Vernunft vertritt. Diese Anlage nennen wir den Trieb oder Instinkt der Thiere, und in so ferne er sich bey manchen durch besonders künstliche Fertigkeiten äusert, — Kunsttrieb.

Diese Erscheinung gewährt dem Beobachter ein äuserst mannigfaltiges und anziehendes Schauspiel, und überrascht nicht selten auf die angenehmste Weise, durch die bewundernswürdige Klugheit und Geschicklichkeit, die sie vorauszusetzen scheinet. Sie giebt uns aber auch zugleich einen sehr lehrreichen Stoff, indem sie die Weisheit des Schöpfers verherrlichet, und uns zeigt, wie überall die Spuren des unendlichen, nach Absichten wirkenden Verstandes ausgedrückt sind, der alle Dinge hervorgebracht hat und erhält.

Schon die Art, wie manche Thiere sich von einem Orte in den andern zu versetzen wissen, gründet sich auf einen der Vernunft sehr analogen Instinkt. Die Natur scheint dem Eichhörnchen entweder die Kunst, eine beträchtliche Strecke auf dem Wasser zu schwimmen, gar versagt zu haben, oder dieses Thierchen ist

zu furchtsam, als daß es sich eine Fähigkeit zutrauen sollte, die beynahe allen andern Säugthieren gegeben ist. Aber es weis sich, wenn es über einen Strom zu kommen wünscht, auf eine künstliche Art zu helfen. Es schleppt einen Holzspan, oder ein Stückchen Baumrinde in das Wasser, setzt sich darauf, fängt an, mit dem Schwanze zu rudern, und steuert so von einem Ufer zum andern. Gleich aber, als ob es die Gefahr dieser Schiffarth witterte, unternimmt es dieselbe nur bey stillem Wetter, wenn der Fluß ohne starke Bewegung hinschleicht. — Nicht weniger künstlich weis eine gewisse Raupe, der sogenannte Weidenbohrer, an Bäumen und andern sehr glatten Körpern empor zu steigen. Sie heftet an die Fläche, über die ihr Weg hingehet, einen Faden in der Zickzacklinie, mit dem Kopfe, an welchem sich ihre Füße einklammern, und indem der erstere immer voraus arbeitet, finden die letztern überall schon eine Art von Strickleiter, auf der sie ihren Gang fortsetzen können.

Bewundernswerth ist die Vorsorge, womit sich manche Thiere in der schönern Zeit des Jahres ihre Nahrung für die rauhern Wintermonate

bereis

bereiten, gleich als ob sie aus vorhergegangenen Erfahrungen Schlüsse auf die Zukunft machten. Der Eichhorn verscharrt im Sommer seinen Ueberfluß von Nüssen und Kastanien in hohle Bäume, um sie im Falle der Noth herausholen zu können; der Igel trägt die Baumfrüchte, mit sorgfältiger Sparsamkeit, an seine Stacheln gespießt, in seinen Bau, und der Hamster legt ein Magazin von Bohnen und Früchten an, die er in seinen Backentaschen herbeyschleppt. Der Erdhaase aber versieht sich auf den Winter durch eine ordentliche Heuerndte. Er pflückt im Herbste das beste Gras ab, breitet es zum Trocknen aus, und errichtet kegelförmige Heuhaufen in der Nähe seiner Höle. Die Murmelthiere bedürfen im Winter gar keine Speise, sondern bringen ihn in einem ununterbrochenen Schlafe zu, nachdem sie im Herbst einen Ueberfluß von Stroh in ihre Löcher gebracht, und sich damit ein sanftes und warmes Lager bereitet haben.

Nicht weniger Bewunderung verdient bald die List, bald die Behendigkeit, womit manche Raubthiere sich ihrer Beute zu bemächtigen wissen. Jedermann kennt die Weise des Luchses.

Was

Was ihm an Stärke gebricht, ersetzt er durch Vorsicht und Schnelligkeit. Ruhig beobachtend liegt er auf dem Aste eines Baumes, und wartet, bis ein ihm gefä'liges Thier unter demselben vorüber geht. Blitzschnell stürzt er dann auf den Nacken seines Raubes herunter, und giebt ihm in dieser sichern Stellung seinen Rest. — Der Tamandua bohrt mit seiner langen, klebrichten Zunge ein Loch in den Ameisenhaufen; diese Thierchen setzen sich darauf, bleiben in dem Schleime derselben hängen, und er darf sie nur von Zeit zu Zeit zurücke ziehen, um seinen Magen mit dieser ihm so leckern Speise zu füllen. — Sobald der Hamster einen Vogel erhascht, zerbricht er ihm die Flügel, und die Meise hackt dem Thierchen, das ihr in die Klauen fällt, zuerst die Augen aus, als ob beyde unterrichtet wären, ihrer Beute vor allen Dingen die Möglichkeit der Flucht zu vereiteln. — Der Thunfisch schwimmt, wenn er auf kleinere Fische Jagd macht, schnell in einer schneckenförmigen Linie herum, und bildet dadurch einen Strudel, der die benachbarten Wasserthierchen mit sich fortreißt, und sie in den Rachen des Räubers führt. — Der weisköpfige

Ad-

Adler fängt auf eine sonderbare Art die Fische in der Luft. Wenn er bemerkt, daß der Habicht einen aus dem Wasser geholt hat, so verfolgt er diesen so lange, bis er ihn fallen läßt. Schnell stürzt er dann auf ihn los, und erhascht ihn gewöhnlich, ehe er das Wasser wieder erreicht. — Ein seltnes Kunststück aber macht der Meerrabe mit seiner Beute. Wenn er einen Fisch ergriffen hat, so wirft er ihn in der Luft so geschickt herum, daß gerade der Kopf desselben zuerst in seinen Schnabel kommt. Sein Instinkt heißt ihn diese Vorsorge deßhalb gebrauchen, weil ihn im entgegen gesetzten Falle die sich sträubenden Schuppen und Floßfedern im Halse verwunden, oder gar ersticken könnten. — Der Ameisenrauber ist ein unbehülfliches, wehrloses Geschöpf, und doch muß er vom Raube kleiner Insekten leben. Die Kunst ersetzt ihm aber den Mangel an Stärke. Er baut meistens in der Nähe der Ameisennester, in lockerm Erdreiche, eine kleine, trichterförmige Grube, indem er immer rückwärts in einer Schneckenlinie herumkriecht, und den Sand in die Höhe wirft. Dann lauert er im Mittelpunkte seines Trichters. Sobald ein In-

sekt demselben nahe kommt, so erregt er eine plötzliche Erschütterung, das Thierchen fällt mit dem Sande herunter, er ergreift es mit seiner Fangzange, saugt ihm das Blut aus und wirft dann den Leichnam wieder aus der Grube. — Die Spinne legt, wie man weis, ihrem Raube ein Netz. Aber mit welcher Klugheit gehet sie nicht zu Werke? Sie spannt es selten horizontal aus, weil die Thierchen, die sie fahndet, weniger auf und ab, als hin und her zu fliegen pflegen. Sie giebt den Fäden die gehörige Stärke und Verbindung, daß sie nicht leicht vom Winde zerrissen werden. Sie setzt sich in den Mittelpunkt ihres Gewebes, weil sie hier allen Theilen desselben am nächsten ist, und die durch die Ankunft eines andern Thieres erregte Erschütterung am schnellsten empfindet. Sobald sich dann ihre Beute auf ihrem Netze niedergelassen hat, spritzt sie plötzlich eine Menge zäher Fäden darüber her, nimmt sie dadurch gefangen, und hängt sie so lange auf, bis es ihr gefällig ist, ihr das Blut auszusaugen. — Manche Thiere bauen in ihrem Fange sogar auf die Bemerkung, daß mehrere vereinte Kräfte, größere Wirkungen hervor bringen, als eine ein=

einzelne. Die Wölfe z. B. gehen in Gesellschaft aus, wenn sie auf Bären, wilde Schweine und andere ihnen überlegene Thiere Jagd zu machen beschlossen haben.

So wie ihnen aber die Natur die künstlichsten Triebe zur Unterdrückung ihrer Mitgeschöpfe gegeben hat, so gab sie ihnen nicht weniger schöne und bewundernswürdige Anlagen, um sich gegen die Nachstellungen ihrer Feinde, oder sonstige Gefahren des Lebens zu verwahren. Anziehende Proben von der letztern Art geben besonders die Puppengehäuse mancher Insekten. Sehr künstlich und planmäßig ist die Wohnung des Pfauvogels eingerichtet. Sie hat die Gestalt einer runden Flasche, in deren Eingange mehrere spitzige Stacheln gegen das Ende des Halses zusammen laufen, so daß er, wenn er seine Vollkommenheit erreicht hat, wohl heraus, kein anderes Insekt aber hinein schlüpfen kann, ohne sich an den besagten Stacheln zu spiessen. Der Blattwickler setzt sich, sobald er aus dem Ey gekrochen ist, auf das Blatt eines Baumes, wickelt es über sich in eine runde Hülse zusammen, läßt vornen und hinten eine kleine Oefnung, und wohnt sicher in dieser von ihm erbau=

erbauten Veste. — Die Kleidermotten aber spinnen das Oberzeug ihres Gewandes aus demselben Stoffe, auf dem sie sich niedergelassen haben, damit die Gleichheit der Farbe ihre Gegenwart desto mehr verberge. — Manche Thiere sind weniger vorsichtig in der Wahl ihrer Wohnung, aber desto geschickter, sich im Kampfe gegen Verwundungen zu verwahren. Sobald das Stachelschwein seinen Feind herannahen sieht, bildet es mit seinen Stacheln, indem es dieselben um den ganzen Leib hervorstreckt, einen unangreifbaren Phalanx, steckt den Kopf und die Füsse in eine Baum- oder Erdhöle, und läßt den Gegner gegen seine Spiesse anlaufen. — Der Armadillo, dessen ganzer Körper mit einer starken, knöchernen Decke geharnischt ist, legt sich, sobald er Gefahr wittert, in Gestalt einer Kugel zusammen, und sichert sich dadurch gegen Biß und Stoß. — Wie die Komepate sich durch ihren stinkenden Urin vertheidigt, den sie in eine beträchtliche Entfernung auf ihre Feinde losspritzt, so speit die Kamelziege ihren scharfen, äzenden Unrath auf die Leute aus, die sie in ihrer Ruhe stöhren wollen. — Andern Thieren, be-

hender und gelenkiger als diese, gab die Natur besondere Kunstgriffe, um ihr Heil in der Flucht zu finden. Es ist bekannt, wie listig der Hase den nachjagenden Hunden auszuweichen versteht, indem er bald niederfällt, daß sie über ihn hinwegeilen, bald Seitensprünge macht, daß sie seine Spur verliehren. — Der Blackfisch läßt eine dintenartige Feuchtigkeit in das Wasser fließen, um sich in der dadurch entstehenden Trübe von seinem Feinde zu entfernen. — Die Jungen der Buschratte springen, wenn Gefahr entstehet, auf den Rücken ihrer Mutter, wicklen ihre Schwänze um den ihrigen, und werden so von ihr hinweggetragen; die Beutelratte aber nimmt, in demselben Falle, die Jungen in die an ihrem Bauche hängende Tasche auf, und flieht mit ihnen davon. — Bemerkenswerth ist auch die Vorsicht des Elephanten, der, während er schläft, die Mündung seines Rüssels fest auf den Boden drückt, damit die Mäuse nicht hineinkriechen können.

In nichts zeigen sich aber künstlichere Fertigkeiten bey den Thieren, als in der Art, womit sie zum Theil ihre Wohnungen zu bauen

und

und einzurichten wissen. Ohne Widerspruch sind hierinn die **Biber** die größten Meister. Sie leben in einsamen, menschenleeren Gegenden in Gesellschaft beysammen, und vereinigen sich, wenn ihre Zahl zu groß zu werden beginnt, zur Errichtung neuer Kolonien. Sie versammlen sich zu Hunderten, zu dem besagten Zwecke, am Ufer eines Strohmes, fangen an, Bäume zu fällen, schneiden und hauen sie zu Pfählen, flösen oder schleppen sie an Ort und Stelle, und legen wohl zu der erstern Absicht Kanäle an. Dann bauen sie gewöhnlich einen starken Damm in das Wasser, streng nach den Regeln der Wasserbaukunst, verfertigen ihre Wohnungen in der Erde, bestimmen die Größe derselben nach der Zahl der muthmaßlichen Bewohner, theilen sie ordentlicher Weise in 3 Stockwerke, wölben jede derselben oben zu, und belegen den Boden, mit Stroh und Gras. Es ist schwer, beym Anblicke eines Biberbaues sich zu überreden, daß er ein Produkt vernunftloser Geschöpfe sey. — Auch die Nester mancher Vögel sind mit auffallender Geschicklichkeit angelegt. Schon das Nest der gemeinen **Schwalbe** verdient in dieser Rücksicht Bewunderung.

Wie geschickt weiß sie die zweckmäßige Thonart zu wählen, sie an den Häusern zu befestigen, die rechte Wölbung zu treffen, und die Klümpchen ihres Mörtels, wie Quaderstücke, regelmäßig mit einander zu verbinden? — So verfertiget sich die Pindulinmaise ein beutelförmiges Nest aus Pappelwolle, läßt zwey Oefnungen daran, und hängt es an den Ast eines Baumes auf. — Das Bautalent der Bienen bedarf aber nur angeführt zu werden, und erinnert zugleich an die vielen andern diesem nützlichen Insekte gegebenen Instinkte, die sich theils in seinem gesellschaftlichen Leben, theils in seiner planmäßigen Industrie, auf eine dem Beobachter sehr interessante Art äussern.

Ueber all' dieß werden bey einigen Thieren noch solche Triebe bemerkt, die bey ihnen gleichsam die Stelle des guten Herzens vertreten, und Handlungen hervorbringen, von denen man es bedauert, daß sie nicht Folgen vernünftiger Entschliessungen, sondern eines blossen Mechanismus sind. Hiezu gehört besonders ihre Sorgfalt für ihre Jungen, ihre zärtliche Geschäftigkeit, sie zu nähren und zu erhalten, und ihre Entschlossenheit, sie in Gefahren zu vertheidigen

thei-

theidigen. Keines aber ist für diese älterliche Sorgfalt dankbarer, als die Ratte. Denn es hat sich vollkommen bestättigt, daß die Jungen ihre Alten, wenn sie blind und kraftlos sind, mit Fütterung versehen. — Manche, besonders Vögel, leben in einer ordentlichen Ehe, bleiben sich gegenseitig treu, und vereinigen ihre Bemühungen zur Erziehung ihrer Nachkommenschaft. Die Seebären aber machen hierinn eine merkwürdige Ausnahme. Denn sie halten sich ein Serail von dreysig bis vierzig Weibern, und benehmen sich gegen sie mit all' der Eifersucht und Strenge, die man den meisten männlichen Bewohnern derjenigen Länder, in denen die Vielweiberey eingeführt ist, einstimmig zum Vorwurf macht. — Gewisse Thiere scheinen von der Natur zur Sicherheit anderer berufen zu seyn, indem ihnen ihr Instinkt gebietet, ihre Mitgeschöpfe vor Gefahr zu warnen. Die Bergälster und der Drehhals z. B. geben, so bald sie einen Raubvogel bemerken, allen in ihrer Nachbarschaft herumfliegenden Luftbewohnern durch einen ängstlichen Laut das Zeichen, daß sie sich vor ihrem herankommenden Mörder in Sicherheit setzen sollen.

Ueber Marianne Ehrmann.

Es erregen wenige Ereignisse des menschlichen Lebens in fühlenden, theilnehmenden Herzen eine so niederdrückende, bängende Empfindung, als der plötzliche Tod unsrer Freundinnin und Freunde. Ihr mündlicher oder schriftlicher Umgang ist uns zum Bedürfnisse geworden; sie sind die Vertrauten unsrer Freuden und unsrer Leiden; wir betrachten sie als die Beförderer unsrer moralischen und intellektuellen Vollkommenheit; wir messen den Werth der Dinge mit dem Maaßstabe, den sie uns darbieten; wir finden in ihrer Liebe unser höchstes Erdenglück. Ist es denn ein Wunder, wenn wir in stummes Entsetzen hinsinken, und für unsern Schmerz keinen Ausdruck finden, wenn uns ein Gut von einem so hohen, unschätzbaren Werthe plötzlich hinweggenommen wird? Im tiefen Gefühle unsres Verlustes stehen wir gleich den Verwaisten, die Vater und Mutter verlohren haben, und empfinden es nur um so lebhafter, was der Freund oder die Freundin uns war, je höher für uns die Gewißheit ist, daß sie auf immer dahin sind.

Dieß

Dieß waren auch die Empfindungen meines Herzens, als mich die traurige Kunde von dem schnellen Tode der edlen Marianne Ehrmann überraschte. Zwar waren alle ihre Freunde längst darauf vorbereitet, sie in der Mitte ihres nützlichen Lebens zu verliehren. Denn ihr Körper war durch jugendliche Leiden, durch Gram und Sorgen, und durch übermässige Anstrengung des Geistes viel zu sehr entkräftet, als daß man sich hätte schmeicheln können, sie lange zu besitzen. Aber die Menschen sind gewohnt, für diejenigen, die sie lieben und schätzen, immer mehr zu hoffen, als die Umstände sie hoffen lassen, und nur allzuoft übersehen sie die größten Gefahren, weil die Neigungen ihres Herzens einen Schleyer über sie hingeworfen haben. Aber wir finden uns dann um so schmerzhafter verwundet, wenn dieser Schleyer plötzlich hinwegfällt, und wir mit einemmale all' die Erwartungen vereitelt sehen, auf die wir mit so großer Zuversicht gebaut hatten.

Aber gewiß floß auch manche Thräne für sie aus dem Auge solcher Menschen, die, ohne in einer freundschaftlichen Verbindung mit ihr zu stehen, nur Marianne, die Schrift-

stellerin, kannten. Denn jeder Leser ihrer Schriften, der wahren Menschenwerth zu schätzen verstand, mußte sich für sie interessiren und einem Weibe seine ganze Hochachtung weihen, die es vermocht hatte, ihren Geist bis zu einem so hohen Grade auszubilden, und das Maas von Scharfblick, Menschenkenntnis und Darstellungsgabe zu erringen, das wir an ihr bewundern. Dieses Interesse mußte noch mehr verstärkt werden durch die Züge von Adel und Würde des Charakters, die in allen ihren Aufsätzen so deutlich ausgedrückt sind, und durch die überall bemerkbare Wärme, mit der sie durch alles, was das Wohl und die Veredlung der Menschheit, und besonders ihres Geschlechts betraf, erfüllt wurde. Unmöglich konnten gute Menschen bey dem frühen Scheiden der Edeln gleichgültig bleiben, die all' die besagten Vollkommenheiten in einem solchen Maase besaß, und sich mit so groser Thätigkeit beeiferte, den Erwerb derselben auch andern zu empfehlen und zu erleichtern.

Die Vorsehung hatte Mariannen ihr ganzes Leben hindurch auf dem dornichten Pfade der Trübsale und Leiden geführt, um auf dem-

selben ihre schönen Anlagen auszubilden, und die fruchtbaren Keime zu entwickeln, die in ihrem Verstande und in ihrem Herzen eingesenkt waren. Zwar ist es mühsam und beschwerlich, diesen Pfad zu wandeln, und wir stemmen uns oft mit Gewalt gegen die Klippen, die vor uns liegen, um nicht weiter auf demselben fortgerissen zu werden. Aber die größten und besten Menschen haben auf demselben ihre Kräfte gestärkt und geübt, und Behutsamkeit gelernt, um nicht in die Abgründe zu stürzen, in denen so viele andere neben ihnen umgekommen sind. Sie sind auf ihm weise, schonend, duldend, edel und stark geworden, und haben immer am Ende des Pfades mit der Ueberzeugung auf denselben zurückgeschaut, daß sie, wenn es von ihnen abhienge, ihr Leben von vornen anzufangen und den Plan desselben selbst zu entwerfen, genau die nämliche Bahn einschlagen würden, die ihnen die Vorsehung, mit anscheinender Härte, aber, wie sie nun einsehen, mit hoher Weisheit und Güte vorgezeichnet hat.

Marianne hatte die zürnende Hand des Schicksals schwer gefühlt, und das Leben selten von seiner lachenden Seite gesehen, so viel

Sinn und Empfänglichkeit für die höhern Freuden desselben sie auch hatte. Aber sie unterwarf sich dem Mißgeschicke, — nicht zwar mit dumpfer Unempfindlichkeit, nein, manche Dinge kränkten sie nur gar zu tief, — aber mit der festen, ausdaurenden Stärke, die aus der Ueberzeugung entsteht, daß das Gute, das aus unserm Leiden resultirt, ein unendlicher Ersatz, für all' die vorübergehenden, schmerzhaften Empfindungen sey, die sie begleiten.

Ihr Vater war ein schweizerischer Edelmann, aus der bekannten Familie von Brentano; ihre Mutter aber stammte aus einem gräflichen Hause ab. Schon frühe, ohne kaum die erste Erziehung genossen zu haben, starben ihr ihre Aeltern von der Seite, und unter elf Geschwistrigen war sie dasjenige, das alle andere überlebte. Der Tod ihrer Aeltern war die Epoche, mit der ihre widrigen Ereignisse begannen, und seit welcher sie, bis an ihren Tod, immerfort unstät von den Wogen des Schicksals umher geworfen wurde. Erst nahm sie einer ihrer Verwandten auf, der sie durch den schändlichsten Geiz beynahe um ihr ganzes Vermögen brachte. Sie entgieng deu Klauen dieses Hab-

süchtigen durch Vermittlung ihres würdigen Oheims, des geheimen Raths von Brentano in Kempten, und begab sich zu einem andern Verwandten, der sie als Verwalterin seiner Wirthschaft aufnahm. Dieser, eben so niederträchtig als der vorige, nur auf eine andre Weise, machte Anschläge auf die Unschuld des jungen, blühenden, muntern Mädchens, und als er sich von ihr standhaft zurücke gewiesen sah, stieß er sie, mit all' der gefühllosen Wuth, zu der unerhörte Wollust entflammt, aus seinem Hause, und überließ sie ihrem Schicksale.

Marianne befand sich in der hülflosesten Lage, als unvermuthet der Mann erschien, von dem sie Errettung und den Lohn für ihren tugendhaften Widerstand gegen die Ränke eines Verführers zu erhalten glaubte. Ein Offizier warb um ihre Hand, und sie trug kein Bedenken, sie ihm darzureichen. Aber es waren kaum einige Wochen vorüber geflossen, als sie schon einsahe, wie sehr sie sich getäuscht hatte, und ihr zuvor von Freude über die vortheilhafte Wendung ihres Schicksals erhobenes Herz von der quaalvollsten Reue gepeiniget wurde. Ihr Gatte hatte nämlich seine Maske abgelegt, und

zeigte sich ihr in seiner natürlichen Gestalt, als einen der ausgelassensten, unsittlichsten, verdorbensten Menschen, der, ohne Sinn für die reinern Freuden des ehelichen Lebens, dem Weine und dem Spiele mit Leidenschaft ergeben war, Tag und Nacht in den Schenken und Kaffeehäusern umherschwärmte, und sein junges Weib, unbekümmert, zu Hause in ihren Thränen schwimmen ließ.

Marianne wand alles an, was in ihren Kräften stand, den zügellosen Mann zur Besserung zurücke zu rufen. Sie stellte ihm mit ihrer feuervollen Beredsamkeit das Elend vor, das er sich selbst und ihr bereitete; sie verstärkte ihre Vorstellungen durch ihre Thränen; sie bat und flehte; sie warnte und drohte; — aber jedes Wort war vergeblich verschwendet, ja, der Elende vergaß sich sogar so weit, daß er ihre redlichen Warnungen mit Zorn und Ungestümm erwiederte, und nach der Weise des niedrigsten Pöbels in der Wuth Hand an sie legte. Sie war in der Hofnung, Mutter zu werden; aber eine schreckliche Mißhandlung zernichtete den unter ihrem Herzen sich regenden Keim, und warf sie in einen Zustand von Noth und Verzweif-

zweiflung hin, an den sie sich in spätern Zeiten nicht mehr erinnern durfte, ohne in die erbärmlichste Schwermuth zu fallen.

Der Bösewicht hatte zu verschiednen malen, um seinen Hang zu Ausschweifungen zu befriedigen, die ihm anvertraute Kasse bestohlen. Marianne, noch immer in der Hofnung, ihn zu bessern, und seinem gänzlichen Untergange vorzubeugen, füllte, durch die Verwendung ihres vortreflichen Oheims, die gemachten Lücken immer wieder aus. Aber nichts konnte ihn zur Besinnung bringen. So oft er aus einer neuen Verlegenheit gerettet war, fieng er mit seiner unbeschreiblichen Lüderlichkeit seine alte Lebensweise immer wieder an, wiederholte die vorigen Streiche, und als er keine Möglichkeit mehr sah, die gemachten Reste zu berichtigen, wurde er plötzlich unsichtbar, und hinterließ sein edles Weib im bittersten Elende.

Diese, von Schaam, Kummer und Verzweiflung zu Boden gedrückt, verfiel in einen völligen Wahnsinn, so daß man sie mehrere Monate lang bewachen mußte. Der edle Mann, der bisher so viel für sie gethan hatte, war seiner menschenfreundlichen Thätigkeit noch

nicht müde. Er that alles, was er konnte, sie von ihrer Verrückung zu heilen, und sah sich bald durch das Gelingen seiner Absicht für seine Sorgfalt belohnt. Zu ihrer gänzlichen Wiederherstellung leitete er es ein, daß sie eine große Reise durch Deutschland und Italien machen konnte, damit durch den Anblick vieler neuen, anziehenden Gegenstände die Erinnerung an ihre vorigen Umstände aus ihrer Seele verscheucht werden möchte. Während dieser Zeit wurde sie auch förmlich von dem Bösewicht getrennt, der sie so schändlich betrogen, und auf eine so ehrlose Art verlassen hatte.

Ihre Reise war geendigt, nicht aber ihre Leiden. Ihr Wohlthäter hatte so große Aufopferungen für sie gemacht, daß sie sichs nicht mehr abgewinnen konnte, noch länger Beweise seiner väterlichen Güte anzunehmen. Ihre Kräfte und Talente schienen sie der Nothwendigkeit zu überheben, von den Wohlthaten ihrer Freunde zu leben. Sie trat deßhalb zuerst, unter sehr günstigen Aussichten, als Gouvernante in die Dienste einer gräflichen Familie; aber all' diese Aussichten waren Täuschung, und sie mußte sich schnell zurücke ziehen. Von da an

begann eine Reihe der härtesten und unwürdigsten Schicksale, von denen sie, gleich dem Schiffe auf dem stürmenden Meere, umhergeworfen wurde. Aus Noth und Neigung widmete sie sich dem Theater, erfuhr all' die Unannehmlichkeiten und Kränkungen, die bald der Neid, bald der Stolz, bald die Wollust den Priesterinnen der Muse des Schauspiels bereitet; durchreißte mit den Gesellschaften, unter die sie getreten war, unter den mannigfaltigsten Wechseln des Glücks, Deutschland, Holland, die Schweiz, Ungarn und Siebenbürgen, und war endlich von ihrem launenhaften Genius nach Straßburg geführt, um daselbst eine neue Laufbahn anzutreten.

Sie hatte zuvor in Wien ihr erstes schriftstellerisches Produkt, die Philosophie eines Weibes, herausgegeben, welches um diese Zeit unter dem Titel: *Philosophie d'une femme*, ins Französische übersetzt, und in einer straßburgischen Zeitung recensirt wurde. Diese Recension, welche die vielen feinen und scharfsinnigen Bemerkungen, die das besagte Buch enthält, mit gebührendem Lobe erhub, und der Verfasserin zugleich einige wichtige

Win-

Winke für ihren künftigen litterarischen Fleiß ertheilte, bestimmte Mariannen, den Urheber derselben aufzusuchen. Man nannte ihr einen jungen Gelehrten, der damals anfieng, als Schriftsteller vor dem Publikum zu erscheinen. Sie machte seine persönliche Bekanntschaft, und wurde auf diesem Wege die Gattin des gelehrten und verdienstvollen Hrn. Doktor Ehrmanns, dem Deutschland schon lange eine ehrenvolle Stelle in der Reihe seiner vorzüglichsten historischen und statistischen Schriftsteller angewiesen hat.

Auch diesen ihren Gatten mußte sie erkämpfen. Es wurden ihrer Verbindung von mehrern Seiten große Schwierigkeiten gemacht, und sollte das eine durch das andre glücklich werden, so mußten sie die Menschen fliehen, die ihnen aus unedlen Beweggründen widerstanden, und ihre Wohnung in der Ferne aufschlagen, wo sie nicht hinwirken konnten. Sie gaben der Stadt, in der sie die ersehnte Ruhe nicht fanden, gute Nacht, und liessen sich erst in dem obskuren, abgelegenen Jßny, in Oberschwaben nieder, und von da zogen sie, nach einem kurzen Aufenthalt, nach Stuttgardt.

Zwar fand Marianne in dem Besitze eines Gatten, der in jeder Rücksicht ihrer so ganz würdig war, reichliche Entschädigung für die Leiden ihres frühern Lebens, und besonders für die schweren Kämpfe, die sie erstehen mußte, um ihn sich zu erhalten. Aber ihre Lage blieb immer, was sie stets gewesen war, nichts weniger als glücklich. Zwar genoß sie die Achtung aller guten Menschen, die sie kannten, — genoß Freundschaft von nahen und fernen in ihrer ganzen, beseeligenden Fülle, — genoß öffentliche Ehre und öffentlichen Beyfall, und was ihr kein äuserer Sturm rauben konnte, Ruhe des Herzens, erzeugt durch das Bewußtseyn ihrer reinen Gesinnungen. Aber schon der Umstand, daß Schriftstellerey für sie und ihren Gatten einzige Nahrungsquelle war, läßt vermuthen, daß ihr Loos ihrer wenigstens nicht würdig seyn konnte. Denn was beynahe alle Menschen, die sich durch diese Art von Erwerb durchs Leben zu bringen suchten, getroffen hat, stimmte auch Mariannens Herz oft zu tiefer Schwermuth, und all' ihre Freunde werden sich noch lebhaft genug erinnern, wie bitter sie über die Unsicherheit ihrer Nahrungsart, über den Zwang, den sie ihrem

Geiste anthun mußte, über den Eigennutz unedler Buchhändler, über die Bosheit und Ignoranz unwürdiger Recensenten, über ökonomische Stürme und Verlegenheiten, und über die schweren Beleidigungen, die ihr Ehrgefühl nicht selten erfahren mußte, zu klagen pflegte.

Man erstaunt beym Hinblicke auf diese sonderbare Verkettung widriger Zufälle, und auf diesen ihr ganzes Leben hindurch fortdaurenden Kampf mit Kränkuugen, Widerwärtigkeiten und Verfolgungen, trotz derselben bey ihr diese hohe Ausbildung des Geistes, und diese Heiterkeit und Freyheit der Seele zu bemerken; und sie muß uns gedoppelt ehrwürdig werden, durch die Stärke, mit der sie die besagteu Vorzüge zu erwerben und zu behaupten wußte, in einer Lage, die tausend andere, auch bey dem größten natürlichen Talente, in Trägheit, Stumpfheit und Trübsinn hingehalten haben würde.

Phantasie war diejenige Kraft ihrer Seele, die in ihr mit der größten Thätigkeit und Lebhaftigkeit wirkte. Sie, durch eine äuserst reizbare und feine Empfindung genährt, stellte ihr alle Gegenstände im vollsten Lichte dar, lies sie überall die charakteristischen Seiten derselben

festhalten, erwärmte ihr Herz für alles, was sie dachte und empfand, und versah sie mit dem unerschöpflichen Reichthum, und der ungemeinen Mannigfaltigkeit von Begriffen und Ideen, die sie aus sich selbst hervorschöpfte. Sie bestimmte sie, gerne im Gebiete des Idealischen zu weilen, setzte sie in den Stand, die interessantesten und verschlungensten Dichtungen zu entwerfen, in ihnen die anziehendsten und treffendsten Charaktere aufzuführen, und sie mit ihrer bekannten Fülle und Energie des Ausdrucks zu schildern. Den Stoff, den ihr diese unerschöpfliche Quelle darbot, bearbeitete sie mit einer sanften, heitern Laune, wodurch derselbe in einer gefälligen, niedlichen, einnehmenden Gestalt erschien, die durch die am rechten Orte angebrachten Züge von Witz und Jovialität noch mehr belebet und verschönert wurde.

Es ist unmöglich, daß diese Fülle der Imagination, und die mit derselben gewöhnlich verbundene übermäßige Spannung der empfindenden Kräfte nie die Gesichtspunkte, aus denen die Dinge in der physischen und moralischen Welt betrachtet werden müssen, verrücken, und von dem geraden Wege, auf dem wir zur Kennt-

niß der reinen Wahrheit gelangen, abführen sollten. Um so weniger ist es zu läugnen, daß auch Marianne zuweilen manches in einem blendenden, die Organe schwächenden Glanze sah, bey verschiedenen Veranlassungen glühte, wo sie bloß hätte warm werden sollen, und nicht selten, von der Gewalt des ersten Eindrucks, oder dunkler Gefühle fortgerissen, rascher, entscheidender und allgemeiner urtheilte, als es die kalte, besonnene Vernunft gut heissen konnte. Um so nüchterner und treffender würdigte sie aber wieder andere Gegenstände, die entweder blos theoretischen Gehaltes waren, oder die Empfindung weniger affizierten. Die ausgebreitete Erfahrung, die sie in den mannigfaltigsten Verhältnissen des Lebens gemacht hatte, und der beobachtende Blick, mit dem sie auf sich selbst und auf andere sah, gewährte ihr eine große Menge von Materialien. Deßhalb waren auch ihre Bemerkungen über den Gang, die Quellen und die Aeusserungen menschlicher Charaktere oft so tief geschöpft, und so überraschend wahr, ihre Beobachtungen über das weibliche Herz so scharf und richtig, ihre Ermunterungen zur sittlichen Güte so stark und

rührend, und ihre Tröstungen für Leidende so eindringend und beruhigend.

Die Denkmahle dieses ihren intellektuellen Charakters sind in den Händen des Publikums, und sie reihet sich durch dieselben unstreitig an der Zahl der Weiber an, die in unserm Zeitalter durch Verstand, Witz, Phantasie und schriftstellerisches Talent geglänzt, und den stolzen Wahn überzeugend genug widerlegt haben, daß nur die Männer von der Natur ausschliessend berechtiget worden seyen, Wahrheit durch Selbstdenken zu finden, und öffentlich für sie und ihre Schwester, die Tugend zu sprechen. Ihre Schriften *) sind nicht nur in Deutsch-

 land,

*) Die vorzüglichsten sind: Philosophie eines Weibes, — Graf Bielding, eine dramatisirte Geschichte, — Fragmente für Denkerinnen, Amalie, eine wahre Geschichte in Briefen, 2 Bände, — Nina's Briefe an ihren Geliebten, — (diese beyden Schriften enthalten die Hauptzüge aus ihrem eigenen Leben, jedoch mit Dichtung untermischt,) — Erzählungen (8. 1795.) die beyden Journale Amaliens Erho-

land, sondern zum Theil auch in dem übrigen Europa durch Uebersetzungen weit verbreitet, und haben in der schönen Welt, deren Veredlung hauptsächlich durch dieselbe bezielt war, zwar keinen rauschenden, aber nichts destoweniger großen Beyfall gefunden. Dieß gilt besonders von der Einsiedlerin aus den Alpen, einem Journale für Frauenzimmer, das sie bis wenige Monate vor ihrem Tode herausgab, und nicht wegen Mangel an Unterstützung, sondern bloß wegen ihrer zunehmenden Kränklichkeit, mit dem zweyten Jahrgange geschlossen wurde, indem sie die Erwartungen ihrer Leserinnen nimmer so bald befriedigen konnte, als diese es wünschten.

Ausgebreitete und richtige Kenntniß der Welt und des Menschen, ein tiefer Blick in die undurchdringlichen Falten des weiblichen Herzens,

lungsstunden, und die Einsiedlerin aus den Alpen. Kurz vor ihrem Tode hat sie eine Sammlung ihrer besten gedruckten und ungedruckten Schriften, unter dem Titel: Amaliens Feierstunden in 8 Bänden angekündigt, zu der sich auch schon eine große Menge Liebhaber gemeldet hatte. —

zens, ein ausgereifter, durch Erfahrung und Uebung gebildeter Verstand, eine unerschöpfliche, oft bis zur Ueppigkeit überströhmende Phantasie, eine heitere, in muntern Scherzen und den schönsten Aeuserungen des Witzes sich ergiessende Laune, eine nicht selten bis zum höchsten Enthusiasmus getriebene Wärme für Tugend und Menschenwohl, ein tieffühlendes, edles Herz und eine feuervolle, kräftige und elegante Sprache, — machen das gemeinsame, unverkennbare Gepräge aller ihrer Schriften aus, und erheben manche derselben, wo nicht ganz, doch wenigstens theilweise, zu wirklichen Meisterstücken. Diese Vorzüge finden sich aber besonders in ihren erzählenden Aufsätzen, wo sie alles der Natur und dem wirklichen Leben so genau anzupassen, die kleinsten Züge so lebhaft zu malen, die Charaktere so gut anzulegen und auszuführen und ihre Leser so ganz in die Geschichte hinein zu versetzen wußte, daß sie in diesem Fache, ohne Erröthen, an die Seite der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller treten durfte. Gewöhnlich untermischte sie ihre Erzählungen mit kurzen philosophischen und moralischen Sentiments, die oft durch ihre Neu-

heit, oft durch ihre Einkleidung überraschen, in jedem Falle aber der Seele des Lesers stärkende Nahrung geben. Aber die Briefe, die sie an ihre Freunde und Freundinnen schrieb, waren in gewissem Betrachte mehr werth, als alle ihre gedruckten Werke, und hinderten es nicht, theils sittliche, theils konventionelle Rücksichten, sie bekannt zu machen, so würde durch eine auserlesene Sammlung derselben Mariannen das schönste und dauerhafteste Monument errichtet werden können. Sie waren so ganz das Bild ihres Herzens, mit der größten Naivität, ohne Schmuck und Zierde hingeworfen. Aber voll gediegenen Gehaltes, und jeder Gedanke in seiner ganzen Nacktheit dargestellt, wie er aus ihrer Seele geflossen war.

Jedoch muß man auch das eingestehen, — denn nicht eine Lobrede, sondern eine treue Charakteristik meiner Freundin möcht ich meinen Leserinnen geben, — daß die besagten Vollkommenheiten nicht allen ihren Schriften, wenigstens nicht allen Theilen derselben zukamen. Denn es ist unläugbar, daß sie ihre glühende Phantasie manchmal auf Abwege geführt, und zu unbestimmten und schwankenden Urtheilen ver-

verleitet; daß sie, besonders in räsonnirenden Aufsätzen, oft zu redselig geworden; daß sie manche ihrer Lieblingsideen zu häufig wiederholt; daß sie zuweilen einen Charakter verzeichnet, sich manchen trivialen Gemeinplatz, manches abgenützte Bild erlaubt und auch hie und da die Gesetze der Kunst zu sehr vernachläßiget hat. Allein wer ihre Lage und den eisernen Druck kennt, unter dem sie ihrem Geiste oft die Gedanken abzwingen mußte, der wird ihr diese Fehler nicht nur gerne vergeben, sondern es auch bewundernswerth finden, daß sie in solchen Umständen nur so viel leisten konnte. Eine fortdaurende Kränklichkeit, wobey der Geist zu jeder stärkern Anstrengung genöthiget werden mußte, — Sorgen der Nahrung, — Bedrückungen von habsüchtigen Buchhändlern, — öffentliche Antastungen von unberufenen Recensenten und boshaften Verläumdern, und noch unzähliche andere Dinge, die nicht öffentlich gesagt werden können, vereinigten sich, ihre Kräfte zu lähmen, ihren Muth zur Arbeit zu schwächen und ihren Geist mit Trübsinn zu erfüllen. Ist es denn ein Wunder, wenn man manchem ihrer Werke den Schweiß ansieht, mit dem sie

 her=

hervorgebracht wurden, und wenn hie und da ein Flecken unverwischt stehen geblieben ist, da die Hand so müde und so schwer gefesselt war, die ihn hätte vertilgen sollen? Besonders bemerkbar aber ist es in ihren letzten Aufsätzen, daß sie sich ziemlich erschöpft, und den Reichthum ihres Geistes großentheils verbraucht hatte. Wahrscheinlich war dieß eine Folge ihrer Kränklichkeit, die ihre Seelenkräfte früher erschlaffen gemacht hatte, als es bey einem stärkern Körperbau geschehen seyn würde. Doch macht man diese Bemerkung beynahe bey allen Schriftstellern, einige Sterne der ersten Größe abgerechnet, welche in Umständen leben, die es ihnen nicht erlauben, dann aufhören zu schreiben, wann es ihnen die beginnende Dürftigkeit ihres Geistes gebietet.

Auch Mariannen traf das gemeinsame Loos aller Menschen, die sich durch irgend einen Vorzug über ihre Klasse erheben, daß sie von denjenigen beneidet werden, die sich von ihnen übertroffen sehen. Eitle und selbstsüchtige Weiber konnten es ihr nicht vergeben, daß sie durch so große und mannigfaltige Talente Beyfall und Ehre erndtete, und sich für berufen hielt, als

Leh=

Lehrerin ihres Geschlechtes aufzutreten, und die Thorheiten und Fehler desselben bald mit der Geissel der Satyre und des Spottes, bald mit dem nachdrücklichen Ernst des Unterrichts und der Warnung zu züchtigen und zu strafen. Ihre Eigenliebe ward viel zu sehr beleidigt durch die Bemerkung, wie weit sie von Mariannen übertroffen werden, als daß sie nicht hätten mit Widerwillen gegen sie erfüllt werden müssen. Es blieb ihnen nichts übrig, als ihre Vorzüge geradezu in Anspruch zu nehmen, und ihr all' die Verdienste abzusprechen, die sie sich unläugbar erworben hatte. Ja manche vergassen sich gar so weit, daß sie behaupteten, sie schreibe ihre Schriften nicht selbst; — eine Beschuldigung, die zu ihrer größten Rechtfertigung gereicht, indem durch sie der Werth ihrer Produkte wirklich zugestanden wird. Doch sie, die Edle, verachtete all' diese öffentlichen und geheimen Neckereyen des Neides und der Eifersucht, und lies sich durch den Tadel unbedeutender und leidenschaftlicher Menschen in ihrer Thätigkeit nicht irren.

Man konnte sie hiebey nicht beschuldigen, daß sie durch ein prätentirendes, selbstgefälliges, über-

übermüthiges Betragen, zum Erwachen jenes Neides beygetragen habe. Wenn gleich die Weiber, die sich durch Kenntnisse und Aufklärung auszeichnen, das Vorurtheil gegen sich haben, daß sie ihre Vorzüge, zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, gerne zur Schau tragen, — so machte doch Marianne hierinn eine Ausnahme. Ihre Geistesbildung schien durchaus auf den moralischen Zweck berechnet zu seyn, und es war ihr nicht sowohl darum zu thun, viel zu wissen und scharf zu sehen, als durch die fortschreitende Kultur ihrer Seelenkräfte dem Ideale der menschlichen Vollkommenheit, nach dem Willen des Schöpfers, immer näher zu schreiten. Deßhalb strebte sie nicht darnach, zu glänzen und Bewunderung zu erregen. Ein Unbekannter hätte lange um sie seyn können, ohne auch nur von weitem zu vermuthen, daß er ein Weib von diesem Geiste, und von diesem Schriftstellerruhm vor sich habe. Sie kam überhaupt selten unter Menschen, und in gemischte Gesellschaften gar nie, so daß es ihr unmöglich darum zu thun seyn konnte, in dem Zirkel, in dem sie lebte, Aufsehen zu erregen. Bittere Erfahrungen hatten sie gegen die Men-

schen mißtrauisch, und gegen ihr Lob ziemlich gleichgültig gemacht. Nur der Beyfall derjenigen, von deren sittlicher Güte sie überzeugt war, schien ihr wünschenswerth; aber die rühmlichsten Urtheile der Menge liessen sie kalt. — Doch blickte manchmal in ihren Briefen, und sogar zuweilen in ihren Schriften eine kleine Spur von verborgener Eigenliebe, oder von heimlichem Egoismus hervor, und sie gestand es selbst, daß sie nicht selten, besonders bey den Lobsprüchen, die ihr von kompetenten Richtern über ihren intellektuellen und sittlichen Werth ertheilt wurden, mit diesem Feinde zu kämpfen habe. Aber wir würden diese Spuren gar nicht bemerken, wenn wir nicht durch ihre sonstigen Vollkommenheiten gewöhnt wären, nichts als lauter Gutes an ihr zu sehen, und ihr auch den kleinsten Flecken nicht zu vergeben.

Auch die andere gewöhnliche Beschuldigung, daß Frauenzimmer von wissenschaftlicher Bildung schlechte Hauswirthinnen seyen, traf Mariannen nicht. Sie hatte von allen weiblichen Geschäften die genaueste und vollständigste Kenntniß, und wußte die Arbeit in der Garderobbe und in der Küche eben so gut zu besorgen, als die

die am Schreibpulte. Sie versah ehemals ihre Wirthschaft bis aufs kleinste Detail hinaus selbst, und auch ihr Putz, auf den aber immer sehr wenig verwandt wurde, war ein Gemächte ihrer Hand. Später aber, da Schriftstellerey ihr Hauptgeschäfte wurde, unterrichtete sie ein von ihr gebildetes, und ihrer ganz würdiges Mädchen in diesen Arbeiten, die dann dieselben unter ihrer Aufsicht besorgte. Sie lebte dabey äuserst sparsam, kleidete sich niedlich und mit Geschmack, aber ohne beträchtlichen Aufwand, hatte sehr wenige körperliche Bedürfnisse, und wußte sich in Ansehung derselben nach den Umständen einzuschränken.

Sie war, wie gesagt, gegen die Menschen, im Durchschnitte, mißtrauisch, — und bey den unendlichen Verfolgungen der Bosheit, des Stolzes, des Neides und der Habsucht, die sie ihr ganzes Leben hindurch erfahren hatte, ist diese Erscheinung sehr erklärbar. Aber keinen haßte sie. Es kostete sie wenig Ueberwindung, ihren größten Beleidigern zu vergeben. Sie fühlte das Elend anderer tief, konnte beym Anblicke ihrer Leiden in Thränen zerfließen, arbeitete rastlos zur Beförderung des erhabenen Endzwecks

zwecks des Schöpfers, daß es nämlich mit der Menschheit immer besser werden soll, eilte allen Unglücklichen mit Rath und Trost zu Hülfe, versagte sich manchen erlaubten Aufwand, um für die Dürftigen desto mehr thun zu können, und da sie selbst keine Kinder hatte, nahm sie ein von seinen Aeltern unversorgtes Knäbchen, gleich nach seiner Geburt, in ihr Haus, und erzog es bis an ihren Tod. — „Mich selbst, schrieb sie mir vor einiger Zeit, als die feindlichen Heere das Vaterland zu überschwemmen und alles umzukehren drohten, mich selbst „schreckt das abentheuerlichste Schicksal nicht, „und all' meine widrigen Erfahrungen müßten „unnütz gewesen seyn, wenn sie mich nicht ge„lehrt hätten, jeden Unfall des Lebens standhaft „zu ertragen. Aber mir ist nur um die vielen „Elenden um mich her bange, denen es bald an „äuserer, bald an innerer Kraft gebricht, dem „Sturm zu entfliehen, oder ihm Trotz zu bie„ten. Ach, das Herz möchte mir zerspringen, „wenn ich mir die vielen schuldlosen Opfer denke, „die vielleicht mitten in unserm Vaterlande, auf „dem Altare des Kriegsgottes, verstümmelt „und geschlachtet werden."

Die-

Dieser schönen, sanften Empfindungen der Menschenliebe konnten sich besonders ihre Freundinnen und Freunde freuen. Sobald sie sich überzeugt hatte, daß sie ihrer nicht unwürdig seyen, kam sie ihnen mit vollem, offenem Herzen entgegen. Sie hatte dann kein Geheimniß mehr vor ihnen, und goß, mit einer Unbefangenheit, als könnten Menschen sich nie mehr ändern, alles, was sie in ihrem Innern hatte, vor ihnen aus. Sie war ganz zur Freundschaft geschaffen; gefühlvoll, treu und fest, und nichts hatte sie, was sie nicht bereit gewesen wäre, für ihre Vertrauten hinzugeben. — Aber desto öfter fand sie sich auch getäuscht; denn nur wenige Menschen waren fähig, das ihr zu seyn, was sie so vielen andern war, und doch glaubte sie ein Recht zu haben, es zu fordern.

Marianne war unaufhörlich, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, an ihrem Schreibtische beschäftiget, und sie arbeitete mit einer Heiterkeit und Leichtigkeit, die bey der Erinnerung an ihre Schicksale und an den steten Druck, worunter sie sich befand, gedoppelte Bewunderung verdient. Der Schriftstellerey widmete sie ihre ganze Zeit bey weitem nicht.

Sie

Sie hatte eine große Menge von Korrespondenten in Deutschland und in der Schweiz, die sich immer vermehrte. Sie ließ keinen ihrer Briefe unbeantwortet, erwiederte alle Anfragen und Rathseinholungen von Undekannten pünktlich und ausführlich, und ihren Freunden schrieb sie nicht nur oft, sondern auch sehr viel, so, daß ein Brief oft mehrere Bogen einnahm. — Was andere Leute Mußestunden heissen, wurde von ihr häuslichen Geschäften gewidmet.

Der Reichthum ihres Geistes, ihr Witz, ihre feuervolle Lebhaftigkeit und ihr gutmüthiger, naifer Ton machten sie zur angenehmsten Gesellschafterin. Aber nicht immer war ihre Laune dazu gestimmt, sich so mitzutheilen, wie man es wünschte, und stets war es nur der Cirkel ihrer Vertrauten, worinn sie die Empfindungen ihrer Seele ohne Zwang ergoß. Im Umgange mit Männern war sie aber äuserst zurückhaltend und delikat, und glaubte sie irgendwo nichts für Verstand und Herz finden zu können, so schlich sie wohl stillschweigend hinweg, und zog die Einsamkeit einer faden, nichtsbedeutenden Unterhaltung vor.

Sie war von Person mehr als mittelmäßig groß, hatte einen feinen Gliederbau, und einen schlanken Wuchs. Ihre langen, dunkelbraunen Haare trug sie unfrisiert, nach englischer Art. Ihr Gesicht war nicht sowohl schön, als interessant, offen, edel und mit den Merkmalen großer ehemaliger Leiden bezeichnet. Jede ihrer Empfindungen drückte sich äuserst genau in den Zügen desselbigen aus, und diese veränderten sich bey der Lebhaftigkeit ihrer Seele oft sehr schnell. Ihre Haut war ein wenig blatternarbigt, die Wangen und Lippen, die Stunden des Kummers und der Schwermuth abgerechnet, immer roth. Ihre dunkelbraunen, feurigen Augen verkündigten ihren Geist. Ihre Stimme war sehr melodisch, und wenn sie in Affekt kam, voll Nachdruck. — Man hat einige Abbildungen von ihr; es ist aber keine ähnlich.

Doch, wozu so viele Worte, über die Hülle, die nun abgelegt ist, daß die Verwesung sie zerstöhre, — da der unsterbliche Geist, der sie bewohnte, ihrer nicht mehr bedarf, um in den höhern Regionen des Alls in einem größern und würdigern Wirkungskreise thätig zu seyn?

Es

Es sey mir erlaubt, diese flüchtige Skizze ihres Charakters mit dem schönen und wahren Gemählde zu schliessen, das einer ihrer innigsten Freunde, ein berühmter, allgemein geschätzter deutscher Schriftsteller, noch bey ihrem Leben von ihr entworfen hat. Es wird das Bild der edlen Verstorbnen, das nun vor der Phantasie meiner Leserinnen liegt, berichtigen und verschönern, und seinem Originale noch weit näher bringen:

Amalie.

Ein Obelisk;

der Denkerin

Marianne Ehrmann

errichtet

von

* * *

Amalie,
Die Zierde ihres Geschlechts!
Lehrerin und Vorbild
Alles Guten und Edlen!

Tiefforschend über den Menschen,
Tieffühlend, was sie denkt,
Voll Ehrfurcht vor dem Grossen,
Voll Liebe für das Schöne,
Voll Liebe für alle Menschen
Aus der Meisterhand des Schöpfers!
Zärtlich für den Gatten,
Innig für den Freund,
Treu in der Liebe,
Treu in der Freundschaft,
Treu der Tugend,
Treu der Religion,
Ihrer Religion!
Geistreich, nicht gelehrt!
Herzvoll, nicht empfindsam!
Keine Rednerin, aber beredt!
Gut ohne Wahrheitsscheu,
Gefällig, ohne schmeichelnd,
Groß, ohne stolz zu seyn!
Ihrer Feder
Dankt unser Vaterland.
Herrliche Schriften,
Voll eigenen Nachdenkens,
Voll großer Erfahrung,
Voll eleganter Wissenschaft,

geschrieben,
Mit hinreissendem Feuer,
Mit überredender Kraft,
In einer schönen Sprache,
In der Sprache des Herzens,
In dem Style der Natur!
In der edlen Absicht,
auszubreiten
Großsinn und Weisheit
Unter den Mädchen;
auszuschmücken
Ihren Verstand
Mit jeder schönen Kenntniß,
Ihr Herz
Mit jeder weiblichen Tugend!
Aufzurichten die Gefallenen,
Zu leiten die Verirrten,
Zu erhalten die Unschuld,
Zu warnen vor den Schlingen
Der überall geschäftigen Verführung.
Lehrerin wird sie und Freundin
Von edlen Mädchen,
Beglückerin der Menschheit
Von den Freyern genännt.
Lohne, lohne sie,

Du mein Vaterland,
Belohne das Verdienst!
Sey nur gerecht, gerecht in deinen Gaben!
Es ist genug,
Um diese Vortrefliche
auf immer
Vollkommen zu beglücken!
Sey mit ihr, du Gott der Edlen!
Schütze, wahre, erhalte sie!
Erhalte sie lange,
Erhalte
Ihren Geist der Welt
Ihre Weisheit der Jugend,
Ihre Zärtlichkeit dem Gatten,
Ihre Liebe dem Freunde!
Und gieb,
Du Herr des Lebens,
(Verzeih den kühnen Wunsch)
daß
Ihres Freundes Auge nie
Amaliens Grab,
daß
Amalie nie
Das Grab ihres Freundes
sehe!

Scenen aus dem ehelichen Leben der Herzogin Sabine von Wirtenberg.

Sabine, eine Tochter des Herzogs Albrecht von Bayern, und seiner Gemahlin Kunigunde von Oestreich, war in den frühern Jahres ihres Lebens ein rasches, feuriges Mädchen, von einem schönen, ansehnlichen Wuchse, voll Hang zu äuserm Glanze, eitel und leichtsinnig, empfänglich für die Freuden der Liebe, unbeugsam in Verfolgung ihrer Absichten, und übermüthig und stolz gegen all' diejenigen, die sie ihrer unwürdig hielt. Um so bitterer mußte für sie das Loos seyn, das beynahe allen Fürstentöchtern fällt, ihre Hand nicht dem geben zu dürfen, den ihr Herz erkohren hatte, sondern sich den Planen finsterer und klüglender Politiker aufzuopfern, und zur Erfüllung derselben, entweder die Neigungen ihres Herzens zu unterdrücken, oder die heiligsten Pflichten zu verhöhnen.

Der damalige junge Herzog Ulrich von Wirtenberg war nach der Meynung dieser

ökonomisch und politisch spekulirenden, für die Empfindungen eines jungen muntern Mädchens gefühllosen Grauköpfe, der Mann, durch den ihr die ehrenvollste Versorgung, dem bairischen Hause aber ein bedeutender Bundsgenosse erworben werden konnte. Sabinens Oheim, der Kaiser Maximilian war der erste, dem dieser unglückliche Gedanke durch den Kopf schoß, und er gefiel sich mit demselben so wohl, daß er ihn sogleich, nicht nur seinem Schwager, dem Herzog Albrecht, sondern auch den wirtenbergischen Räthen, die eben damals, wegen anderer Angelegenheiten, Unterhandlungen mit ihm pflogen, eröfnete. Die letztern berichteten das kaiserliche Ansinnen nach Hause; es wurde eine Landtagsversammlung veranstaltet, und die Abgeordneten waren alle der Meynung, daß die Heurath für das Land und für den jungen Herrn, besonders wegen der aus ihr entstehenden Verbindung mit dem höchsten Oberhaupte des Reiches, sehr vortheilhaft sey. Man schickte auch sogleich eine Gesandtschaft nach München ab, wo der Heurathsvertrag, ohne Schwierigkeiten, zur Unterzeichnung kam. (Am 19. October 1499.) Herzog Albrecht ver-

sprach

sprach seiner Tochter zur Mitgabe die für die damaligen Zeiten sehr große Summe von 32000 fl. und so viel Schmuck, Kleinodien und Silber als ihre Geburt und ihr Stand erfordern. Die Gesandtschaft aber räumte der Braut als Widerlage, die Einkünfte der Stadt und des Amts Waiblingen ein. Mit dieser Heurathsabrede wurde ein politischer Vertrag verbunden, in dem der neue Schwiegervater des Herzogs sich gegen diesen verpflichtete, ihn und sein ihm zugeordnetes Regiment bey dem Horber Vergleich zu schützen, vermöge dessen der vorige Herzog Eberhard der Regieruug entsagt hatte, und durch List und Gewalt gezwungen, in den Privatstand zurück getreten war.

Ulrich war, als diese Unterhandlungen betrieben wurden, erst zwölf Jahre alt, und unter der Vormundschaft seiner Räthe. Er wurde von diesen schlecht genug erzogen, um hoffen zu dürfen, daß sie das Ruder der Regierung noch lange in Händen behalten, und auch dann noch fortführen könnten, wenn er für volljährig erklärt seyn würde. Man behandelte ihn gerade so, als wenn er zu einem Mönche, nicht zu einem Fürsten bestimmt wäre. In sein Zim-

mer eingeschlossen, mußte er unter der Aufsicht dumpfer Pfaffen nichts als ewig Latein lernen, und die Hälfte des Tages mit religiösen Uebungen verderben. Um so mehr braußte dann der wohlbeleibte, dickköpfige Junge auf, als er seinen Pädagogen entwachsen war, und übertraf an Rohheit, wilder Unmenschlichkeit, Liebe zur Jagd, Streitlust und unbändiger Hitze den trotzigsten Ritter seiner Zeit. Es mußte alles nach seinem Kopfe gehen. Sein Herz schien für jedes sanftere Gefühl erstorben. Kein Aufwand war ihm zu groß, um dem brausenden Strome seiner Leidenschaften den Weg zu bahnen. Mit seinem stattlichen Bärenbeiser an der Seite, durchzog er die schönen Gauen seines Landes, im übermüthigen Wahne, das alles blos um seinetwillen da wäre. Die Regimentsräthe hatten sich sehr in ihm verrechnet. Denn sobald er vom Kaiser für volljährig erklärt war, welches schon in seinem sechszehnten Lebensjahre geschah, so führte er sich als unumschränkter Herr auf, folgte überall nur seinen Launen und seiner Leidenschaft, setzte alles durch Trotz und Gewalt durch und spielte die Rolle des Alleinherrschers mit einem um so größern Uebermuthe, um so

ge-

geringer der innere Beruf war, den er dazu erhalten hatte.

Im Jahre 1509. machte Ulrich seiner Braut einen Besuch in München, und hier war es auch das erste mal, wo sie sich sahen. Es war auf beyden Seiten nur zu bemerkbar, daß gegenseitige Liebe nicht das mindeste zu ihrer Verbindung beygetragen, und jedes in dem andern weniger gefunden hatte, als von ihnen erwartet war. Sabine that nach dem Gefühle des rauhen Ulrichs viel zu vornehm, zu jungferlich und zu spröde, und stimmte durchaus nicht in seinen Ton. Er aber schien ihr zu wild und zu ungehobelt, und sein fetter Bauch, sein dicker Kopf, seine aufgedunsenen Backen und sein unförmlicher Gliederbau mochten ihr auch nicht gefallen. War es also ein Wunder, wenn man noch mit weit größerer Kälte und Gleichgültigkeit auseinander gieng, als man zusammen gekommen war?

Es mochte auch Ulrichen sehr viel nicht um Sabinens Gunst zu thun gewesen seyn, denn er hatte im Bezirke seines eigenen Landes ein Mädchen wohnen, der er seine ganze, volle Liebe schenkte, und die, wie es scheint, nicht

unerwiedert blieb. Das war die junge Prinzeßin Elisabeth, eine Tochter des Markgrafen Friedrichs von Brandenburg, die bey ihrer Baase, der Wittwe des Herzogs Eberhards des Jüngern, zu Nürtingen wohnte. Sie war ein schönes, gutartiges Frauenzimmer, und Ulrichs Ideal von weiblichem Werthe weit gemäßer als Sabine. Er machte ihr häufige Besuche, ritt manchmal in der Nacht vor die Fenster ihres Zimmers, und lies ihr durch seinen Trompeter mit dem Zinken ein Ständchen bringen. Er verhehlte es auch nicht, da ohne das diese Besuche allgemein bekannt waren, daß er mit dem Gedanken umgehe, seine Braut aufzugeben, und den Wünschen seines Herzens eine Genüge zu thun. In München und am kaiserlichen Hofe machte das alles großes Aufsehen. Max, der seine Nichte doch nicht verstossen lassen wollte, und den Charakter des jungen Brauskopfes kannte, hielt es für's räthlichste, ihm die schöne Elisabeth hinwegzufischen, und wußte es in der Stille bey dem Markgrafen Ernst von Baden einzuleiten, daß dieser um sie freyte. Es wurde alles so schnell als möglich betrieben,

und unvermuthet kam der liebende Ulrich um seine Elisabeth. Indeß ward sie durch diese Heurath nicht glücklich. Ihr Gatte konnte sie nicht einmal in seine Residenz heimführen, und nach wenigen Jahren des ehelichen Lebens raffte sie der Tod hinweg. — Welch' ein Seegen wär' es für Ulrichen und für sein ganzes Land gewesen, wenn er sie davon getragen hätte!

Kaum war Elisabeth ihrem neuen Liebhaber angetraut, als dem jungen Herzog sowohl die Verwandten seiner Braut, als auch seine Räthe und Landstände aufs dringendste anlagen, Sabinen endlich glücklich zu machen, und sie als Fürstin ins Land zu führen. War es Verdruß über den Ausgang des Romans mit Elisabeth, oder war es wirkliches Erwachen einer Liebe zu Sabinen, oder Entschluß, der Politik ein Opfer zu bringen, — genug, er bewies sich bereitwillig, die Bitten der Seinigen zu erfüllen, und machte sogleich alle erforderlichen Anstalten zur Vermählungsfeyer. Der Churfürst Ludwig von der Pfalz war eben damals mit einer andern bayrischen Prinzeßin, Sibylle verlobt. Man traf die Abrede, daß dieser erst sein Beylager zu

Hei-

Heidelberg vollziehen, und daß dann die Gäste von dort aus, mit Ulrichs Braut, sich nach Stuttgardt begeben, und da den zweyten Trauungstag mit feyern sollten.

Das Vermählungsfest ward mit ungewöhnlicher Pracht vollzogen. Eine unzählbare Menge Menschen, Gäste und Zuschauer, strömten von allen Seiten herbey. Zwey und dreißig fürstliche Personen, sehr viele Grafen, Freyherren und Ritter, Gesandte von den meisten deutschen Höfen und beynahe von allen schwäbischen Ständen und Reichsstädten, die Prälaten des Landes, und viele Abgeordnete aus den Aemtern waren herzu gekommen, um das Fest durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Die Herzogin wurde mit einem sehr glänzenden Einzuge in die Hauptstadt geführt, und von dem Bischoffe von Costanz, an der Thüre der Stiftskirche, ihrem Gemahle angetraut. Die Feyerlichkeiten dauerten mehrere Tage fort, und wechselten mit Mahlzeiten, Bällen, Turnieren, Musik und Jagden ab. Aus einem Springbrunnen im Schloßhofe sprang weißer und rother Wein. Das Volk ward an vielen Tischen unter freyem Himmel gespeißt. Beym Hauptturnier

nier erhielt der Herzog den ersten Preis aus seiner Gemahlin Hand. Acht hundert kostbar gekleidete Jünglinge vom Lande herein, hielten die Wache, um allen Unordnungen vorzubeugen. Der Aufwand war ungeheuer. Es wurden z. B. 163 Ochsen, 1800 Kälber, 36 Pf. Inguer, 120 Pf. Nelken, 40 Pf. Safran und 6000 Scheffel Früchte verzehrt.

So groß die Volksmenge war, die in diesen Tagen zu Stuttgardt zusammenströmte, und so sehr Ritter und Knechte, Freye und arme Leute, nach dem Geiste jener Zeit, im Genusse der Freude ausschweiften, so wurde sie ihnen doch durch keinen unglücklichen Zufall vergällt. Aber zu einem schändlichen Morde gab dieses Fest die Veranlassung, der einige Tage später verübt ward. Der kaiserl. Gesandte Graf Felix von Werdenberg hatte die Ehre, mit der fürstlichen Braut den Ball zu eröfnen. Werdenberg war ein kleines, unansehnliches Männchen, das neben der großen, schlank gewachsenen Fürstin eine poßirliche Figur machte. Der Graf Andreas von Sonneberg, der ihn um diese Ehre beneiden mochte, und vielleicht schon einen alten Groll gegen ihn im Herzen

zen hatte, war so unverschämt, daß er in Gegenwart aller Zuschauer dem kleinen Tänzer überlaut zurief: „Streck dich, Werdenberg! — hoch genug.“ — Dieser, aufs äuserste entrüstet, drohte dem Spötter mit Rache. „Wie, erwiederte Graf Andreas, im Vertrauen auf seine überwiegende körperliche Kraft — wie, ein solches Schulknäblein sollte mich ausfordern? Wenn ich meinen Finger zwischen deine Zähne legte, hättest du doch das Herz nicht, zuzubeisen!“ — Die Gäste traten hinzu, die Streiter von einander zu entfernen. Der Herzog selbst bot alles auf, sie zu besänftigen, und setzte einen Tag fest, auf den ihr Spahn im Frieden beygelegt werden sollte. Aber Werdenberg kochte Wuth in seinem Herzen. Zwar zwang er sich, sie während des Festes noch zu unterdrücken; aber den von Ulrichen bestimmten Tag wollt' er nicht, ohne Rache zu nehmen, erwarten. Sonneberg ritt unbewaffnet, nur von ein Paar Knechten begleitet, auf die Vogeljagd. Sogleich eilte ihm Werdenberg geharnischt, mit zehen wohlgerüsteten Männern nach. Graf Andreas, der sich übermannt sah', suchte zu entfliehen. Aber unglücklicher

Weise stürzte sein Pferd in einen Graben; Werdenberg fiel mit seinen Leuten über ihn her, und in wenigen Augenblicken ward er mit vielen Wunden ermordet. Der Mörder zeigte den Handel selbst am kaiserlichen Hofe an, und wußte alles so zu seinem Vortheile darzustellen, daß er von Maximilian begnadiget wurde. Die Sonnebergische Familie hat das Andenken an diese That durch eine auffallende Innschrift zu erhalten gesucht, indem sie an alle Kirchthüren in der Grafschaft Scheer, auf der Seite gegen Sigmaringen zu, die Worte setzen ließ: Rache erlöscht nicht. — Erst in unsern Tagen hat man das Unschickliche derselben eingesehen, und sie überall ausgelöscht.

So prächtig und glänzend Sabinens Hochzeit war, so unglücklich war ihre Ehe. Manchmal werden durch die Gemeinschaft des Tisches und des Bettes die Mißverständnisse und Zwiste unter Brautleuten gehoben, und die durch äusere Umstände veranlaßte größere Vertraulichkeit führt sie zuweilen zu einer weit bessern Harmonie, als die vorige Kälte und Neckereyen hätten erwarten lassen. So gieng es aber nicht bey diesem jungen Fürstenpaare. Ulrich

war kein Mann für Sabinen, Sabine kein Weib für Ulrichen; — und das allerschlimmste — beyde sahen es so deutlich ein, daß sie nicht für einander waren, daß keines glaubte, es lohne sich der Mühe, nach der Liebe des andern zu streben. Sabine benahm sich als Frau eben so, wie sie sich als Braut benommen hatte; sie that eben so kalt und so gleichgültig, handelte eben so stolz und so störrisch, und konnte dem heftigen, aufbrausenden Ulrich kein Wort schweigen; vielmehr gab sie ihm bey jeder Gelegenheit zornige und heise Reden, erwiederte seine Liebkosungen mit schnöder Sprödigkeit, und ließ es sich wohl gar manchmal merken, daß ihr unter allen Männern am Hofe Ulrich gerade am wenigsten gefalle. — Er, weit entfernt, den Eigensinn seines Weibes durch Vernunft und Klugheit zu brechen, war so wenig Meister über seine gewaltigen Leidenschaften, daß er ihn durch die derben Ausbrüche derselben noch bestärkte. Er überließ sich, wie zuvor, seinem Hang zu rohen, ritterlichen Vergnügungen, verschwendete mit den Genossen seiner Ausschweifungen ungeheure Summen, machte sich allmählich bey all' seinen Unterthanen

ver=

verhaßt, wollte überall mit dem Kopfe durch die Wand, verachtete jeden guten Rath, hieng sich an Schmeichler und Betrüger, und suchte sich für die spröde Kälte seines eignen Weibes durch den vertrauten Umgang mit andern zu entschädigen. Vielleicht daß auch die Markgräfin Elisabeth, die noch immer in Stuttgardt lebte, manchen Funken quälenden Argwohns in das Herz der jungen Fürstin gesenkt haben möchte. Es fehlte dazu nicht an Schwätzern und Verläumdern, die ihren Vortheil dabey fanden, wenn auf beyden Seiten der Groll immer mehr angefacht wurde. Dadurch kam es öfters zwischen dem unglücklichen Paare zu ernsthaften Auftritten. Manchmal nöthigte sie ihn durch ihre Vorwürfe und bitterböse Worte, daß er, um Ruhe zu haben, des Nachts von ihr aus dem Bette aufstand und in ein anderes Zimmer gieng, oder den Unmuth wegzusaufen und wegzuschwärmen suchte. Ja es kam endlich zu Schlägen, und ist ihre Anklage gegründet, so hat er einst sogar seinen großen Bärenbeiser an sie gehetzt, und ein andermal warf er sie nieder, stieß sie mit den Spornen und trat sie mit Füßen.

Unter den Frauenzimmern am Hofe, die sich der Zuneigung des Herzogs zu erfreuen hatten, war auch die Tochter seines Erbmarschalls, Konrads von Thumb, ein munteres, lebhaftes Mädchen, und wie es scheint, nicht gleichgültig gegen die Gunstbezeugungen ihres Fürsten. Er saß oft lange bey ihr in den Zimmern der Hofdamen, und machte ihr auch manchmal einen Besuch in dem Hause des Erbmarschalls. Hans von Hutten, Kammerjunker des Herzogs, einer seiner vertrautesten Gesellen, gewohnt, mit weit mehr Freyheit gegen ihn zu handeln, als es Dienern gegen ihre Herren ziemt, warb um die Hand des Fräuleins, und sah sogleich seine Wünsche gekrönt. Demungeachtet betrug sich der Herzog auf die vorige Weise, schlich dem jungen Weibe auf verbotenen Wegen nach, und verrieth Absichten, die diese eben so sehr beleidigen, als ihn entehren mußten.

Hutten durfte eben kein eifersüchtiger Ehemann seyn, um durch das Benehmen des Herzogs entrüstet zu werden. Seine Verwandten, denen er seine Noth geklagt hatte, riethen ihm zu wiederholten malen, den Hof zu verlassen.

Aber

Aber er konnte sich dazu nicht entschliessen, da ihn eine Neigung, nicht weniger sträflich als die seines Herrn, an denselben fesselte. Er war einer der ansehnlichsten Junker am Hofe. Er mochte auch schon beym Einzuge der Herzogin, als er beym Ritterspiele mit Graf Georgen von Hohenlohe den andern Auftritt im Stechzuge gemacht hatte, Aufmerksamkeit erregt haben. Es war bekannt, daß er den Herzog haßte, und niemand sprach so dreist und frey von ihm als er. Lauter Umstände, die ihn Sabinen empfahlen. Ihr Umgang fieng an, vertrauter zu werden als es sich, besonders nach den damaligen strengern Sitten, ziemte, und was war natürlicher, als daß sie sich das nämliche erlaubten, was sie ihre beyderseitigen Ehegatten thun sahen, zumal da sie die Untreue derselben auf keine gerechtere Weise rächen zu können glaubten?

Das spröde Betragen der Herzogin scheint in Ulrichen schon länger den Verdacht erweckt zu haben, daß ihr vielleicht einer seiner Ritter mehr behagen dürfte als er selbst. Dieser Argwohn wurde aber zur Gewißheit erhoben, als ihm ein Trompeter entdeckte, wie oft

und zu welchen Zeiten Hans Sabinen zu besuchen pflege, und was er bey diesen Besuchen gesehen und gehört habe. Ulrich verschloß seinen Groll in seinem Herzen, um ihn bey einer schicklichen Gelegenheit auszulassen; einen Groll, der um so tiefer lag, und um so gewaltiger gährte, da die Herzogin eben damals hoch schwanger war.

Diese hatte ihrem lieben Junker Hans den Ehering, den sie von Ulrichen empfangen hatte, als Pfand der Treue gegeben, und er war so frech, oder aus Verblendung über sein eingebildetes Glück so unvorsichtig, ihn, als er (am 7. May 1515.) mit dem Herzoge auf die Jagd ritt, an die Hand zu stecken. Kaum hatte Ulrich dieß auffallende Zeichen der Untreue seines Weibes bemerkt, als er sogleich einen Edelknaben an sie absandte, mit dem Befehl, ihm ihren Ehering zu schicken. Der Knabe kam mit der Antwort zurück, die Fürstin könne den Ring nicht finden. Unter der Hand aber hatte sie Hansen zu wissen gemacht, daß er ihr denselben schleunigst zurück geben möchte. Allein es ward alles verrathen, und der Herzog sann die Nacht hindurch auf Rache.

Am folgenden Morgen wurde die Jagd im Böblinger Walde fortgesetzt. Der Herzog befahl seinem ganzen Gefolge, sich zu entfernen; nur Hansen behielt er bey sich. Erst stellte er ihn wegen all' deß, was er wußte, zu Rede. Der Junker, aus Bestürzung oder aus Trotz, läugnete nichts. Um so fürchterlicher brach die Wuth des Herzogs aus. „So empfange denn — rief er ihm zu — treuloser, verrätherischer Fleischbösewicht, deinen Lohn! Wehre dich deines Leibes und Lebens!" Er zog das Schwerd, stürzte auf ihn loß, machte ihn nieder, zog ihm seinen Leibgürtel ab, und hieng seinen Körper an demselben an die nächste Eiche auf.

Das Pferd des Unglücklichen verkündigte dem Gefolge des Herzogs, daß sich ein Unfall ereignet hatte. Die Männer eilten zurück, und erstaunten ob dem schrecklichen Schauspiele, das sie erblickten. Keiner aber entsetzte sich mehr über dasselbe, als der Herzog Heinrich von Braunschweig, der sich auch unter den Rittern befand. Ulrich erzählte ihnen alles, was geschehen war; aber er vermochte nicht den Eindruck auszulöschen, den dieser schauerliche Anblick auf die Seinen gemacht hatte.

Durch nichts hätte der Herzog das ganze Publikum so sehr gegen sich einnehmen können, als durch diese That. Da sie kein Werk der Uebereilung, sondern eine ganze Nacht lang überlegt war, so betrachtete sie Jedermann, und zwar mit vollem Rechte, als den schändlichsten Mord und als den verruchtesten Tyrannenstreich, und wer davon hörte, ward mit Abscheu gegen den Thäter erfüllt. Wollte man in Deutschland einen fürstlichen Unmenschen nennen, so nannte man den Namen Uzens von Wirtenberg. Am kaiserlichen Hofe verlohr er vollends den Schatten von Achtung, der sich noch erhalten hatte; in München brütete man Rache gegen den unwürdigen Schwager, der die arme Schwester durch diesen Auftritt in so böse Gerüchte brachte; der Adel des Landes sah sich, nach einer solchen Mißhandlung eines seiner Genossen, seiner Güter und seines Lebens nicht mehr sicher; die armen Leute zitterten vor dem Mörder; und die Familie der Hutten, eines der angesehensten und reichsten fränkischen Geschlechter, setzte Himmel und Erde in Bewegung, um Jedermann das schreyende Unrecht, das ihrem Vetter erwiesen war, fühlbar zu ma-

chen, und Kaiser und Reich gegen den Mörder in Harnisch zu bringen. Ulrich von Hutten, einer der ersten Köpfe seiner Zeit, der in sich den durchdringendsten Blick mit der glänzendsten Darstellungsgabe vereinigte, schilderte Ulrichs That in öffentlichen Schriften mit den schwärzesten Farben, und brandmarkte ihn mit der ihm eigenen Feuerkraft vor einem ungeheuren Publikum, daß Jedermann mit Entsetzen auf den so bezeichneten Verbrecher hinblickte.

Was Sabine bey diesem plötzlichen, schauerlichen Ende ihres lieben Buhlen fühlen mußte, und wie ihr Herz von Furcht, Kleinmuth, Mitleiden und Rachgier gepreßt war, bedarf keiner Beschreibung. Vier Tage nach seinem Tode ward sie entbunden. Sie gebahr den nachherigen Herzog Christoph, der durch die schönsten und größten Eigenschaften des Geistes und Herzens sich vor allen frühern und spätern Regenten Wirtenbergs so ruhmvoll ausgezeichnet hat. War sie zuvor gegen Ulrichen kalt und gleichgültig, so fieng sie nun an, ihn mit der ärgsten Bitterkeit zu hassen und zu verabscheuen. Von seiner Seite fehlte es auch nicht an Vorwürfen und schmer-

zenden Beleidigungen, die er durch die zuweilen in einer vorübergehenden gutmüthigen Laune geäuserte Bereitwilligkeit, alles Vergangene zu vergeben und zu vergessen, nicht wieder gut machen konnte. Sabinens Mutter schrieb ihr Briefe voll Klagen über ihr unglückliches Schicksal, und all' ihre Vertrauten bemitleideten sie, über die Härte, Unmenschlichkeit und Eifersucht ihres Gatten. Niemand war rechtschaffen oder freymüthig genug, ihr den Antheil, den sie selbst an der Entstehung ihrer Leiden hatte, geradezu ins Gesicht zu sagen, und an die Verbesserung ihrer eigenen Fehler zu erinnern. Alles vereinte sich, sie in dem falschen Wahne zu bestärken, daß sie ohne ihr Verschulden unglücklich sey, und bey demselben konnte in ihrer Seele die Entschließung unmöglich erwachen, sich durch Bescheidenheit, Gefälligkeit, Sanftmuth und Gattentreue ihr Loos zu versüssen.

Nach Huttens Entleibung hatte Sabine den Obervogt Dietrich Späth von Urach, wo sie sich, da sie überhaupt wenig mit ihrem Gemahle zusammen lebte, meistens aufhielt, zu ihrem Vertrauten gemacht, der ihr

an Leichtsinn, Hang zum Wohlleben und Haß gegen Ulrichen vollkommen ähnlich war. Die Verläumdung streute bald das Gerücht aus, daß Dietrich bey Sabinen nicht weniger geltend sey als Junker Hans, und trug es so öffentlich herum, daß es auch vor die Ohren des Herzogs kommen mußte. Dieser, der alles Böse von seiner Gemahlin erwarten zu dürfen glaubte, zweifelte gar nicht an der Zuverläßigkeit desselben, und sann nur darauf, wie er einen festen, sichern Beweis ihrer Treulosigkeit entdecken möchte. Er beurlaubte sich von ihr mit dem Vorwande, daß er auf einige Zeit verreisen werde. Sabine wollte seine Abwesenheit nicht ungenützt lassen, sondern sich mit Späthen und ihren übrigen Anhängern einen vergnügten Tag machen. Es ward ein Ball veranstaltet. Jedermann war lustig und guter Dinge, und die Herzogin tanzte eben mit dem Obervogte, als Ulrich unerkannt in den Saal schlich. Seine Gemahlin und ihr Tänzer benahmen sich mit einer sorglosen und zweydeutigen Vertraulichkeit, die den eifersüchtigen Uzen aufs äuserste empörte. Er trat in die Reihe der Tanzenden, nahm Sabinen bey der

Hand und stürmte mit ihr so gewaltig herum, gab ihr auch nebenbey so manchen derben Stoß mit den Spornen, daß die Frage nicht mehr seyn konnte, wer der unbekannte Tänzer sey. Furchtsam lief die Gesellschaft auseinander und ließ die beyden Eheleute allein auf dem Saale. — War es ein Wunder, zumal bey einem Manne von Ulrichs Feuer, wenn sein Zorn aufs ärgste gegen die lüsterne und leichtsinnige Sabine ausbrach?

Dieser neue Auftritt brachte den Entschluß, den sie zuvor schon gefaßt hatte, zu seiner Reife, ihren Gatten heimlich zu verlassen; und sie durfte sich in der Ausführung desselben um so weniger säumen, da die Sage umher gieng, daß der Herzog einige Zimmer zurecht machen liesse, in denen sie ihr Leben in einer ewigen Gefangenschaft zubringen sollte. Bald zeigte sich eine Gelegenheit dazu. Ulrich ward vom Kaiser nach Ulm berufen. Auf der Hinreise besuchte er Sabinen, die sich damals zu Nürtingen, bey der Wittwe des Herzogs Eberhards aufhielt. Bey dieser Zusammenkunft betrugen sich beyde Theile sehr gefällig gegen einander. Die Herzogin heuchelte eine Freundlichkeit, die Ul-

richen alle vorigen Zwiste vergessen zu machen schien. Sie versprach ihm, sogleich nach seiner Zurückkunft in Stuttgardt einzutreffen, und da sie sich, um ihr Vorhaben desto besser zu verbergen, krank stellte, so schickte er ihr seinen Leibarzt. Nach acht Tagen wurde dieser entlassen, und durch ihn dem Herzoge, der schon wieder in seiner Residenz angekommen war, gemeldet, wann sie ihm nachfolgen werde. Aber kaum hatte sich der Arzt entfernt, als Sabine in der Nacht plötzlich verschwand. Begleitet von ihren Vertrauten Dietrich Späth, Hans Dietrich von Westerstetten, und Jörg Staufern von Hohenstaufen, eilte sie über die Gränze des Landes, und kam glücklich über Ehingen an der Donau zu München an, wo man sich über das Gelingen ihrer Flucht, die ihr ihre Mutter und ihre Brüder, die Herzoge von Baiern, selbst angerathen hatten, nicht anders freute, als wenn sie der entscheidendsten Gefahr des Leibes und Lebens entgangen wäre.

Ulrich befand sich in der peinlichsten Lage. Von seinem Adel und seinen Unterthanen gehaßt, ohne Rathgeber und ohne Freunde, und voll

Argwohns gegen alle Menschen, die ihn umgaben, bot die Huttensche Familie, und das bairische Haus alles auf, ihn beym Kaiser, der bey den Mißhandlungen, die er seiner Nichte erwiesen hatte, nicht gleichgültig seyn konnte, als einen Tyrannen, Mörder und Rebellen anzuschwärzen, und es war ihnen nicht schwer, es dahin einzuleiten, daß die Achtserklärung über ihn erkannt wurde. Jedoch ward sie nach wenigen Tagen wieder aufgehoben, und durch einen unter den streitenden Partheyen geschlossenen Vertrag den Beleidigten Genugthuung verschaft, und Ulrich verbindlich gemacht, sechs Jahre lang der Regierung seines Landes zu entsagen, und sie einem Ausschusse von seinen Räthen zu überlassen. Der Herzogin mußte er zu ihrer Bedienung einige schwäbische, adeliche Jungfern, und unter denselben eine verständige und wohlgelittene Person schicken, ihre Kleinodien, Kleider und Silbergeschirr ausliefern, und jährlich zu ihrer Unterhaltung eine zureichende Summe Gelds zu Augsburg niederlegen. Zur Rettung ihrer durch den Huttenschen Handel so sehr verletzten Ehre aber, mußten die Klatscher, die Sabinen bey Ulrichen

chen wegen ihres Umgangs mit Junker Hansen verleumdet hatten, vor den Kommissarien erklären: „daß sie ihrer gnädigen Frau Unrecht gethan haben und nichts von ihr wüßten, als was einer hochgebohrnen, frommen Fürstin ziemt und wohl zustehet.“

Solche Verträge können zwar unter streitenden Partheyen den äusern Frieden stiften; aber selten verlöschen sie den gegenseitigen Haß, der in ihrem Innern kocht. Ulrichs Feinde suchten noch immer sich an ihm zu rächen; und er gab ihnen durch seine Unbesonnenheit und Hitze nur gar zu bald Gelegenheit dazu. Gleich auf seinem Rückzuge von Blaubeuren, wo jene Uebereinkunft geschlossen war, konnte es die Gräfin von Helfenstein nur durch einen Fußfall über ihn gewinnen, daß er nicht ihre Veste Hiltenburg samt den umliegenden Dörfern verbrannte. Es fiel ihm nicht ein, die Bedingung wegen der Abtretung des Regiments zu erfüllen; vielmehr wüthete er mit unmenschlicher Grausamkeit gegen diejenigeu Räthe, von denen er glaubte, daß sie die Abtretung zu befördern suchten, und man sah Leute von Verdiensten, von den besten Familien und von ehr-

würs

würdigem Alter foltern, am Feuer braten, köpfen und viertheilen; und endlich nahm er gar, in einem Anfall von unbegreiflicher Unbesonnenheit, die Stadt Reutlingen hinweg, und verleibte sie als eine Eroberung seinem Lande ein. Dieser letzte Streich brachte alles in Harnisch. Der schwäbische Bund, dessen Mitglied jene alte, unmittelbare Reichsstadt war, rückte ins Feld, und Wilhelm von Baiern, Sabinens Bruder, war der oberste Hauptmann desselben. Wie hätte dieser seinen Muth an dem wilden Schwager besser kühlen können? — In kurzer Zeit ward ganz Wirtenberg von den Bundsverwandten erobert, und um eine sehr geringe Summe au Oesterreich verkauft. Ulrich mußte flüchtig werden und vierzehn Jahre lang als ein brodloser Abentheurer von den Wohlthaten auswärtiger Fürsten leben. Sabine hatte die Freude, ihre beyden Kinder, die der Besatzung des Schlosses Tübingen anvertraut waren, nach einer vierjährigen Trennung wieder zu sehen. Der juuge Prinz Christoph wurde aber bald nach Insprук abgeschickt, und blieb von dort an bey dem kaiserlichen Hoflager. Sie ließ sich mit der

Prin=

Prinzeßin in ihrem Lieblingsaufenthalte Urach nieder, wo diese, ihre Tochter, in ihrem siebenzehnten Lebensjahre an der Pest starb.

So schnell Ulrich sein Land verlohren hatte, so schnell eroberte er es wieder. Sabine mußte aufs Neue in ihr älterliches Haus zurückfliehen. Als aber ihr Gemahl starb, und Christoph die Regierung antrat, wurde sie durch eine ansehnliche Gesandtschaft ins Land zurückgeholt. Sie lebte von da an in ihrem Witthumsitze Nürtingen, erwieß sich in ihrem Alter sehr andächtig, theilte an Arme und Kranke große Wohlthaten aus, und wurde nach ihrem Tode (am 30. Aug. 1564.) zu Tübingen begraben.

Ende des ersten Bändchens.

Druckfehler.

Seite 11 Zeile 9 statt Avtamaden lies Avtomaten.
— 34 — 20 — empfangen — umfangen.
— 41 — 12 — verdrießlich — verdienstlich.
— 47 — 2 — Kotterie — Koketterie.
— 47 — 11 bleibt weg: sich.
— 79 — 11 — ihren Gebieter — ihrem Gebiete.
— 86 — 9 nach Albaner muß Claudius hineingesetzt werden.
— 92 — 22 — Karioli — Korioli.
— 103 — 1 — iwartete — erwartete.
— 108 — 8 — schliech — schlich; so ist auch einige mal rieß statt riß, grief statt griff, gedruckt.
— 178 — 5 — sophistische — sophitische.
— 200 — 18 und 19 — veranstaltete und erdfnete — veranstalte und erdfne.
— 205 — 3 — Komarier — Kanarier..
— 210 — 18 — Planhaftern — Pomphaftern.

L.D.

Pahl

1

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pahl, Johann Gottfried <<von>>,

Lesebuch für das schöne Geschlecht in angenehmen und lehrreichen Unterhaltungen

Bd.: 1.

Nördlingen 1800

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5206 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261338-2
VD18 80284191-001